universität wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

Regel, Fehler, Korrektur. Der *non-native discourse* in Linguistik und Sprachphilosophie.

Verfasserin

Ana Monika Pirc

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 792 327
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Sprachwissenschaft
Betreuer:	ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Gruber ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Herbert Hrachovec

Inhaltsverzeichnis

Danksagung 7

Einleitung 8

1 **Der *non-native discourse*: Definition und Begriffsklärung** 11

1.1 Einleitung 11

1.1.1 Warum der Begriff non-native discourse? 12

1.1.2 *Discourse*, Diskurs 13

1.1.3 *Native speaker* versus *Muttersprachler* 15

1.1.4 Geschichte des Begriffs *native speaker* 18

1.2 Der *native speaker* und der *non-native speaker* in der formal-naturwissenschaftlich orientierten Sprachwissenschaft 21

1.2.1 Der idealisierte Sprecher am Beginn der modernen Linguistik 21

1.2.2 Der *native speaker* als theoretischer Begriff: Noam Chomsky und die Generative Grammatik 23

1.2.3 Der *non-native speaker* in aktuellen formal-naturwissenschaftlich orientierten Grammatiktheorien 31

1.3 Der *native speaker* in der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik 33

1.3.1 Soziolinguistische Konzipierungen des *native speakers* 33

1.3.2 Beispiele aus der angewandten Sprachwissenschaft 37

1.3.3 Der *non-native speaker* in der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik 39

1.4 Der *native* und der *non-native speaker* in der Sprachphilosophie 46

1.4.1 Sprachwissenschaft versus Sprachphilosophie 47

1.4.2 Der *native speaker* in der Philosophie 49

1.4.3 Der *non-native speaker* in der Philosophie 55

1.5 Der *non-native discourse* in der vorliegenden Dissertation 57

2 **Aktuelle konkrete Forschung zu einem *non-native discourse*** 59

2.1 Einleitung: Was ist *English as a Lingua Franca*? 59

2.1.1 Englisch als globales Kommunikationsmittel 60

2.1.2 ELF als eigenständige Forschungsrichtung 63

2.1.3 ELF-Definitionen 65

2.1.4 Funktion statt Form 68

2.1.5 Sprecher versus Benutzer versus Lerner 70

2.1.6 ELF ist an keine Sprachgemeinschaft gebunden 71

2.1.7 Schlussbemerkung 75

2.2 ELF-Datenkorpora: VOICE, ELFA, TELF, ACE 76

2.2.1 VOICE (Vienna-Oxford International Corpus of English) ... 76
2.2.2 ELFA (English as a Lingua Franca in Academic Settings) ... 77
2.2.3 TELF (Tübingen English as a Lingua Franca Corpus) ... 78
2.2.4 ACE (Asian Corpus of English) ... 79
2.3 Globalisierung, Anglisierung und ELF ... 80
2.3.1 Anglisierung in der ELF-Forschung ... 80
2.3.2 Anglisierung außerhalb der ELF-Forschung ... 83
2.4 Der Status von Regeln, Normen und Korrektheit in ELF ... 86
2.4.1 Sprachliche *Fehler* in der ELF-Forschung ... 86
2.4.2 (Un-)Regelmäßigkeit und (Post-)Normativität in ELF? ... 88
2.4.3 Korrektheit in ELF ... 91
2.4.4 *Self-correction* ... 92
2.5 Virtuelle Sprache oder realer Sprachgebrauch? ... 97
2.5.1 Eine Rekonzeptualisierung des Englischen ... 98
2.5.2 *Virtual English* ... 98
2.5.3 Konkrete mehrsprachige und normative Ressourcen ... 100
2.6 Zusammenfassung ... 102
3 **Grammatiktheoretischer Zugang zum *non-native discourse*:** ... 104
3.1 Grammatiktheorie neu ... 104
3.1.1 Einleitung ... 104
3.1.2 Daten und Informanten in modernen Grammatiktheorien ... 106
3.1.3 Überwindung der Grammatikalität und Regelhaftigkeit? ... 109
3.2 Ein Grammatikmodell für die Interaktion und den *non-native discourse*? Konstruktionsgrammatik ... 113
3.2.1 Kontext und Hintergrund der Konstruktionsgrammatik ... 115
3.2.2 Richtungen der Konstruktionsgrammatik ... 115
3.2.3 Grundsätze der Konstruktionsgrammatik: Gemeinsamkeiten ... 118
3.2.4 Gebrauchsbasierte Ansätze der Konstruktionsgrammatik: kein sprachspezifisch angeborenes Wissen ... 122
3.2.5 Diskussion ausgewählter theoretischer Begriffe der Konstruktionsgrammatik 124
3.3 Konstruktionsgrammatik und Soziolinguistik ... 136
3.3.1 Prinzipien der Konstruktionsgrammatik, die eine Verbindung mit Soziolinguistik ermöglichen ... 136
3.3.2 Rekontextualisierung der Daten in der Konstruktionsgrammatik; Situationsbedingtheit ... 139
3.3.3 Konstruktionsgrammatik und Gesprächslinguistik; Interaktion, Diskurs, Variation ... 142
3.3.4 Konstruktionsgrammatik und der Spracherwerb ... 146

4 **Konstruktionsgrammatische Analyse des *non-native discourse*: ELF-Konstruktionen** ... 155
4.1 Einleitung: Konstruktionsgrammatik und der *non-native discourse* ... 155
4.1.1 Der *non-native speaker* in ausgewählten *Standardwerken* der Konstruktionsgrammatik ... 156
4.1.2 Konstruktionsgrammatische Arbeiten zum *non-native discourse* per se ... 160
4.2 Konstruktionen im Englischen als Lingua Franca: Analyse ... 164
4.2.1 Dritte Person Singular Präsens *-s* ... 166
4.2.2 *Generische* Verben ... 168
4.2.3 *Redundante* Präpositionen ... 170
4.2.4 *Irreguläre* Pluralbildung ... 175
4.2.5 Valenzverschiebung ... 177
4.2.6 Variable Form-Funktions-Paare ... 181
4.3 Veränderte Konzipierung einiger (grammatik)theoretischer Grundlagen und Prinzipien im Hinblick auf den *non-native discourse* ... 183
4.3.1 Veränderte Rolle der Sprachgemeinschaft und des Kontexts ... 183
4.3.2 Konstruktionswandel und Grammatikalisierung ... 187
4.3.3 *Emergente Grammatik* und Ad-hoc-Konstruktionen ... 189
4.4 Zusammenfassung und Schlussbemerkungen ... 192
5 **Eine Neufassung des Unterschieds zwischen Muttersprache und Fremdsprache: philosophische Konzipierung des *native* und des *non-native discourse*** ... 195
5.1 Regelfolgen und der *non-native discourse* in der Philosophie ... 195
5.1.1 Einleitung ... 195
5.1.2 Einige Überlegungen zum Regelfolgen, insbesondere in der Sprache ... 196
5.1.3 Wittgenstein und das Regelfolgen ... 202
5.1.4 Wittgenstein, Irregularität und Interkulturalität ... 207
5.2 Sprecher teilen keine gemeinsame Sprache: radikale Verständigungsprobleme bei Wittgenstein, Quine und Davidson ... 210
5.2.1 Einführung zu Quine und Davidson ... 210
5.2.2 Sprecher und Hörer verstehen kein Wort voneinander ... 213
5.2.3 Was sollte unterstellt werden, um den Fremdsprachigen zu verstehen: Prinzip der Nachsichtigkeit, Kontext, gemeinsames Weltwissen ... 221
5.3 Sprecher teilen eine gemeinsame Sprache, aber die *Sprachregeln* werden trotzdem nicht befolgt ... 224
5.3.1 Vereinzelte Irregularitäten und Normabweichungen: Malapropismen ... 224
5.3.2 *A Nice Derangement of Epitaphs* im Hinblick auf den *non-native discourse* ... 226
5.3.3 Individualismus, Situationsbedingtheit und Dynamik gegen Allgemeinheit und Gemeinschaftlichkeit der *Sprache*? ... 237

5.4 Philosophische Analyse von Gesprächssituationen in ELF: Beispiele aus VOICE und ELFA ... 240
5.4.1 Irrtümlich gebrauchte, klanglich ähnliche Wörter ... 240
5.4.2 *Fehlertoleranz* und *Zurücknormalisierung* ... 244
5.4.3 Malapropismen und Fauxamis ... 246
5.4.4 Einzelne fremdsprachliche Elemente ... 249
5.5 Schlussbemerkungen ... 252
6 Regeln und Normen im *non-native discourse*: von der Systematizität zur Dynamik in der Sprachtheorie ... 255
6.1 Sprachgemeinschaft versus Idiolekt ... 256
6.2 Dynamik, Veränderlichkeit und Emergenz sprachlicher Formen ... 259
6.3 Kontext, außersprachliche Realität und gemeinsames Weltwissen ... 264
6.4 Kommunikation, Intention, Kooperation ... 267
6.5 Sprachliche Regeln, Normen, Gesetze und *Fehler* zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie ... 272
Literaturverzeichnis ... 283
Deutsches Abstract ... 312
English Abstract ... 313
Lebenslauf ... 314

Danksagung

Ich hätte das Doktoratsstudium alleine nie bewältigen können.
Einigen Personen bin ich für ihre Unterstützung und Hilfe bei der Erstellung dieser Arbeit deshalb besonders dankbar:
Meinem Betreuer Prof. Helmut Gruber für seine überaus wertvollen Ratschläge zum Studium, das schnelle und detaillierte Lesen der einzelnen Textteile, seine Anmerkungen dazu und die Unterstützung beim Fortgang der Arbeit.
Meinem Betreuer Prof. Herbert Hrachovec für seine Kommentare und mehrere Gespräche, die mir geholfen haben, die richtige Richtung des Fragestellens zu finden und mich in den (Teil)Disziplinen nicht zu verlaufen.
Meinen Kollegen Doktoranden und/oder Diskutanten, besonders Snezana Gjorgieva und Berat Baser, für die Möglichkeit, in einem gelassenen Rahmen meine Arbeit (und alles was dazu gehört) immer wieder zu besprechen.
Meinen Eltern Irena und Marijan Pirc und meinem Onkel Janez Pirc für ihre emotionelle und materielle Unterstützung.
Meinen Geschwistern Neža, Tina, Janko, Peter (samt Familien) und meinen Freunden in Wien und Ljubljana dafür, dass sie mich durch die Studienjahre begleitet haben.
Meinem Verlobten Jernej Habjan für die fachliche Hilfe und seinen liebevollen Halt.

Ich widme diese Arbeit meinen Eltern. Hvala!

Mein Studium wurde durch das Stipendium „Adfutura“ für slowenische Studierende im Ausland des Slowenischen öffentlichen Fonds zur Förderung von Fachkräften und für Stipendien (Javni sklad Republike Slovenije za razvoj kadrov in štipendije) und das Abschlussstipendium der Universität Wien gefördert.

Einleitung

In der traditionellen Sprachwissenschaft stehen das Identifizieren von sprachlichen Regelhaftigkeiten und das Aufstellen von möglichst exakten Regelsystemen im Mittelpunkt. Unter der Voraussetzung, dass in der sprachlichen Verständigung aber nicht nur Regelmäßigkeiten, sondern auch Unregelmäßigkeiten als deren essentieller Bestandteil vorhanden sind, werden in dieser Dissertation vorrangig bestimmte Formen von *Ungrammatikalität* untersucht. Die zentrale Frage, die dabei gestellt wird, ist, wie Sprachtheorien mit Unregelmäßigkeiten umgehen. Oder, anders ausgedrückt: wie werden sprachliche *Fehler* theoretisch konzipiert und welche Rolle spielen sie in der Sprachtheorie? Weil in diesem Zusammenhang traditionell der sogenannte *native speaker* als ultimativer Richter über Sprachregeln und dadurch über Korrektheit oder Grammatikalität sprachlicher Äußerungen aufgefasst wird, wird in dieser Arbeit der Zusammenhang zwischen Sprachregeln und dem *Muttersprachler* in den Mittelpunkt gestellt. Einerseits befasse ich mich also mit dem Thema der Regelhaftigkeit von Sprache und damit, wie sie von unterschiedlichen Theorien aus den linguistischen Teildisziplinen konzipiert wird. Zusätzlich ist daran jedoch die zentrale Frage gebunden, welcher Sprecher in der Theorie als *Träger* dieser Regeln dargestellt wird und ob daraus tatsächlich ein Recht, andere zu korrigieren, abgeleitet werden kann.

Dabei werden besonders Theorien und Prinzipien berücksichtigt, die den nicht-muttersprachlichen Diskurs beschreiben (können). In der Arbeit werden also im Besonderen *ungrammatische*, *inkorrekte*, *nicht wohlgeformte* Konstruktionen im Sprechen von *non-native speakern* aus soziolinguistischer, grammatiktheoretischer und sprachphilosophischer Perspektive betrachtet. Grenzen der theoretischen Sprachwissenschaft, die durch ihre Beschränkung auf Muttersprachen unweigerlich auftreten, werden nämlich auf der einen Seite durch empirische Studien in der angewandten Sprachwissenschaft und der Soziolinguistik aufgezeigt. Weil die Verbindung des Sprachgebrauchs und der sozialen Organisation des Benehmens darin eine zentrale Rolle spielt, sind Normen, Standards, Konventionen und Sprachpolitik für die Untersuchungen wesentlich. Es wächst in letzter Zeit auch das Interesse für Mehrsprachigkeit und verschiedene Phänomene der Sprachenvielfalt, Interferenzen, heterogener Sprachgemeinschaften usw. Da sich Soziolinguistik explizit mit den

Hintergründen des Sprechers beschäftigt, scheint im Rahmen dieser Disziplin auch eine besonders plausible Definition des *native* bzw. *non-native speaker* möglich.

Auf der anderen Seite zeigen Philosophen mit ihren Fragestellungen die Grenzen der Wissenschaft auf, behandeln die Probleme aber auf eine grundlegend andere Weise und verwenden in der Regel keine empirischen Daten. Die Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native speaker* wird in der Philosophie mit anderen Charakteristiken in Verbindung gebracht und teilweise anders verortet als in der Sprachwissenschaft, was in der Dissertation wesentlich beim Konzipieren des Phänomens *non-native discourse* einbezogen wird. Im Allgemeinen werden Phänomene, die schwer systematisch beschrieben werden, im philosophischen Diskurs durchaus berücksichtigt. Ein zentrales, und immer noch problematisches Thema in der Sprachphilosophie ist bis heute die Regelhaftigkeit bzw. Unregelmäßigkeit der Sprache, deshalb kann die philosophische Diskussion zum Regelfolgen für das Thema der vorliegenden Arbeit sehr wertvolle Einblicke liefern.

Die zentrale Fragestellung der Dissertation betrifft folglich Konzepte der Regelhaftigkeit bzw. Irregularität in grammatiktheoretischen, soziolinguistischen und sprachphilosophischen Theorien im Hinblick auf den *non-native discourse* und den möglichen Zusammenhang dieser Konzipierungen mit der sprachlichen Regelhaftigkeit allgemein. Es wird also geprüft, wie der *non-native discourse* in den unterschiedlichen linguistischen und sprachphilosophischen Teildisziplinen definiert wird und woran man in den theoretischen Abhandlungen den *native* vom *non-native speaker* unterscheidet. Das wird in besonders anschaulicher Weise etwa daran sichtbar, welche Modelle zur Darstellung von spezifischen, womöglich ungrammatischen oder nicht-standardkonformen *non-native*-Strukturen erstellt werden. Die Frage ist demnach, in welches Verhältnis Regeln, Normen und Standards zu Abweichungen davon gestellt werden. In dieser Arbeit wird schließlich versucht, auch durch Verbindungen zwischen den verschiedenen Teildisziplinen Einsichten in das Funktionieren sprachlicher Irregularität und eine möglichst angemessene Konzipierung davon zu gewinnen.

Zum einen soll folglich in der Arbeit mittels sprachtheoretischer Grundlagenforschung ein Beitrag zur Forschung auf dem Gebiet der Mehrsprachigkeit geleistet werden. Die theoretischen sprachwissenschaftlichen und philosophischen Untersuchungen werden damit unmittelbar an empirische Analysen des *non-native discourse* angeschlossen. Durch die Verifizierung und die theoretische Bearbeitung des Regelbegriffs in der Sprache sollen zudem weitere Einblicke in die sprachlichen Vorgänge in einer globalisierten Welt gewonnen werden. Zum anderen können dadurch metatheoretische Aufschlüsse über die Sprachtheorie erlangt werden. Mittels einer metatextuellen Positionierung können die einzelnen

sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen verbunden werden, was auch zur Klärung des immer noch kontroversen Verhältnisses zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie beitragen soll.

Zu diesem Zweck werden nach einem allgemeinen Überblick zur Geschichte und der üblichen Verwendungsbereiche der Begriffe *native* und *non-native speaker* (Kapitel 1) in jeder der drei Teildisziplinen konkrete Theorien, die sich mit dem *non-native discourse* beschäftigen (könnten), ausgesucht und detailliert untersucht sowie kommentiert (Kapitel 2-5).

Für den Bereich der angewandten Linguistik und Soziolinguistik werden empirische Daten aus *English as a Lingua Franca* (ELF) verwendet, denn ELF ist eine *paradigmatische* Form von *non-native discourse*, die keine Varietät ist, auch an keine Sprachgemeinschaft gebunden ist und außerdem im Bereich der angewandten Linguistik der letzten Jahre großes Interesse auf sich zieht. Dazu soll zuerst eine kritische Betrachtung der bisherigen Beschreibung und theoretischen Auseinandersetzung damit vorgenommen werden.

Unter den aktuellen Grammatikmodellen nimmt im Hinblick auf den *non-native discourse* die Konstruktionsgrammatik eine besondere Stelle ein: da sie anstatt Regeln das Konzept der dynamischeren Konstruktionen vorschlägt und Sprache als aus dem Input erlernbar auffasst, wird eine Darstellung heterogener Sprachphänomene möglich. Es werden in einem nächsten Schritt Beispiele aus ELF ausgewählt und aus konstruktionsgrammatischer Sicht ausgewertet.

Der dritte zentrale Themenbereich der Dissertation ist schließlich eine philosophische Untersuchung des Phänomens *non-native discourse*. Neben Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation und der traditionell in der Philosophie sehr stark vertretenen Diskussion zum Regelfolgen, wird in dieser Arbeit besonders auf einige Texte Donald Davidsons zurückgegriffen, in denen er Sprachregeln radikal ablehnt.

Im letzten Teil der Dissertation (Kapitel 6) werden schließlich die Erkenntnisse aus den Teildisziplinen miteinander verglichen und resümiert. Im Wesentlichen wird dabei geprüft, wie dynamische, veränderliche Sprachformen in den ausgewählten Theorien konzipiert werden, welche Rolle Grammatikalität in den erläuterten Theorien spielt und wie konstruktiv die darin verwendeten Alternativen zum Regelbegriff tatsächlich sind. Außerdem wird genau untersucht, wie sich die Ablehnung von Normen und Regeln, die in allen drei Theorien in gewissem Maße vorhanden ist, auf die Kohärenz der jeweiligen Theorie und die Konzipierung ihres Untersuchungsgegenstands auswirkt. Weiters wird im Zusammenhang mit dem muttersprachlichen Sprechen noch der Frage nachgegangen, ob eine Überwindung des Begriffs des *native speakers* möglich und angebracht ist.

1 Der *non-native discourse*: Definition und Begriffsklärung

1.1 Einleitung

Im Mittelpunkt dieses Kapitels steht die Definition des *non-native discourse*. Im Unterschied zu den – gängigeren – Begriffen Fremdsprache, Zweitsprache, Lernersprache oder etwa Interimsprache wurde *non-native discourse* in dieser Arbeit bewusst gewählt und zwar als Gegensatz zum Diskurs des *native speaker*. Das *native speaker*-Konzept nimmt nämlich in der allgemeinen Sprachtheorie einen ganz besonderen Platz ein: im Prinzip beruht die moderne theoretische Linguistik fast ausschließlich auf Untersuchungen idealisierter *native speaker* oder *Muttersprachler*, genauer, auf Untersuchungen *grammatischer Sätze* idealisierter Muttersprachler. Dass dynamische und unstabile Phänomene aus der formalen, naturwissenschaftlich orientierten Sprachwissenschaft weitgehend ausgeschlossen werden, liegt an ihrer Bestrebung, ein klar definiertes System und deren Regelmäßigkeiten mithilfe von Idealisierungen vorzubringen. Aber diese begrenzte Definition des Sprachsystems ist oft fraglich, denn die konkrete Realisierung von Sprache unterliegt einem ständigen Wandel und Veränderungen. Daher wird die zentrale Position des *native discourse* in bestimmten Bereichen der Linguistik (besonders in der angewandten Linguistik und der Soziolinguistik) zunehmend in Frage gestellt. Auch das Sprechen von *non-native speakern* wird in diesen Teildisziplinen zunehmend erforscht und rückt in den letzten Jahren sogar in den Mittelpunkt des Interesses.

Der sogenannte *non-native discourse* wird hier deshalb zur Diskussion gestellt, weil in dieser Art von Kommunikation die grundlegenden Eigenschaften von Sprache in besonderer Weise zutage treten. Der *non-native discourse* wurde außerdem gewählt, weil dadurch die Konzepte von (Un-)Regelmäßigkeit und (Un-)Grammatikalität kritisch betrachtet werden können. Der hier vorgelegte Ansatz zum *non-native discourse* steht nämlich in direkter Abhängigkeit vom Konzept (angeborener) universaler Sprach*regeln*, das untrennbar mit dem Konzept von Grammatikalität und folglich mit dem *native speaker* verbunden ist, der traditionellerweise durch seine Intuition als Richter über Grammatikalität und Akzeptabilität aufgefasst wird. Hierzu muss eingangs auch darauf hingewiesen werden, dass der Regelbegriff als solcher (sowohl in der Linguistik als auch in anderen Disziplinen) äußerst komplex ist und immer wieder diskutiert wird, was sich in der vorliegenden Arbeit regelmäßig widerspiegeln soll.

In diesem Kapitel wird zuerst die Definition und Verwendung des Begriffs *non-native speaker* in der allgemeinen, theoretischen, *naturwissenschaftlich orientierten* Sprachwissenschaft dargestellt. Der darauffolgende Teil wird der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik gewidmet, in der der *non-native discourse* eine immer wichtigere Stelle einnimmt. Schließlich wird im letzten Teil noch die sprachphilosophische Perspektive mit einigen der Linguistik entgegengesetzten Prinzipien und Differenzierungen eingebracht. Diese Reihenfolge entspricht zwar nicht der allgemeinen Struktur der Dissertation (in der das grammatische Kapitel dem soziolinguistischen folgt), sie ist jedoch als Einleitung in die Thematik sinnvoller, was sich auch im Weiteren bestätigen wird. In den einzelnen Abschnitten wird zudem laufend auf den Regel- und Normbegriff eingegangen, um dadurch die Verbindung zwischen diesen Konzepten und der linguistischen Auseinandersetzung mit dem *(non-)native speaker* im Groben zu erläutern. Da der Begriff *non-native speaker* in den verschiedenen Teildisziplinen jeweils sehr unterschiedlich gehandhabt wird und auch mit jeweils anderen Begriffen synonym gebraucht wird, ist ein Teil jedes Abschnitts der Differenzierung dieser Begriffe gewidmet. Außerdem wird versucht, konkrete, möglichst repräsentative Verwendungsbeispiele vorzubringen, die wesentlich zur Klärung der Begriffe beitragen sollen. Hierzu sei am Rande noch angemerkt, dass, obwohl der ***non****-native speaker* und ***non****-native discourse* im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen, in diesem Kapitel die meiste Zeit vom *native speaker* die Rede ist. Dieser ist aber hier nur insofern interessant, als er – per negationem – den ***non****-native speaker* definiert.

1.1.1 Warum der Begriff non-native discourse?

Der *non-native discourse* ist ein Begriff, der in der Linguistik keine lange Tradition hat und in den meisten Teildisziplinen nicht festgelegt ist. Der Gebrauch unterscheidet sich in bedeutendem Maße unter den jeweiligen theoretischen Ausprägungen und muss deshalb für jede Untersuchung gesondert definiert werden. In dieser Form ist er einerseits an die Unterscheidung zwischen dem *native* und *non-native speaker* und andererseits an die Unterscheidung zwischen Sprache und Sprechen, also System und Diskurs gebunden. Die Wortkombination *non-native discourse* an sich wird im Vergleich zu anderen Begriffen (z. B. Zweitsprache oder Fremdsprache) selten verwendet. Für diese Arbeit ist es aber wichtig, mit einem Begriff zu operieren, der im Gegensatz zum stark verankerten Konzept des *native speakers* steht, womit auch die normalerweise an die Intuition des *native speakers* gebundenen Grammatikalität und Regelhaftigkeit zur Diskussion gestellt werden können.

Außerdem rückt durch das Wort *Diskurs* entgegen idealisierten Konzeptionen von *Sprache* eher der konkrete Sprachgebrauch in den Vordergrund.

1.1.2 *Discourse*, Diskurs

Um die Eingrenzung der Bedeutung von *discourse* für diese Arbeit zu bestimmen, muss zunächst einmal darauf hingewiesen werden, dass der Begriff *Diskurs* sehr heterogen ist und in den einzelnen Theorien etwas sehr unterschiedliches bezeichnet. Das folgende Zitat kann die zahlreichen Verwendungszusammenhänge des Begriffs in der Sprachtheorie veranschaulichen:

> „Given this disciplinary diversity, it is no surprise that the terms 'discourse' and 'discourse analysis' have different meanings to scholars in different fields. For many, particularly linguists, 'discourse' has generally been defined as anything 'beyond the sentence.' For others […], the study of discourse is the study of language use. These definitions have in common a focus on specific instances or states of language. But critical theorists and those influenced by them can speak, for example, of 'discourse of power' and 'discourses of racism,' where the term 'discourses' not only becomes a count noun, but further refers to a broad conglomeration of linguistic and nonlinguistic social practices and ideological assumptions that together construct power of racism" (Schiffrin, Tannen & Hamilton, 2001: 3).

Schiffrin et al. fassen weiter zusammen, dass man im Wesentlichen Definitionen des Begriffs *Diskurs* in drei Kategorien einteilen kann. Diskurs ist: (1) jeder Text, jenseits der Satzeinheit, (2) der Sprachgebrauch, (3) ein weiter Bereich sozialer Praxis, die nichtsprachliche und unspezifische Sprachvorgänge einschließt (vgl. Schiffrin et al., 2001: 1). Beim Versuch, den Begriff zu definieren, gehen sie sogar fast so weit, Diskurs mit Sprache gleichzusetzen: „Work in discourse analysis is now so diverse that 'discourse' is almost a synonym for 'language'" (Schiffrin et al., 2001: 3).

Auch Henry Widdowson (2004: 6) sieht im Begriff *discourse* (etwa im Verhältnis zum *text*) und speziell auch in der Diskursanalyse viele Probleme und fasst sie als nicht ausreichend geklärt auf, was seiner Ansicht nach in Chafes Bestimmung von Diskurs klar wird:

> „The term 'discourse' is used in somewhat different ways by different scholars, but underlying the differences is a common concern for language beyond the boundaries of isolated sentences. The term TEXT is used in similar ways. Both terms may refer to a unit of language larger than the sentence: one may speak of a 'discourse' or a 'text'" (Chafe, 2003: 439f).

Demgegenüber wird etwa in der Funktionalen Pragmatik *Diskurs* als Komplementärbegriff zum *Text* konzipiert. Die beiden Begriffe sind also klar getrennt, definiert und werden nicht ad hoc verwendet. Diskurs umfasst alle Gesprächssituationen, er ist an die Mündlichkeit gebunden und setzt eine konkrete Kopräsenz der Interagierenden voraus. Der Diskursbegriff schließt auch den Aspekt des sprachlichen Handelns ein. Text ist hingegen mit Überlieferung zu verbinden, denn es sei für Texte charakteristisch, dass sie sprachliche Handlungen dauerhaft machen. Dabei können sie entweder mündlich oder schriftlich sein. Während also Diskurse konkrete Äußerungsakte betreffen, gehen Texte darüber hinaus (vgl. Ehlich, 2007: 33; Gruber, 2012).

Weil er in den unterschiedlichsten (Teil-)Disziplinen und zusätzlich auch in der Alltagsprache vorkommt, stellen Spitzmüller und Warnke (2011: 6) fest, dass der Diskursbegriff durch „transdisziplinäre Polysemie" gekennzeichnet ist. Im Wesentlichen können ihrer Meinung nach jedoch in der Forschung drei Zugänge zum Diskurs unterschieden werden: erstens im Anschluss an Jürgen Habermas: „Habermas versteht unter ‚Diskurs' einen herrschaftsfreien, gleichberechtigten, konsensorientierten Meinungsaustausch, bei dem allein die Qualität der Argumente und nicht etwa die soziale Position der Diskursteilnehmer zählt" (Spitzmüller & Warnke, 2011: 7). Zweitens wird in Analogie zur anglo-amerikanischen *discourse analysis* Diskurs dem Textbegriff übergeordnet oder komplementär verwendet: „*Diskurs* in diesem Sinne bezeichnet entweder eine größere *gesprochensprachliche* Äußerungseinheit oder aber eine durch *Interaktivität* gekennzeichnete größere (gesprochen-*oder* schrift-)sprachliche Entität" (Spitzmüller & Warnke, 2011: 8). Der dritte wichtige Gebrauch von Diskurs ist schließlich an Michel Foucault und die Diskursanalyse gebunden: „In dessen Mittelpunkt steht – kurz gesagt – das handlungsleitende und sozial stratifizierende kollektive Wissen bestimmter Kulturen und Kollektive" (Spitzmüller & Warnke, 2011: 8).

Dass *Diskurs* in derart unterschiedlichen und zahlreichen akademischen Disziplinen vorkommt und folglich sehr unterschiedlich verstanden wird, hängt laut Jaworski und Coupland (2006) daran, dass Diskurs den Sprachgebrauch im Verhältnis zu sozialen, politischen und kulturellen Strukturen darstellt und diese auch wiederspiegelt (Jaworski & Coupland, 2006: 3). Jaworski und Coupland gehen sogar noch weiter, indem sie *Diskurs* über *Sprache* hinweg ausdehnen: wenn nämlich Diskurs im weiten Kommunikationskontext gedacht wird, können Analysen des Diskurses nichtsprachliche semiotische Systeme und nonverbale Kommunikation einschließen, die das Sprechen ersetzen oder begleiten. Diskursive Praktiken umfassen nämlich auch verkörperte bzw. allgemeine materielle

Repräsentationssysteme (vgl. Jaworski & Coupland, 2006: 6). So wird auch in dieser Arbeit der nonverbale Teil der Kommunikation wiederholt hervorgehoben und als wesentlich für die erfolgreiche Verständigung erkannt.

In der vorliegenden Dissertation ist *discourse* im Sinne von *Sprechen* oder, genauer, als „zusammenhängende Rede", „geäußerter Text" oder „konversationelle Interaktion" (Bußmann, 2008: 140f) zu verstehen. Damit fließt in gewisser Weise das anglo-amerikanische Verständnis von *discourse* im Sinne der gesprochenen Sprache in den Begriff ein (vgl. auch oben, Spitzmüller & Warnke, 2011: 8), was sich immerhin auch in der direkten Übernahme der englischen Wortfolge *non-native discourse* wiederspiegelt. Es ist von zentraler Bedeutung, dass es hier nicht etwa um einzelne Sätze geht, sondern das tatsächliche Sprechen mit seinen diskursiven, kontextuellen und pragmatischen Eigenschaften untersucht wird. Auf Deutsch könnte das Phänomen also auch als *nicht-muttersprachliches Sprechen* bezeichnet werden. In einem zweiten Schritt wird in dieser Arbeit jedoch *Diskurs* noch als Sprechen *über* etwas, d. h. als „Menge von inhaltlich zusammengehörigen Texten oder Äußerungen" (Bußmann, 2008: 141) verwendet. Es soll hier demnach auch erforscht werden, wie in den unterschiedlichen Sprachtheorien *über* den *non-native discourse* gesprochen bzw. geschrieben wird, d. h. die Aufmerksamkeit soll auch auf den *Diskurs des non-native discourse* gerichtet werden. Repräsentativ für einen Diskurs des *non-native discourse* ist etwa die *English as a Lingua Franca*-Forschung, die in Kapitel 2 eingehend dargelegt wird.

Im Folgenden wird nun die besondere Aufmerksamkeit in erster Linie auf den Begriff des *native speaker* gerichtet, worauf dann auch Verwendungsbereiche des *non-native discourse* – wenngleich diese Wortverbindung nicht direkt verwendet wird – dargestellt werden.

1.1.3 *Native speaker* versus *Muttersprachler*

Vorerst muss eine Differenzierung des – international verwendeten – Begriffs *native speaker* im Verhältnis zum deutschen *Muttersprachler* und der *Muttersprache* vorgenommen werden. Der *native speaker* hat sich als Begriff zwar im 19. Jahrhundert herausgebildet, eine besonders zentrale Rolle erhielt er allerdings durch die überaus einflussreiche Theorie von Noam Chomsky und setzte sich in Folge in der allgemeinen internationalen Wissenschaftssprache durch. Das deutsche Äquivalent dazu ist einerseits der *Muttersprachler*, andererseits kennt jedoch auch das Englische den Ausdruck *mother tongue*, also *Muttersprache*, was auf eine Asymmetrie der Begriffsfelder hindeutet. Zudem handelt es sich

bei *mother tongue* und *Muttersprache* (und dem daraus abgeleiteten *Muttersprachler*) um theoretisch vage Begriffe, die eher im allgemeinen Sprachgebrauch verwendet werden (vgl. dazu auch Pattanayak, 1998). Im Gegensatz zum Englischen, wo *native language* und *native speaker* eindeutig dominieren, kommen in deutschen wissenschaftlichen Texten *Muttersprache* und *Muttersprachler* auch vor, wobei *Muttersprachler* meistens synonym zum *native speaker* verwendet wird. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass das Deutsche keinen eigenen Begriff für *native speaker*, wie etwa einen *gebürtigen Sprecher* hat.[1] Deshalb hat sich auch in deutschen sprachwissenschaftlichen Texten der *native speaker* (mit seinen Schreibvarianten Nativespeaker, native Speaker und Native Speaker) als eigentlicher Fachterminus durchgesetzt. Alternativ dazu und immer häufiger vorkommend sind in letzter Zeit noch die *L1* und die *Erstsprache* mit *L1-Sprechern* und *Erstsprachlern*.

Eine Definition von *native speaker* aus dem *Oxford English Dictionary* zeigt die wesentlichen Züge des Begriffs in seinem alltagssprachlichen Gebrauch auf:

> „**native speaker** n. a person for whom a specified language is their *first language* or the one which they *normally and naturally speak*, esp. a person who has spoken the language since *earliest childhood*, as opposed to a person who has learnt it as a second or subsequent language. The main use of the term among linguists is to identify a person who has an *intuitive insight* into the way a language is used; however, what criteria entitle a person to the description have been a *matter of some debate*“ (OED online, 2013, s. v. native speaker, Hervorhebung A. M. P.)

Einige weitere Wörterbuchartikel aus deutschen Nachschlagewerken können die Bedeutung des Begriffs *Muttersprache*, auch im Verhältnis zum *native speaker*, noch weiter erhellen.

Im Reclam *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft* von Dietrich Homberger (2003) wird der *native speaker* in mehreren Wörterbucheinträgen behandelt. Vorerst klarerweise bei dem Lemma „native speaker“, einige Aspekte kommen jedoch auch in den Einträgen „Akzeptabilität“ und „Kompetenz“ hervor. Interessanterweise ist der „Muttersprachler“ nur als Übersetzung des *native speakers* und nicht als eigenes Lemma aufgeführt (alle Hervorhebungen A. M. P.):

> „**Native Speaker**, dt.: Muttersprachler; bei N. Chomsky (1969) wird ein ‚*idealisierter*‘ N.S: eingeführt, um über dessen linguistischer → Kompetenz (1) die → Akzeptabilität von sprachlichen Strukturen zu gewährleisten. Letztlich dürfte es sich hierbei um die *Intuitionen des Sprachwissenschaftlers selbst*

[1] Es ist interessant zu beobachten, dass es im Englischen eigentlich nur beim Adjektiv *native* eine Verbindung mit dem Sprecher, also dem *speaker* gibt. *Mother speaker* oder *first speaker* werden im Allgemeinen nicht verwendet.

handeln. ‚Die Grammatik einer Sprache versteht sich als Beschreibung der immanenten Sprachkompetenz des *idealen Sprechers-Hörers*.'" (Homberger, 2003: 349).

Mit Akzeptabilität (dt. Annehmbarkeit) wird dann jedoch nicht eindeutig der idealisierte *native speaker*, sondern lediglich ein „kundiger Sprecher" verknüpft (s. v. Akzeptabilität: Homberger, 2003: 33). Interessanterweise kommt auch im Eintrag „Grammatikalität" der *native speaker* nicht vor. Es heißt dort nur, dass „[e]in Sprecher-Hörer über G[rammatikalität] aufgrund seines (intuitiven) sprachlichen Empfindens sowie aufgrund von Kenntnissen einer verschriftlichten → Grammatik [urteilt]." (s. v. Grammatikalität: Homberger, 2003: 188). Im Eintrag „Kompetenz" wird hingegen direkt auf den idealen Sprecher/Hörer verwiesen:

„**Kompetenz**, dt.: Zuständigkeit, Befähigung; (1) im Zusammenhang mit der → Generativen Transformationsgrammatik hat N. Chomsky den Terminus der linguistischen K. eingeführt als ein ‚System generativer Prozesse' (1969). Ziel der Sprachbeschreibung ist nach Chomsky die Darstellung und Erklärung des *intuitiven Sprachwissens eines idealisierten Sprechers/Hörers*, wobei K. als ein abstraktes Konstrukt zu gelten hat, von dem alle (mögliche) Rede ableitbar ist und das zur Erklärung der dem aktuellen Sprachvorgang (→ Performanz) zugrunde liegenden generativen Prozesse dient." (Homberger, 2003: 266).

Auch in anderen Sprachen wird dieser Terminus fast ausschließlich mit Begriffen, die entweder aus *Geburt* oder *Mutter* abgeleitet sind, wiedergegeben. Als Illustrierung dafür kann die Liste der Äquivalente für *native speaker* aus der terminologischen Datenbank IATE der EU angegeben werden (vgl. European Community, o. J., Hervorhebung A. M. P.):

EN native speaker
DA en der taler sit *moder*smål
DE Muttersprachler
ein Sprecher der sich in seiner *Mutter*sprache ausdrueckt
FR locuteur *natif*
locuteur de langue maternelle
IT parlante in lingua *materna*
persone di *madre*lingua
NL iemand die zijn *moeder*taal spreekt
*moeder*taalspreker
DA *moder*smålstalende
indfødt taler
indfødt sprogbruger
ES *nativo*

PT falante *nativo*

SL govorec *mater*nega jezika

naravni govorec

domači govorec[2]

Mithilfe von zweisprachigen Wörterbüchern kann die Liste noch um einige weitere Sprachen ergänzt werden. Dabei scheint es unter den *europäischen* Sprachen bei einigen slawischen Sprachen Besonderheiten zu geben, etwa im Slowenischen mit dem *natürlichen* [naravni] und *(ein)heimischen* [domači] Sprecher, bei dem Kroatischen *ursprünglichen* Sprecher [izvorni govornik] und letztlich speziell im Russischen, Bulgarischen und Tschechischen mit dem Sprach*träger* [rus. носитель языка, nositel‘ jazyka; bulg. носители на езика, nositeli na ezike; tsch. nositel jazyka].

Einige weitere mit Heimat, Elternschaft und Natürlichkeit verbundene Begriffe, die eher in alltagssprachlichen Kontexten vorkommen, sind die *Heimatsprache* und *Landessprache* sowie in unterschiedlichen Volkszählungen verwendete Begriffe wie parent *tongue*, *Denksprache*, *Kulturkreissprache*, *Umgangssprache* und *Haussprache* (vgl. Pattanayak, 1998: 124f). Weil diese Begriffe in wissenschaftlichen Texten vergleichsmäßig selten vorkommen und sie auch für die weitere Diskussion nicht wesentlich sind, werden sie hier nicht weiter erläutert.

1.1.4 Geschichte des Begriffs *native speaker*

Ganz allgemein sind mit Angeborenheit, Geburt und Elternschaft verbundene Begriffe schon seit der Antike bekannt, etwa bei Cicero „sermo patrius“ oder im Mittelalter „materna lingua“, „natale idioma“ und „lingua nativa“ (vgl. Christophersen, 1988; zit. n. Andreou & Galantomos, 2009: 201).

Wenn nun die Etymologie des Adjektivs *native* (dt. eingeboren, einheimisch, gebürtig) etwas genauer geprüft wird, wird klar, dass es an den Ursprung, die Geburt, Natürlichkeit, auch an den Geburtsort und ein Geburtsrecht gebunden ist:

> „Middle French, French *natif* belonging to the **origin** of an object (late 14th cent.), born in a **particular place** (early 15th cent.), (of metal) occurring **naturally** (1762; early 12th cent. in Old French (in a

[2] Dies sind nur die direkten Übersetzungen für das englische Lemma *native speaker*. Wenn etwa *native language*, *mother tongue* oder *Muttersprache* als Suchbegriffe in der Datenbank eingegeben werden, werden weit mehrere Äquivalente in einer größeren Anzahl von Sprachen aufgelistet.

Franco-Occitan context) in form *natiz* in sense 'originating (from a place)') and its etymon classical Latin *nātīvus* having a **birth or origin** (see note), **innate, natural, naturally occurring**, (of words) used with their **natural** meaning, in post-classical Latin also born in a particular **place** (9th cent.; late 12th cent. in a British source), that is the place of a person's birth (from the second half of the 11th cent. in British sources), holding a certain position by **right of birth** (late 11th cent. in a British source), born in bondage, and spoken in a person's **place of birth** (both from 12th cent. in British sources)" (OED online, 2013, s. v. native, adj.; Hervorhebung A. M. P.).

Unter dem Stichwort „native speaker" werden im *Oxford English Dictionary* auch einige Zitate aus historischen Quellen aufgeführt, womit das Auftreten des Begriffs in unterschiedlichen Kontexten aufgezeigt wird:

„**native speaker** n. […]

1859 G. P. Marsh in *Inaug. Addr. Theodore W. Dwight & George P. Marsh* (Columbia Coll.) 72 At the same time, there is enough of grammatical inflection to familiarize the native speaker with syntactical principles imperfectly exemplified in French and English.

1890 C. H. Grandgent in *Boston School Comm.* School Doc. No. 14. 4 He must know how they sound to a native hearer, and how they put themselves together in the mind of a native speaker.

1943 R. A. Hall *Melanesian Pidgin Eng.* 9 In the absence of native speakers, Pidgin does not present the same constant features of pronunciation and grammatical usage as do major languages.

2001 *Guardian* 26 May (Saturday section) 3/7 It is only there..that you can still hear such rare Australian Aboriginal languages as Jiwarli, whose last native speaker died in 1986." (OED online, 2013, s. v. native speaker, n.).

Im *Etymologischen Wörterbuch des Deutschen* wird „Muttersprache" vergleichsmäßig knapp definiert: „‚die Sprache, in die ein Mensch hineingeboren wird und in der er aufwächst', Übernahme (1522) von mnd. *mōdersprāke* (1424), älter *moder tunge* (um 1400), wohl nach mlat. *lingua materna, lingua maternalis*" (Pfeifer, 1993, s. v. Mutter, 903).

Zusätzlich können dafür aber einige historische Belege aus dem *Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm* aufgeführt werden. Besonders interessant ist dabei, dass sie die erste und eigentliche Bedeutung des Begriffs zwar mit „von der mutter her überkommene […], heimatliche sprache", jedoch auch mit „allgemeine schriftsprache" charakterisieren, was eindeutig auf ein normiertes und gemeinschaftliches Verständnis des Begriffs hindeutet:

> „vorhanden ist sie im 16. jahrh.: *die můterspraach*, patrius sermo *Maaler 295d*; und gilt, wenn wie gewöhnlich, zunächst auf das deutsche bezogen, von der allgemeinen schriftsprache“ (Grimm, 1984ff, s. v. Muttersprache, Bd. 12, Sp. 2828).

Erst in einem zweiten Schritt wird dann die Bedeutung „auf die landesmundart gehend“ vorgebracht, womit eine *Natürlichkeit* der Muttersprache hervorgehoben wird (vgl. Grimm, 1984ff, s. v. Muttersprache).

In einem dem heutigen Begriff verwandten Sinn kommt der *native speaker* – in seiner englischen Variante – laut Stephanie Hackert (2012) das erste Mal 1858 (gedruckt 1859) in einer Ansprache von George Perkins Marsh am Columbia College in New York vor (Marsh, 1859). Hackert geht die Frage explizit aus historischer Perspektive an und versucht den Begriff mithilfe einer linguistischen Diskursgeschichte (*historical discourse analysis*) zu beleuchten. Im Mittelpunkt steht bei ihr zwar der „*English* native speaker“, ihre Darstellung ist aber im Wesentlichen für den Begriff allgemein relevant. Sie konzentriert sich auf das Aufkommen des Begriffs in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, macht aber deutlich, dass die dargestellte Situation und die Diskurse wesentlich für das heutige Verständnis und den Gebrauch davon sind (Hackert, 2012: 6). Entgegen der Meinung zahlreicher Autoren zu dem Thema, und obwohl sie selbst von einer *native-speaker*-Ideologie spricht, vertritt sie doch die Position, der *native speaker* sei zwar ein problematisches Konzept, es könne jedoch nicht einfach verworfen oder durch andere Begriffe (etwa *proficient* oder *competent speaker*) ersetzt werden. Sie kommt zu dem Schluss, dass sowohl in der Linguistik als auch im alltäglichen Gebrauch der *native speaker* eine wichtige Rolle spielt (vgl. Hackert, 2012: 247ff) und „an ideograph connecting contemporary linguistics with some of its nineteenth-century roots“ (Hackert, 2012: 267) sei. Obwohl nun Hackerts historische Darstellung durchaus überzeugend ist, sollte man dabei doch auch nicht außer Acht lassen, dass der *native speaker* nicht nur an eine (nationalistische) Ideologie des 19. Jahrhunderts gebunden ist, sondern auch im 20. Jahrhundert und bis heute sowohl im alltäglichen Sprachgebrauch als auch in der Wissenschaft (besonders in der Sprachwissenschaft) durchaus verwendet wird und darin eine zentrale Rolle spielt. Er wird in aktuellen wissenschaftlichen Abhandlungen zwar theoretisch definiert, seine Verwendung kann jedoch oft auch mit gegenwärtigen Sprach- und Nationalideologien in Zusammenhang gebracht werden.

Einen weiteren Rahmen für das Aufkommen des *native speakers* stellt Probal Dasgupta (1998) auf, indem er es durch die Suche nach dem Organischen und Vorbewussten im Zeitalter der Aufklärung zu deuten versucht und als Beispiel die Brüder Grimm und ihr

Sammeln von Volksüberlieferungen anführt. Neben der urbanen Macht- und Standardsprache wurden zu der Zeit, so Dasgupta, erstmals auch die machtlosen, „mere natives“ (Dasgupta, 1998: 186) *wissenschaftlich* untersucht. Es soll dabei aber zugleich dazu gekommen sein, dass die – eigentlich außenstehenden – Forscher sich relativ schnell als Experten im Hinblick auf das Sprachsystem ausgaben. Der Wissenschaftler gab sich also als derjenige aus, der die Sprache besser kennt als ihre ursprünglichen Sprecher: ein Umstand, den Dasgupta in der Linguistik des 19. Jahrhunderts direkt an den Kolonialismus bindet. Wesentlich für die Durchsetzung des *native speakers* soll Dasgupta zufolge dann die Systematizität und Rigorosität der Linguistik als Wissenschaft durch den Strukturalismus Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen sein, denn das Ziel war es „to find the true but hidden trace of speech in the minds of native speakers“ (Dasgupta, 1998: 189). Dass *native speaker*, in Dasguptas Fall Sprecher von sogenannten *captive languages*, in die Wissenschaft eingebunden wurden, ändere jedoch noch nichts an der Tatsache, dass die eigentliche Wissenschaft, d. h. die Abstraktion hinter dem, was die *native speaker* sagen, von den westlichen Forschern gemacht wurde. Die einheimischen Sprecher dienten also nur dazu, geeignete Daten für ihre eigene Wissenschaft zu liefern. Dasgupta geht es schließlich darum, zu zeigen, dass durch den Strukturalismus eine allgemeine Entfremdung stattfand, denn „wherever structuralism went, it shattered or helped shatter the reality of human mental life in the process of appearing to codify it and give it a stable formal articulation“ (Dasgupta, 1998: 191). In diesem Zusammenhang ist es äußerst interessant, dass in Saussures *Cours de linguistique générale* nicht direkt von *native speakern* oder einer Methode für die Auswahl von Daten gesprochen wird. In dieser Anfangsphase der *systematischen* Sprachwissenschaft ist er also als Begriff noch nicht fest etabliert. Im folgenden Abschnitt werden einige ausgewählte repräsentative und besonders einflussreiche Theorien dargestellt, um die Rolle des *native speakers* in der theoretischen allgemeinen Sprachwissenschaft zu erfassen.

1.2 Der *native speaker* und der *non-native speaker* in der formal-naturwissenschaftlich orientierten Sprachwissenschaft

1.2.1 Der idealisierte Sprecher am Beginn der modernen Linguistik

Wie bereits aus den Lexikoneinträgen zum *native speaker* klar wurde, ist das Konzept in der allgemeinen, naturwissenschaftlich orientierten Sprachwissenschaft im Groben an die

Unterscheidung *Langue/Parole* und später *Kompetenz/Performanz* gebunden. [3] Im Wesentlichen geht es dabei um eine Idealisierung des Sprechers, die aus der jeweiligen Unterscheidung abgeleitet wird. Schon seit de Saussures Einschränkung des Objekts der Linguistik auf das einheitliche sprachliche System, die Langue, wird Analysen der sogenannten Parole in der allgemeinen Linguistik ausgewichen. Auch die vorherrschendste Theorie der letzten Jahrzehnte, die Generative Grammatik, unterscheidet strikt zwischen Kompetenz und Performanz und stellt den *native speaker* und seine Sprachkompetenz in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Somit bleibt in den formal-naturwissenschaftlich orientierten, grammatiktheoretischen Studien die „Sprache hinter dem Sprechen" (Krämer & König, 2002), normalerweise in Form von wohlgeformten Sätzen idealisierter Muttersprachler, welche die eigentliche Sprachkompetenz und die Strukturiertheit der Sprache repräsentieren sollten, das weitgehend dominante wissenschaftliche Forschungsobjekt.

Wie bereits oben dargelegt, kommt der *native speaker* jedoch als Begriff im *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure nicht vor. Es ist in dem Buch auch nur sehr selten von der *Muttersprache* (fr. *langue maternelle*) oder etwa *eingeborenen* Sprechern (fr. *indigènes*) die Rede. Saussures Unterscheidung zwischen Langue, Langage und Parole geht im Wesentlichen darauf hinaus, dass die Langage kein Gegenstand der Sprachwissenschaft sein kann. Nur die Langue, als sozialer Teil der menschlichen Rede, sei ein System, in dem die Regeln einer Sprache festgelegt sind. Es handle sich dabei um fixe Regeln und ein grammatisches System, das der einzelne Sprecher in der Sprachgemeinschaft vorfindet und es nicht beeinflussen kann. Die Langue müsse also statisch sein und existiere nicht im Einzelnen, sondern in der Masse aller Sprecher. Saussure operiert also nicht explizit mit der Abstraktion eines idealen Sprechers mit angeborenen Sprachfähigkeiten, sondern basiert seine Theorie auf der Systematizität innerhalb der breiteren Sprachgemeinschaft und der daraus abgeleiteten Mitgliedschaft in der Gemeinschaft. Darauf, dass im *Cours* „die Gesellschaft und das Individuum in Bezug auf das Wesen der Sprache [ambivalente Rollen] spielen" (Saussure, 2001: 331) weist auch Peter Ernst im Nachwort zu der Neuauflage aus 2001 hin. Und obwohl aus der Textfassung von Bally und Sechehaye klar hervorgeht, dass das System der Langue das eigentliche Objekt der Sprachwissenschaft sein soll, ist es interessant, dass die Beobachtung der *realen parole* im *Cours* keineswegs abgelehnt zu sein scheint und Bally und

[3] Dabei sei am Rande nur angemerkt, dass die beiden Dichotomien in der Literatur oft als weitgehend identisch dargestellt werden, was jedoch nicht der Fall ist (vgl. Coseriu, 1988; Harris, 2003).

Sechehaye selbst im Vorwort zur ersten Ausgabe meinen, eine „Linguistik des Sprechens“ fehle dem Gesamtgefüge eindeutig:

> „Stärker fühlbar ist der Mangel einer ‚Linguistik des Sprechens‘. Eine solche war den Hörern der dritten Vorlesungsreihe in Aussicht gestellt und hätte zweifellos eine hervorragende Stellung innerhalb der folgenden Erörterungen eingenommen; man weiß nur zu wohl, warum diese Ankündigung nicht ausgeführt werden konnte. Wir haben uns darauf beschränkt, die flüchtigen Andeutungen dieses kaum skizzierten Programms zu sammeln und an ihrem natürlichen Platz einzuordnen“ (Saussure, 2001: X).

Saussure ging es also offenbar letztlich doch nicht nur um das ideale System einer überindividuellen Langue. Die „linguistique de la parole“ konnte von ihm lediglich nicht mehr begründet werden.

1.2.2 Der *native speaker* als theoretischer Begriff: Noam Chomsky und die Generative Grammatik

Seine eigentliche und bis heute bestehende zentrale Rolle in der allgemeinen Linguistik erhält der *native speaker* in der von Noam Chomsky entwickelten Generativen Transformationsgrammatik. Die theoretische Grundlage für diese Schlüsselstellung des *native speakers* kann nur durch die Darstellung der wichtigsten Prinzipien dieser Theorie, besonders im Zusammenhang mit dem kindlichen Spracherwerb und den kognitiven Voraussetzungen für sprachliches Handeln, erfasst werden. Dafür wird vorerst überhaupt das darin enthaltene Konzept von Sprache und Grammatik beleuchtet.

In seiner klassischen und überaus einflussreichen Prinzipien- und Parametertheorie ist Sprache laut Chomsky eine psychologische, mentale, neuronale Einheit, die mit der physikalischen Entwicklung des Gehirns und dem Denken zusammenhängt. Genauer ist es „a set (finite or infinite) of sentences, each finite in length and constructed out of a finite set of elements“ (Chomsky, 1957: 13). Es handelt sich also um eine ausgesprochen nicht-kommunikative, abstrakte Form von Sprache. Chomsky bestreitet zwar nicht, dass Sprache der Kommunikation dient, er ist aber der Ansicht gegenüber skeptisch, die Essenz der Sprache sei ihr kommunikativer Charakter (vgl. Chomsky, 1980: 80). In seiner Theorie geht es ihm eigentlich nicht um eine umfassende Definition von Sprache, sondern um eine klar definierte Abstraktion, die ihm als Untersuchungsgegenstand dient. In einem zweiten Schritt distanziert er sich sogar vom Begriff der Sprache und meint, dass „the fundamental concepts

are grammar and knowing a grammar, and that language and knowing a language are derivative“ (Chomsky, 1980: 126). Sprache fasst er als eine Art physisches Organ (*bodily organ*: Chomsky, 1980: 240) auf, das das Sprachvermögen hervorbringt. Somit wären Prinzipien der regelhaften Sprachproduktion lediglich Eigenschaften dieses Sprachvermögens, ebenso wie die Orientierung im Raum eine Eigenschaft des Sehzentrums ist (vgl. Chomsky, 1980: 215).[4] Strukturell ist die menschliche Sprache für ihn ein System mit rekursiven struktur-abhängigen Regeln (vgl. Chomsky, 1980: 239).

Grammatik und Grammatikalität

Im Mittelpunkt der Theorie steht, wie bereits angemerkt wurde, besonders der systematische und rekursive Charakter von Sprache, was sie auch zu einer Grammatiktheorie macht: „A language is generated by a system of rules and principles that enter into complex mental computations to determine the form and meaning of sentences. These rules and principles are in large measure unconscious and beyond the reach of potential consciousness“ (Chomsky 1980: 230). Das eigentliche Ziel der Analyse einer Sprache mithilfe eines Regelapparats ist deshalb laut Chomsky (1957: 13), „to separate the *grammatical* sequences which are the sentences of L from the *ungrammatical* sequences which are not sentences of L and to study the structure of the grammatical sentences.“ Grammatik an sich wird daher von Chomsky (1982: 7) folgendermaßen definiert:

> „The grammar of a language can be regarded as a particular set of values for parameters, while the overall system of rules, principles and parameters is Universal Grammar, which we may take to be one element of the human biological endowment, namely the ‘language faculty’.“

Das Konzept der Universalgrammatik (Universal Grammar) besagt, dass dem Menschen bestimmte Eigenschaften mental inne sind, die den Spracherwerb ermöglichen und ihn als kreativen Prozess des Regelerwerbs und –testens steuern. Die Universalgrammatik enthält Eigenschaften, die allen natürlichen Sprachen zugrunde liegen und somit im biologischen System des Menschen verankert sind. In der Theorie der Prinzipien und Parameter kommt es durch Parametrisierung zu Differenzen zwischen den einzelnen natürlichen Sprachen.

[4] Er vergleicht Sprache sogar mit Gliedmaßen und dem Gehen und, weil sie mehrere Repräsentationsebenen einschließt, auch mit der Fähigkeit der Gesichtserkennung und sogar mit Träumen bzw. der Traumdeutung (vgl. Chomsky, 1980: 148, 153).

Parameter sind wie *Lücken*, die durch Erfahrung mit den Parametern im Spracherwerb einer Einzelsprache aufgefüllt werden (z. B. Silbenstruktur, Phonetik). Universale Prinzipien variieren in den einzelnen Sprachen innerhalb verschiedener Parameter. Dies erlernt das Kind mühelos und unbewusst, da es die angeborenen Prinzipien mit der Erfahrung einer Einzelsprache aktualisiert. Die Sprachkenntnis wird letztlich mit peripherem Wissen vervollständigt. Die sogenannte Peripherie umfasst z. B. historisch bedingte sprachliche Fakten (die das System durchbrechen), die der Sprecher bewusst erlernen muss (z. B. die starke Verbflexion im Deutschen). Die Kenntnis einer Sprache besteht demnach aus der Universalgrammatik, die aufgefüllt wird und sich mithilfe der Parametrisierung zur Kerngrammatik entwickelt. Als letztes werden periphere Fakten hinzugefügt. Diese Zusatzeigenschaften (Ausnahmen) sind zwar in der Universalgrammatik enthalten, entsprechen aber nicht dem System der jeweiligen Einzelsprache, da diese dynamische Systeme sind.

Für die vorliegende Arbeit ist es von zentraler Bedeutung, dass die Methode der Identifizierung von Grammatikalität eine neue Idealisierung, nämlich den *native speaker* einführt, denn „[o]ne way to test the adequacy of a grammar proposed for L is to determine whether or not the sequences that it generates *are actually grammatical, i.e., acceptable to a native speaker*, etc." (Chomsky, 1957: 13; Hervorhebung A. M. P.). Es geht im Wesentlichen um das Aufklären von Intuition, um die „explication of some intuitive concept, in this case, the concept 'grammatical in English,' and more generally, the concept 'grammatical'" (Chomsky, 1957: 13). Alle Formalisierung und Aufstellung des Regelapparats beruht also auf einem Begriff, der klar und sogar explizit auf *Intuition* gründet.[5] Wodurch genau nun Intuition gekennzeichnet ist, ist vorerst nicht ganz klar, es ist aber auch für das hier erläuterte Thema bedeutsam, dass in Chomskys weiteren Überlegungen Grammatik und folglich Sprache immer wieder sowohl mit Maschinen (vgl. Chomsky, 1957: 19) oder „realen Gegenständen" (vgl. Chomsky, 1980: 120) als auch mit der Psychologie verglichen wird (vgl. Harris, 1993: 54). Während also einerseits der Anspruch auf klare, *maschinelle* Exaktheit erhoben wird, liegt die theoretische Grundlage dafür im relativ vagen Konzept der Intuition. Um nun diese konsistenter zu bestimmen, ist eine genaue Definition der Träger dieser Fähigkeit, d.h. der *native speaker*, notwendig.

[5] In *Syntactic Structures* (Chomsky, 1957) folgt diesen Überlegungen direkt der berühmte grammatische Satz „Colorless green ideas sleep furiously" und der – weniger bekannte – ungrammatische „Furiously sleep ideas green colorless" (Chomsky, 1957: 15), die den Grammatikalitätsbegriff in diesem Sinne veranschaulichen sollen.

Der kindliche Spracherwerb

Noam Chomsky geht in der Prinzipien- und Parametertheorie, der prominentesten Variante der Spracherwerbstheorie, davon aus, dass die menschliche Sprache so komplex ist, dass ein Kind sie unmöglich so schnell von Grund auf ohne Vorwissen lernen könne. Außerdem ist Sprache sehr kreativ, d. h. die Sprecher produzieren fortwährend neue Sätze. Dieser kreative Aspekt der menschlichen Sprache bezeugt seiner Ansicht nach sehr stark, dass Sprachwissen im Grunde eine Kenntnis von Regeln ist. Demzufolge ermögliche dem Sprecher ein Kalkulationssystem zusammen mit dem Lexikon unbegrenzt viele Sätze aus einer begrenzten Anzahl an Regeln zu generieren. Der Erstspracherwerb erfolge demnach durch das Beobachten anderer Sprecher und das Schließen auf Sprachregeln aus ihrem Sprechen. Dabei würden diese Regeln verinnerlicht. Dieser Input von Seiten anderer Sprecher kann allerdings sehr gering und fehlerhaft sein. Trotzdem hat es sich herausgestellt, dass Kinder ausreichend gut sprechen lernen. Deswegen geht Chomsky von einer angeborenen Sprachfähigkeit, d. h. einem nativistischen Hintergrund beim Erstspracherwerb aus. Es sei dementsprechend sehr wenig Input notwendig, um das Sprachkönnen auszulösen, es müsse aber auf jeden Fall zumindest ein minimaler Input vorhanden sein. Kinder destillieren aus nicht perfektem Input ein genaues Wissen. Sprache „wachse“ also sozusagen im Kind durch „a mere exposure to an unorganized linguistic environment“ (Chomsky, 1980: 240).

Daraus, dass das Sprechen in erster Linie aus dem kombinieren des Lexikons entsprechenden Regeln zufolge vor sich geht, wurde in der Generativen Grammatik geschlossen, dass die angeborene Fähigkeit, Sprache zu beherrschen, im Grunde aus einer Serie von Regeln besteht, d. h. aus Grammatik, genauer, aus der Universalgrammatik. Dieses Regelsystem nimmt deshalb in dieser und allen derartigen Theorien eine Schlüsselstellung ein. Das Ziel der Theorie ist es, möglichst genaue und verlässliche Regeln auszuformulieren.

Zeitlich wird der Erstspracherwerb in der Generativen Theorie durch eine sogenannte *kritische Periode* (auch kritische oder sensible Phase) gekennzeichnet. Die Eingrenzung der kritischen Periode ist in der Forschung nach wie vor umstritten. Es werden unterschiedliche Altersgrenzen vorgeschlagen, meistens 5, 6, 12 oder 15 Jahre, die Schätzungen reichen jedoch von drei bis neunzehn Jahren, also ist eine Definition der kritischen Periode nur sehr vage möglich (vgl. Lenneberg, 1967; Singleton, 2005; DeKeyser, Alfi-Shabtay & Ravid, 2010). In dieser Zeit soll das Kind imstande sein, anhand der Beobachtung und Imitierung anderer Sprecher, trotz eventuell geringem Input, Sprache ausreichend zu erlernen. Daraus, dass kein deutlicher Unterschied zwischen Kindern mit Eltern, die große Qualität an Stimulus bieten,

und dem gegenteiligen Fall beobachtet wurde, schloss man, dass es zwar wichtig ist, dass Input überhaupt vorhanden ist, viel sei aber dem Kind schon angeboren. Dieses Argument wird auch als „argument of the poverty of the stimulus" bezeichnet (Chomsky, 1980: 34). In der kritischen Periode soll man in der Lage sein, eine oder mehrere natürliche Sprachen zu erwerben und darin perfekt zu werden. Da in dieser Phase laut der Generativen Grammatiktheorie Sprache mühelos und fehlerlos erworben wird, ist sie durch Robustheit gekennzeichnet, was für spätere Lebensabschnitte nicht mehr der Fall zu sein scheint. Wie erwähnt, ist die Hypothese der kritischen Periode bis heute nicht geklärt. In einer aktuellen, noch laufenden Studie am Institut für Computerlinguistik der Universität Groningen wird etwa der Versuch unternommen, die kritische Periode mithilfe des Messens von Fremdsprachenakzenten zu beweisen und einzugrenzen. Dies ist auch für die vorliegende Dissertation von besonderem Interesse, da doch die Studie eindeutig auf dem *native-speaker*-Begriff beruht; einerseits wird die Existenz einer kritischen Periode geprüft, andererseits wird jedoch unreflektiert davon ausgegangen, dass die Sprecher – ohne zusätzliche Kompetenztests – auf *native* und *non-native speaker* aufgeteilt werden, wobei dann die *native speaker* die Stärke der Fremdsprachenakzente beurteilen. Auch die Standards für eine sogenannte *native-likeness* sind kaum definiert, was auf eine unhinterfragte Autorität der *native speaker* in dieser sprachwissenschaftlichen Richtung hindeutet (vgl. Wieling, Bloem, Mignella, Timmermeister & Nerbonne, im Erscheinen).

Der native speaker

Demzufolge ist in der klassischen Generativen Grammatik ein *native speaker* einer bestimmten Sprache ein Sprecher, der eine Sprache in der kritischen Periode spontan erworben hat und diese somit bei ihm dauerhaft und robust mental verankert ist. Das *native-speaker*-Konzept wird in Theorien mit solcher oder ähnlicher Argumentation zumeist als „idealer Sprecher/Hörer" präzisiert:

> „Linguistic theory is concerned primarily with an ideal speaker-listener, in a completely homogeneous speech-community, who knows its language perfectly and is unaffected by such grammatically irrelevant conditions as memory limitations, distractions, shifts of attention and interest, and errors […] in applying his knowledge of language in actual performance" (Chomsky, 1980: 24).

Neben der Definition eines idealen Sprechers ist diese Aussage auch wesentlich für Chomskys Differenzierung zwischen Kompetenz und Performanz: *Kompetenz* bedeutet perfektes Sprachwissen, das in der – konkreten, auch fehlerhaften – *Performanz* angewandt wird. Sprachkenntnis wird in einer idealisierten Bevölkerungsgruppe (und teilweise in einer realen Gruppe) geteilt, weil die Mitglieder „a rich initial state" teilen (Chomsky, 1980: 87). Es stellt sich also heraus, dass die Idealisierung der Mitglieder der homogenen Sprachgemeinschaft, also der idealisierten *native speaker*, in dieser Theorie von zentraler Bedeutung ist, da auf deren Grammatikalitätsurteilen eigentlich die gesamte linguistische Analyse beruht. Für die grammatische Analyse kommen folglich nur durch *native speaker* lizenzierte Sätze in Betracht. Sogar Sprachkorpora können laut Chomsky diese angeborene Intuition nicht ersetzen (vgl. Harris, 1993: 96f).

Abschließend zur Definition des (idealen) *native speakers* soll nur kurz darauf hingewiesen werden, dass zusätzlich zu den bereits erwähnten Umständen (Spracherwerb im Kindesalter, homogene Sprachgemeinschaft) oft auch noch andere Bedingungen an die Informanten, die über Grammatikalität zu urteilen haben, gestellt werden, z. B. dass keine zusätzliche Erstsprache erworben wurde, dass der Sprecher fließend, spontan und kreativ sprechen kann, dass er ein Studium in der betreffenden Sprache absolviert hat (vgl. Paikeday, 1985: 24), dass er der entsprechenden Kultur angehört (vgl. Annamalai, 1998: 152) oder sogar (etwa durch Migration usw.) möglichst wenig Kontakt mit anderen Sprachen oder Sprachgemeinschaften hatte.

Das Erkenntnisinteresse der Sprachtheorie

Ganz offensichtlich geht es demnach in dieser Art von Theorie nicht um das reale Sprechen und Kommunizieren, sondern um ein abstraktes und idealisiertes System, das unter der Oberfläche der geäußerten und gehörten Formen liegt. Chomsky selbst konstatiert das offen und verlangt von der Sprachwissenschaft gar keine Erklärungen konkreter Interaktionen: „Linguists must be concerned with the problem of determining the fundamental underlying properties of successful grammars. […] One function of this theory is to provide a general method for selecting a grammar for each language, given a corpus of sentences for this language" (Chomsky, 1957: 11). Da davon ausgegangen wird, dass Grammatik an sich *erfolgreich* ist und kein die sprachlichen Äußerungen illustrierender Kontext herangezogen wird, ist in der Tat nur ein direkter Zugang zur *Grammatikalität*, d. h. zur Korrektheit möglich. Es ist somit auch einleuchtend, dass kontextlose Sätze anders als durch ein im Voraus

gegebenes System nicht zugängig sein können. Im Wesentlichen beharrt Chomsky auch unter Berücksichtigung keineswegs idealer und homogener Sprachverhältnisse in realen Sprachgemeinschaften auf der Legitimität der dargestellten Idealisierung. Das Erforschen der Universalgrammatik soll nämlich eine Wissenschaft sein, bei der der Geist in einem naturwissenschaftlichen Sinn wie Organe im menschlichen Körper untersucht wird (vgl. Chomsky, 1980: 29, 180). Wenn also Sprache ernsthaft erforscht werden soll, muss laut Chomsky eine Reihe von Abstraktionen und Idealisierungen vorgenommen und von Variationen abstrahiert werden. Die einzige Alternative dazu und zu einem festgelegten Regelsystem wäre für ihn eine Form von Naturgeschichte mit Tabellarisierungen und Aufzählungen von Tatsachen, was kaum als ernst zu nehmendes Ziel aufzufassen sei.[6]

Die Angeborenheit des Sprachwissens in der gegenwärtigen Generativen Grammatik

Abschließend zu diesem Abschnitt stellt sich noch die Frage, ob sich Chomskys Theorie seit den 1980er Jahren bis heute verändert hat und welche Rolle der *native speaker* in der aktuellen Generativen Grammatik spielt. Es ist allgemein bekannt, dass Chomsky seine Beschreibung syntaktischer Strukturen oft maßgeblich geändert hat, bezüglich des Spracherwerbs und der Angeborenheitsthese scheinen jedoch keine wesentlichen Veränderungen stattgefunden zu haben. Auch im letzten Nachfolge-Programm [7] der Government-and-Binding-Theorie, dem Minimalismus, kommt es zwar bezüglich der Repräsentationsebenen und Operationen zu entscheidenden Revisionen, dass Spracherwerbsfähigkeiten angeboren sind, wird jedoch kaum in Frage gestellt (vgl. Müller, 2010: 86ff). Es ist eher umstritten, was genau angeboren ist und wie die einzelnen Schritte beim Spracherwerb zu erklären sind. Es ist z. B. nicht mehr zwingend, das grammatische Wissen als solches als angeboren aufzufassen (vgl. Klann-Delius, 2008: 67), denn im Zentrum des Spracherwerbs steht ein Vokabellernen („learning vocabulary"), deshalb sind eigentlich Parameter an die lexikalischen Einheiten gebunden. Es muss aber auch betont werden, dass im Minimalismus der Spracherwerb noch nicht ausreichend erforscht ist (vgl. Haid, 2009: 145).

Eine sehr pointierte, aber auch unter Sprachwissenschaftlern recht anerkannte Kritik von Chomskys (und Steven Pinkers) Angeborenheitsthesen liefert Geoffrey Sampson (1997),

[6] Siehe dazu auch die Diskussion zur (Un-)Wissenschaftlichkeit der Konstruktionsgrammatik (Kapitel 3) und die allgemeine Diskussion zum Erkenntnisinteresse der verschiedenen Sprachtheorien (Kapitel 6).
[7] Es wird absichtlich von „Programm" und nicht von „Theorie" gesprochen, da es nicht gänzlich ausgearbeitet ist.

indem er Chomskys Argumente systematisch durchgeht, jeweils Gegenargumente vorbringt und auch die empirisch oft nicht geprüften Behauptungen der Angeborenheitsthesen aufzeigt. Er greift besonders den *Biologismus* von Chomskys und Pinkers Thesen an und versucht, die gesellschaftlichen und kulturellen Prozesse dahinter stärker zu betonen. Im Großen und Ganzen läuft seine Kritik darauf hinaus, dass Menschen nicht mit Sprachwissen oder einer besonderen Sprachfähigkeit geboren werden, sondern das, was sie können, lernen: „Nativism has been a thirty-year wrong turning in the progress of thinking about human nature. Eve was not born know-all. She was ignorant. But she was a good learner" (Sampson, 1997: 22). Obwohl er darauf hinweist, dass Chomskys Thesen *wissenschaftlich* nicht haltbar sind, ist eines seiner wichtigsten Argumente einfach der „gesunde Menschenverstand" (Sampson, 1997: 3), was Sampson stellenweise zu recht heftigen und sehr polemischen Aussagen anregt, zum Beispiel der folgenden: „Despite Pinker's verbal pyrotechnics, there is actually no such thing as a human language instinct. There really isn't. Chomsky's arguments for it do not work; and Pinker's arguments do not work either. What they are telling us just ain't so. Believe me, it is not" (Sampson, 1997: 13). Das Thema scheint also derart brisant zu sein, dass Sampson auch ein Aufruf an den *Glauben* (*believe me*) notwendig scheint. Das Buch ist also streckenweise sehr polemisch, es wird aber – womöglich genau deswegen – sehr oft zitiert und immer wieder neu herausgegeben (zuletzt 2005 als *The 'Language Instinct' Debate*), was auch die Aktualität der Thematik bestätigt.

Eine allgemeine aktuellere, weniger heftige und gut fundierte Diskussion zur Angeborenheit sprachlichen Wissens in der Grammatiktheorie bietet Stefan Müller (2010: 276–325), der teilweise Steven Pinkers Thesen (aus *The Language Instinct*, 1994) und Michael Tomasellos Anithesen (aus „Language Is not an Instinct", 1995) wiedergibt. Müller geht an die Frage systematisch heran, indem er die folgenden Argumente für die Angeborenheit der Sprache ausführlich durchdiskutiert (Müller, 2010: 276):

> „– die Existenz syntaktischer Universalien,
> – die Geschwindigkeit des Spracherwerbs,
> – die Tatsache, dass es eine ‚kritische' Periode für den Spracherwerb gibt,
> – die Tatsache, dass fast alle Kinder Sprache lernen, aber Primaten nicht,
> – die Tatsache, dass Kinder spontan Pidgin-Sprachen regularisieren,
> – die Lokalisierung der Sprachverarbeitung in speziellen Gehirnbereichen,
> – die angebliche Verschiedenheit von Sprache und allgemeiner Kognition, […]
> – das Poverty-of-the-Stimulus-Argument."

Schließlich stellt auch er fest, dass Sprache anhand Chomskys Argumentation nicht eindeutig als angeboren aufgefasst werden kann, weil für jedes der Argumente auch Gegenargumente vorgebracht werden können, sodass die Angeborenheit sprachspezifischen Wissens weiterhin umstritten ist.

1.2.3 Der *non-native speaker* in aktuellen formal-naturwissenschaftlich orientierten Grammatiktheorien

Wenngleich der Nativismus in der Grammatiktheorie öfters und mit überzeugenden Argumenten in Frage gestellt wird, ist es eindeutig, dass immer noch vorwiegend mit isolierten Sätzen idealisierter Muttersprachler und ihren Grammatikalitätsurteilen operiert wird. In der Regel werden durch Introspektion als grammatisch identifizierte Sätze zur Analyse herbeigezogen. Auch bei der Verwendung von Korpora geht es meistens um *native speaker*-Korpora, also nicht um beliebig ausgesuchte Texte.[8]

Über den Status von Sätzen *nicht-muttersprachlicher* Sprecher wird viel weniger reflektiert. Weil *non-native speaker* als unzuverlässige Informanten für Grammatikalitätsurteile nicht in Betracht kommen, werden sie aus der Theorie vorwiegend ausgeschlossen. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit Mehrsprachigkeit aus grammatischer Sicht wird nicht konstatiert, es wird jedoch relativ intensiv zu Pidgin- und Kreolsprachen sowie zum Code-switching geforscht.

Als Illustration dafür kann das aktuelle Erforschen von Bilingualismus und Codeswitching einer amerikanischen Forschungsgruppe in Illinois (unter der Leitung von Luis López und Kay González-Vilbazo) herangezogen werden: obwohl es sich beim Codeswitching notwendigerweise um Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit handelt und López selbst von einer Überwindung der Vorstellung *einer* klar definierten Sprache im Gehirn der Sprecher spricht, kommt es in der Darstellung der Problematik und des konkreten Experiments ganz klar heraus, dass Grammatikalitätsurteile idealisierter zweisprachiger Individuen, die idealerweise gleich beide Sprachen auf muttersprachlichem Niveau beherrschen, ausschlaggebend für jegliche weitere Analyse sind (vgl. López, 2012). Hinzu kommt noch, dass auch beim Analysieren von Mehrsprachigkeit nur vereinzelte Sätze dieser idealisierten Sprecher überhaupt als Analysematerial in Frage kommen.[9] Das Ziel der Analyse

[8] Für eine Diskussion der in aktuellen Grammatikmodellen verwendeten Daten siehe Gries (2013) und Abschnitt 3.1.2.
[9] Für mehr dazu, siehe BRL (2014).

ist also auch in diesem Fall, Einsichten in die gemeinsame, universale Grammatik zu bekommen, was auch das folgende Zitat veranschaulicht: „This does not necessarily entail that the I-language of code-switchers will be identical to the union of the two grammatical systems: code-switchers may include features drawn directly from Universal Grammar which are absent in the component grammars“ (González-Vilbazo & López, 2012: 37).

Eine ähnliche Stellung kann beim Erforschen von Pidgin- und Kreolsprachen aus grammatischer Sicht vorgefunden werden: als Informanten kommen auch bei diesen per definitionem gemischten Sprachen nur *native speaker* in Betracht, wobei z. B. Claire Lefebvre in ihrem Buch *Issues in the Study of Pidgin and Creole Languages* (2004) sogar anmerkt, dass auch unter den *native speakern* nicht unbedingt verlässliche Grammatikalitätsurteile gegeben werden und der Forscher bei der Auswahl achtsam sein sollte, denn „[s]ome people are *naturally* good informants, while other people are not“ (Lefebvre, 2004: 153, Hervorhebung A. M. P.). In diesem Zusammenhang wird interessanterweise auch von einer „nativization of the pidgin“ (Lefebvre, 2004: 19) gesprochen, was erneut auf eine Idealisierung des Pidgin hindeutet.

Was der Generativen Grammatik größere Schwierigkeiten bereitet, sind *übliche* nicht-Standard-Varietäten. Eide & Åfarli (2007) deuten in ihrem Artikel zur Mehrsprachigkeit etwa auf die „Unreinheit“ solcher Diskurstypen aus Sicht der Grammatiktheorie hin:

> „Gemischte Systeme mit Übergangsformen zwischen Nicht-Standard-Dialekten und der Standardsprache würden aus dieser Theorie als Untersuchungsgegenstand ausgeschlossen, weil ‚[t]he language of such a speech community would not be “pure” in the relevant sense because it would not represent a single set of choices among the options permitted by U[niversal] G[rammar] but rather would include “contradictory” choices for certain of these options’ (Chomsky 1986: 17)“ (Eide & Åfarli, 2007: 126).

In dem Aufsatz konzentrieren sich Eide & Åfarli zwar auf nicht-standardisierte Dialekte, was sie ansprechen, kann jedoch genauso gut für *non-native* Varietäten, wie etwa die sogenannten New Englishes, gelten (vgl. Kortmann, Burridge, Mesthrie, Schneider & Upton, 2004a; b; siehe auch Kapitel 2). Zudem würde der – in dieser Arbeit zentrale – *non-native discourse* als solcher in seinen unterschiedlichen Ausprägungen zweifellos eine stark *gemischte* Sprachform bedeuten, die womöglich in der gleichen Weise wie Eide und Åfarli es für Dialekte vorschlagen, mithilfe von parallelen Grammatiken repräsentiert werden könnte.

Etwas gründlicher und ohne sie als unwichtig oder „unrein“ einzustufen wird mit *non-native speakern* in einigen jüngeren Grammatiktheorien umgegangen, z. B. beim Erforschen

des Zweitspracherwerbs in der kognitiven Linguistik oder in gebrauchsbasierten Ansätzen zur Grammatik. Eine besondere Stellung nimmt unter den aktuellen Grammatiktheorien die Konstruktionsgrammatik (*Construction Grammar*) ein, die sich gezielt *peripheren* Sprachphänomenen zuwendet (z. B. Idiomen, dem Lexikon, phrasalen Mustern) und statt Sprachregeln den Begriff der Konstruktionen vorschlägt (vgl. Croft, 2001; Goldberg, 2006; Hoffmann & Trousdale, 2013). Im Hinblick auf den *non-native discourse* ist Konstruktionsgrammatik insofern von besonderer Bedeutung, als in dieser Theorie die Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz übergangen zu werden scheint und sich somit der Begriff der Grammatikalität verschiebt. Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Sprechen von nicht-Muttersprachlern ist zwar derzeit (noch) nicht bemerkbar, die allgemeine Tendenz, sich mit *ungrammatischen* Konstruktionen und der gesprochenen Sprache zu befassen, öffnen jedoch eindeutig den Weg für das Erforschen vom *non-native discourse*, weshalb diese Theorie auch in dieser Arbeit im Mittelpunkt der grammatischen Beschreibungen des *non-native discourse* steht (siehe Kapitel 3 und 4).

1.3 Der *native speaker* in der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik

1.3.1 Soziolinguistische Konzipierungen des *native speakers*

Nachdem der *native speaker* ausführlich aus grammatiktheoretischer Sicht dargestellt wurde, soll nun ein divergenter Blickpunkt aufgegriffen werden, nämlich jener, der Sprache nicht als Grammatik im Sinne eines *mentalen Konstrukts*, sondern in ihrer gesellschaftlichen Beschaffenheit, also als *soziales Konstrukt* auffasst. In der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik sind zwar die bestimmenden Merkmale des *native speakers* anderer Natur und theoretisch weniger strikt definiert, wohl nimmt er darin aber eine ausgesprochen wichtige Rolle ein. Es gibt in diesen Teildisziplinen auch vergleichsmäßig viele Studien zum Begriff *native speaker* an sich und ferner auch zahlreiche Arbeiten, in denen der Begriff in Frage gestellt und sogar eindeutig abgelehnt wird. Um nun seine Stellung in diesen Teildisziplinen darzustellen, wird neben der Diskussion der theoretischen Arbeiten zum Begriff auch eine Erläuterung mehrerer Verwendungsbeispiele von *native speaker* in konkreten Bereichen der angewandten Linguistik (z. B. Sprachunterricht, Sprachpolitik) vorgenommen. Es ist jedenfalls eindeutig, dass der Begriff aus dieser Perspektive viel

kritischer betrachtet wird als in der Grammatiktheorie, worauf auch im nächsten Abschnitt näher eingegangen wird.

Laut Alan Davies (2003) ist eine angemessene Konzipierung des *native speakers* tatsächlich nur innerhalb der Soziolinguistik möglich. Wesentlich ist seiner Ansicht nach dabei, dass *native* ein nicht-linguistisches Attribut ist und unbedingt an Biographie, Nation, Ethnie usw. gebunden ist. Diese Feststellung legt den Gedanken nahe, dass der Begriff *native speaker* ein ideologisches, politisches Konstrukt und kein (natur-)wissenschaftliches Konzept ist. Sehr treffend drückt es auch E. Annamalai aus, indem er sagt, „[n]ativity adds non-linguistic weightage to language requirement" (Annamalai, 1998: 154), oder dass „the linguistic nativity of a community is constructed culturally and politically, and not linguistically" (Annamalai, 1998: 155). Es wird folglich schon anhand einiger einleitender soziolinguistischer Bemerkungen klar, wie die (natur-)wissenschaftliche (etwa im Sinne Chomskys) und die ideologische, vorwissenschaftliche (etwa mit Volkszugehörigkeit verbundene) Komponente in einem Begriff verworren sind. Eines der Ziele der vorliegenden Arbeit ist es auch, eben diese Spannung aufzuzeigen.

Davies will in seinem Buch *The Native Speaker: Myth and Reality* eigentlich genau klären, was es bedeutet, *native speaker* zu sein. Eine seiner Bestimmungen ist: „[N]ative speaker means having language X as one's mother tongue, as one's first language; as one's dominant language, as one's home language." (Davies, 2003: 18). Daraus geht hervor, dass der *native speaker* aus soziolinguistischer Perspektive sehr unterschiedlich definiert und an eine Reihe von möglichen Kategorien von Sprache bezogen werden kann. Natürlich konstatiert Davies auch, dass die Definition schon von Saussures Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* ausgeht und weitet es dann auf Chomskys Kompetenz/Performanz Dichotomie aus. Zentral ist dabei die Frage, wie man die Mitgliedschaft in der von diesen beiden großen Linguisten postulierten idealen Sprachgemeinschaft erfassen kann. Davies meint dazu, die Mitglieder schreiben sich ihre Muttersprachlichkeit selbst zu, es komme also auf deren Autobiografie an und sei „a matter of self-ascription not of something being given" (Davies, 2003: 8). Bei Chomskys Idealisierungen (der Sprachgemeinschaft und der Sprecher) werde hingegen von einer Analogie des Gehirns mit Computern ausgegangen, wodurch die Sprache vom Sprecher losgelöst und als eine bereits im Sprecher vorhandene Entität aufgefasst wird (vgl. Davies, 2003: 21, 40). In seiner Bestrebung, den *native speaker* genau zu bestimmen, führt Davies am Ende des Buches sogar eine Liste der Eigenschaften eines *native speakers* an:

1. Der *native speaker* einer Sprache erwirbt diese in der frühen Kindheit;
2. Der *native speaker* besitzt Intuitionen (etwa für Annehmbarkeit und Produktivität) über seine idiolektale Grammatik;
3. Der *native speaker* besitzt Intuitionen über die gemeinsame Sprache (üblicherweise die Standardsprache);
4. Der *native speaker* zeichnet sich durch diskursive und pragmatische Fähigkeiten aus, er spricht spontan und fließend;
5. Der *native speaker* hat einmalige Fähigkeiten zur kreativen Sprachproduktion;
6. Der *native speaker* hat einmalige Dolmetscher- und Übersetzungsfähigkeiten in seine Erstsprache (vgl. Davies, 2003: 211).

Interessanterweise fügt jedoch Davies bei all diesen Voraussetzungen (mit Ausnahme der ersten) hinzu, dass es auch für einen Zweitsprachler unter ausreichend guten Bedingungen möglich sei, diese Fähigkeiten zu erwerben. Damit kommt Davies schließlich auch zu fünf verschiedenen „flesh-and-blood or reality definitions" (Davies, 2003: 214) des Begriffs *native speaker*:

> „1. native speaker by birth (that is by early childhood exposure)
> 2. native speaker (or native speaker-like) by being an exceptional learner
> 3. native speaker through education in the target-language medium (the *lingua franca* case)
> 4. native speaker by virtue of being a native user (the postcolonial case), and
> 5. native speaker through long residence in the adopted country."

Davies fasst jedoch zusammen, dass es letztlich eigentlich um Machtverhältnisse und gesellschaftliche Identitätszuschreibungen geht, denn „the fundamental opposition is one of power and […] in the event membership is determined by the non-native speaker's assumption of confidence and of identity" (Davies, 2003: 215).

Eine weitere der wohl bekanntesten Arbeiten zum *native speaker*-Konzept ist Thomas Paikedays Buch *The Native Speaker Is Dead!* (1985). Er bringt darin, auch in Form von Dialogen, viele unterschiedliche Meinungen von Linguisten, Philosophen und Psychologen vor, die er mithilfe eines eigens für diese Untersuchung erstellten Fragebogens gesammelt hat. Wie es schon der Titel anzeigt, versucht er klar zu machen, der *native speaker* existiere nicht (mehr), sondern er sei nur ein arbiträrer und leerer Begriff. In diesem Sinne vergleicht er ihn sogar mit dem Einhorn (vgl. Paikeday, 1985: 26) oder dem Yeti:

> „As I will try to show later, ‚native speaker' is as arbitrary and elusive a concept as Abominable Snowman, except, of course, there is nothing illogical or improbable about the Snowman becoming a reality some day, which I believe will never happen to the native speaker as conceived by the linguist." (Paikeday, 1985: 17).

Allerdings ist Paikedays Argumentation nicht vollkommen stichhaltig und löst auch bei einigen seiner Gesprächspartner (besonders bei Chomsky) relativ scharfe Reaktionen aus. Paikeday stimmt z. B. Patrick Hanks zu, der *native speaker* sei nur ein theoretisches Konstrukt, gleichzeitig findet er jedoch, der *native speaker* müsse klar definiert sein, sonst handle es sich nur um pure Einbildung (vgl. Paikeday, 1985: 16). Ähnlich greift er Chomskys Idealisierung an, indem er ihm einen „metaphysischen Standpunkt" vorwirft, der keinen klaren logischen, objektiven, operationalisierbaren und empirisch verifizierbaren Referenten vorbringen könne (vgl. Paikeday, 1985: X, 33, 62):

> „INQUIRER [d. h. Paikeday]: It was very kind of Prof. Chomsky to join our discussion. And I wish I could appreciate his reasoning better. But I don't even see the need for a metaphysical explanation of 'native speaker,' which is an earthly concept referring to earthly beings, quite unlike the concept of the Trinity or the Virgin birth. These could use some help from metaphysics. 'Native speaker' seems more of an epistemological problem" (Paikeday, 1985: 74).

Es scheint also, als unterscheide Paikeday nicht klar genug zwischen theoretischen Abstraktionen und realen Objekten, was ihm Chomsky in der Folge auch vorwirft. Das ist in dieser Diskussion insofern bedeutend, als der *native speaker* tatsächlich ein problematisches Konzept darstellt, jedoch durch Paikedays tendenziösen Angriffe meiner Ansicht nach nicht fundiert genug diskutiert wird. Zusammengefasst vertritt also Paikeday die Ansicht, der *native speaker* sei ein arbiträres, schwer zu bestimmendes und unnötiges Konzept, das etwa durch den einfachen Begriff der unterschiedlichen Kompetenz ersetzt werden sollte: „I would think in an utterance embodying the linguistic concept, a more meaningful modifier of 'speaker' or one of its synonyms should be 'competent' or 'proficient' rather than 'native'" (Paikeday, 1985: 61). Paikedays Ausführungen spiegeln im Grunde die Stellung zahlreicher Soziolinguisten und angewandten Sprachwissenschaftler wider, die bei ihren Untersuchungen auf die soziale, dynamische, *reale* Beschaffenheit der Sprache verweisen. Dabei wird jedoch oft übersehen, dass die Voraussetzungen und Erkenntnisinteressen der unterschiedlichen linguistischen Richtungen teils grundlegend verschieden sind, was auch beim Vergleich der verwendeten Begriffe berücksichtigt werden sollte. Dies ist wohl zum Teil auch darauf

zurückzuführen, dass eine generelle und gründliche Diskussion zwischen den einzelnen Teildisziplinen nicht kontinuierlich aufrechterhalten wird (siehe dazu auch Kapitel 6).

1.3.2 Beispiele aus der angewandten Sprachwissenschaft

Wegen der Annahme von vorbildhaften Sprachfähigkeiten, nimmt der *native speaker* auch im alltäglichen Gebrauch und somit in Bereichen, mit denen sich die angewandte Linguistik beschäftigt, eine zentrale Stelle ein. So wird etwa im Fremdsprachenunterricht oft die authentische Sprachkompetenz des *native speakers* der betreffenden Fremdsprache hervorgehoben oder, auf der anderen Seite, z. B. bei Migrantenkindern deren ursprüngliche *Muttersprache* gefördert. Doch oft kann die Verwendung des *native-speaker*-Modells oder das Vertrauen auf sein *muttersprachliches Sprachgefühl* auch in Frage gestellt werden, denn ein *native speaker*-Gefühl bedeutet noch keine Fähigkeit für Sprachvermittlung. Demgegenüber ist es, besonders in mehrsprachigen Kontexten, oft nicht eindeutig, welche Sprache ein Sprecher überhaupt am besten und vollständig *verinnerlicht* und somit als seine *native language* hat. Die folgenden Beispiele sollen einige derartige Fälle veranschaulichen.

Sprachassistenz beim Fremdsprachenunterricht

Besonders die Muttersprachler als Sprachassistenten beim Fremdsprachenunterricht erfreuen sich seit einigen Jahren verstärkter Popularität. Zur Illustrierung soll hierfür das Beispiel der Muttersprachler-Assistenz beim Englisch-Unterricht in den österreichischen Schulen herangezogen werden.

Auf offizieller, administrativer Ebene wird, wie es aus dem Zitat unten ersichtlich ist, der *native speaker* als Fremdsprachenassistent tatsächlich sehr arbiträr ausgesucht. Im Leitfaden für den *FremdsprachenassistenInnen-Austausch* des Bundesministeriums für Bildung und Frauen werden die Aufgaben und Einsatzbereiche der Assistenten nur sehr vage bestimmt, etwa mit den folgenden Bemerkungen zu den Einsatzmöglichkeiten:

> „Tätigkeitsmerkmale. Sprachvermittlung im Rahmen des Lehrplanmäßigen Fremdsprachenunterrichts […].
>
> Sein/Ihr Einsatzbereich ist der Konversationsunterricht. Die Bedeutung der AssistentInnen liegt vor allem in ihrer sprachlichen Kompetenz als ‚native speaker'. Nur nach eingehender Rücksprache mit den AssistentInnen kann man sie zur Behandlung bestimmter Sachthemen heranziehen." (BMBF, 2014: 7, 17).

Es scheint also, als wäre der Begriff *native speaker* allein eine ausreichende Spezifizierung der Eigenschaften, Fähigkeiten und Tätigkeiten der Assistenten. Außer dieser Behauptung wird kaum darauf eingegangen, was die Fremdsprachenassistenten wirklich in der Schulklasse leisten sollten. Im Gegensatz dazu wird hingegen sehr klar, mit genau definierten Punkten bei den „Tätigkeiten" der Assistenten aufgezählt, was sie NICHT und was sie AUCH tun dürfen (z. B. selbstständig unterrichten, benoten, Gangaufsicht halten; siehe BMBF, 2014: 19).

Bezüglich der Sprachkenntnisse werden z. B. für Kandidaten aus Großbritannien die folgenden Kriterien der Eignung für diese Stellung aufgeführt:

- man muss ein Englischsprecher mit *native level* sein: das Sprachkönnen wird durch den schriftlichen Antrag und eventuell durch ein face-to-face Gespräch eingeschätzt;
- man muss entweder seine Sekundarstufe in Großbritannien absolviert haben oder einen britischen Pass haben; sollte das nicht der Fall sein, werden Kenntnisse über die britische Kultur geprüft (vgl. British Council, 2014).

Im Vergleich dazu wird bei den US-amerikanischen Assistenten nur die Staatsangehörigkeit als Kriterium aufgeführt, nämlich die Kandidaten „must be U.S. citizens" (USTA Austria, 2014).

Dieses Thema ist auch insofern interessant, als dazu etwa in der aktuellen English as a Lingua Franca-Forschung eine Gegenposition dazu beobachtet werden kann, wonach nicht die muttersprachliche, sondern die allgemeine sprachliche und pädagogische Kompetenz auch bei Assistenten ausschlaggebend sein sollte. Elisabeth Weber schlägt in diesem Sinne vor, dass das aktuelle Assistenzprogramm in Zukunft durch ein Programm ersetzt würde, in dem nicht *native speaker*, sondern Lehramtstudierende oder Englischlehrer mit unterschiedlichen Erstsprachen in den Schulen als Assistenten eingesetzt würden (vgl. Weber, 2013: 7).

Ein Referenzrahmen für Sprachen

Ein weiterer interessanter Verwendungsbereich des Begriffs *native speaker* ist der sogenannte *Gemeinsame Europäische Referenzrahmen für Sprachen* (GER). Der *native speaker* als Bezugspunkt kommt öfters vor, hier werden nur ausgewählte, zum Teil fragwürdige Beispiele angegeben.

Unter der Beschreibung von Niveaustufe B2 steht etwa, der Sprecher könne „sich spontan und fließend verständigen, dass ein normales Gespräch mit Muttersprachlern ohne

größere Anstrengung auf beiden Seiten gut möglich ist.“ (GER, 2001: 79). In einer erweiterten Ausgabe des Referenzrahmens heißt es weiter, dass man das Niveau B2 erreicht hätte, wenn man fähig sei „Beziehungen zu Muttersprachlern aufrecht [zu] erhalten, ohne sie unfreiwillig zu belustigen oder zu irritieren oder sie zu veranlassen, sich anders zu verhalten als bei Muttersprachlern“ (GER, 2001: 80). Es wird hier demnach zwar indirekt, aber doch eindeutig vorausgesetzt, dass Muttersprachler und Nicht-Muttersprachler zwei getrennte Gruppen bilden. Außerdem wird auch noch davon ausgegangen, dass sich diese Muttersprachler notwendigerweise oder zumindest normalerweise über sprachliche Fehler lustig machen und diese Irritation auf die Nicht-Muttersprachler zurückzuführen sind. Dabei führt diese Voraussetzung allerdings ein Kriterium ein, dass nicht auf die Lerner, sonder eigentlich auf die *native speaker* und ihr Verhältnis zu den *non-native speakern* bezogen ist. Es ist jedoch erstaunlich, dass im Referenzrahmen im Allgemeinen der Muttersprachler nicht als eindeutiges Modell dargestellt wird. Auch die höchste Niveaustufe (C2) wird nicht als Muttersprachler-Niveau definiert, was aus der englischen Ausgabe ersichtlich ist: „Level C2, whilst it has been termed ‘Mastery’, is *not intended to imply native-speaker or near native-speaker competence.* What is intended is to characterise the degree of precision, appropriateness and ease with the language which typifies the speech of those who have been highly successful learners“ (CEFR, 2001: 36, Hervorhebung A. M. P.). Es scheint also, als sei der *native speaker* nicht das Modell für die eigene Kompetenz und Performanz, sondern diene als Richtlinie der kommunikativen Fähigkeit. Es soll folglich nicht sein Sprachniveau angestrebt werden, sondern die Interaktion mit ihm.

Wie aus den bisher dargestellten Beispielen ersichtlich ist, wird der Begriff *native speaker* bzw. *Muttersprachler* in der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik in unterschiedlichen Kontexten verwendet und bezeichnet einen hochkompetenten, natürlichen und authentischen Sprecher. Allgemein werden jedoch in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Begriff kritische Ansichten dazu immer stärker, worauf im nächsten Abschnitt näher eingegangen wird.

1.3.3 Der *non-native speaker* in der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik

Wie in der Diskussion bereits angedeutet wurde, ist das Konzept des *native speakers* schon oft in Frage gestellt worden (vgl. Paikeday, 1985; Davies, 2003; Harris, 1987; 1998; Singh,

1998; Widdowson, 2003) und der *non-native discourse* ist in zahlreichen soziolinguistischen Studien und Arbeiten der angewandten Linguistik stark vertreten. Es ist aber auch in diesen Forschungsrichtungen umstritten, ob der Begriff allgemein verworfen werden sollte oder ob ihm nur eine andere Rolle zuzuschreiben ist. Der angeborene Charakter von Sprache und die tatsächliche Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* wird in den meisten Studien durchaus aufrecht erhalten und entspricht in diesem Sinne nicht den Versuchen, das Konzept zu überwinden (wie es z. B. Paikeday (1985) vorschlägt). Der *non-native speaker* wird zwar wahrgenommen, ernst genommen und als ausgesprochen wichtiger Informant der linguistischen Analyse angesehen, er wird aber doch als *non-**native***, also als Gegensatz zum *native speaker* konzipiert. Tatsächlich wird der *non-native speaker* grundsätzlich als Negation des *native speakers* aufgefasst, weshalb der Begriff auch in dieser Arbeit überhaupt ausgesucht wurde. Dabei muss natürlich erneut darauf hingewiesen werden, dass im Vergleich zum *native speaker* der *non-native speaker* ein viel weniger geläufiger Begriff in der allgemeinen und angewandten Sprachwissenschaft ist. Schon allein die Tatsache, dass er negativ formuliert ist, macht ihn zu einem Begriff zweiten Grades. Es ist deshalb für diese Arbeit unumgänglich, auch mit einigen der folgenden, besonders in der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik üblicheren Begriffen zu operieren und sie zur Konzipierung des Phänomens heranzuziehen:

- Zweit- und Fremdspracherwerb;
- Zweisprachigkeit, Mehrsprachigkeit;
- Verkehrssprache (*lingua franca*);
- Interimsprache (*interlanguage*);
- Migrantensprache (z. B: *Gastarbeiterdeutsch*, *Kiezdeutsch*);
- *Foreigner talk*, *Xenolekt*, *Pseudo-Pidgin*;
- Pidgin, Kreolsprachen;

Im Vergleich zum *non-native discourse* handelt es sich bei den aufgeführten Begriffen um klarer definierte sprachliche Phänomene, die einen bestimmten Aspekt des Sprechens einer Zweit- oder Fremdsprache hervorheben. Bei der Interimsprache ist es etwa die Abfolge von Übergangssprachen beim Spracherwerb (vgl. Selinker, 1972), bei Migrantensprachen sind es Umgangssprachformen, die in Bezirken mit vielen Migranten gesprochen werden (vgl. Urban, 2007; Wiese, 2012) oder beim *Foreigner talk* die Besonderheiten des Sprechens, bei dem die Adressaten *non-native speaker* sind (vgl. Csehó, 2009). Der *non-native discourse* soll in gewisser Weise als gemeinsamer Nenner dieser heterogenen Phänomene aufgefasst werden.

Weil aus Sicht der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik ein reiner, fehlerloser *native* Diskurs eher eine theoretische, metalinguistische Abstraktion als ein wahres Modell der Sprache ist, bietet die Erforschung solcher *Randphänomene* besonders wertvolle Einsichten in das Funktionieren der Sprache an sich. In diesem Sinne lässt sich in diesen Forschungsrichtungen schon seit den 1970er Jahren eine verstärkte Auseinandersetzung mit der gesprochenen Sprache beobachten. Erst in den letzten Jahren gerät allerdings das lange ausgeklammerte Gebiet der Mehrsprachigkeit und der Sprache von Nicht-Muttersprachlern verstärkt ins wissenschaftliche Blickfeld (vgl. Blommaert, 2010; Cruz-Ferreira, 2010; Baker, 2006; Grosjean, 2008). Wichtige Punkte der Sprachdiversität, der Interferenzen, der soziolinguistischen Besonderheiten sprachlich heterogener Gemeinschaften usw. werden hier erforscht. Dass Mehrsprachigkeit ein eigenständiges Phänomen und nicht „mehrfache Einsprachigkeit" ist (vgl. Grosjean, 2008; Cruz-Ferreira, 2010) – wobei das Sprechen einer Zweitsprache, gemessen an der *Muttersprache*, als defizitär, d. h. fehlerhaft, von der Norm bzw. den Regeln abweichend angesehen wurde –, wird erst in den jüngsten Studien betont. In diesem Sinn versucht man in soziolinguistischen Projekten Interimssprachen (*interlanguage*: vgl. Selinker, 1972), *Lingua Franca*-Phänomene und Mehrsprachigkeit (vgl. Bolton & Kachru, 2006) als autonom zu erforschen und ihre spezifischen Eigenschaften zu beschreiben. Dabei werden zunehmend auch Versuche unternommen, Generalisierungen und Regelmäßigkeiten in dieser Art von Sprechen zu identifizieren. Es ist darüber hinaus deutlich ein Bestreben zur Ausformulierung von Normen zu beobachten (vgl. den Sammelband *Multilingual Norms* (Cruz-Ferreira, 2010)). Als Beispiel dafür können besonders umfangreiche empirische Studien im Rahmen der *English as a Lingua Franca*-Forschung angeführt werden, die in dieser Dissertation auch eingehend diskutiert werden (siehe Kapitel 2).

Einige Kritikpunkte des Konzepts *native speaker* aus der Literatur wurden schon im vorigen Abschnitt vorgebracht und sollen nun noch mit konkreteren Beispielen der Untersuchung von unterschiedlichen *nicht-muttersprachlichen Diskursen* vervollständigt werden.

Dynamik, Mehrsprachigkeit, Superdiversität

Obwohl Alan Davies den *native speaker* aus allgemein-linguistischer und besonders aus soziolinguistischer Perspektive klar umreißen will, auch tatsächlich sehr klar formulierte Definitionen angibt (siehe Abschnitt 1.3.1) und es nicht für sinnvoll hält, den *native speaker*

als Begriff abzuschaffen, gibt er doch zu, dass *native-speakerness* immer auf irgendeine Art partiell ist. Die Grenzen seien nämlich arbiträr gesetzt und beschreiben keineswegs, was die Sprecher in Wahrheit sind oder was sie untereinander teilen (vgl. Davies, 2003: 72).

> „For the distinction native speaker–non-native speaker, like all majority–minority power relations, is at bottom one of confidence and identity. […] The problem is that we cannot distinguish the non-native speaker from the native speaker except by autobiography. Making the cut by biography shows only some problems and hides away the exceptions, the bilinguals, the movers away, the disabled intellectually, the exceptional learners. The fact is that mother tongue is not gender, it is not given from the womb. It is, classically, social, just as culture is" (Davies, 2003: 213).

Durch die wiederholte Betonung der Rolle von Autobiografie, von Machtverhältnissen und subjektiven Lebensumständen der Sprecher versucht Davies letztlich auch, die entscheidende Rolle der Soziolinguistik bei der Definition der Begriffe *native speaker* und *non-native speaker* zu betonen.

Ähnlich steht in der Mehrsprachigkeitsforschung, einem seit einigen Jahren äußerst produktiven Forschungsbereich, das Soziale, an Menschen als Individuen ausgerichtete, und nicht das streng theoretische, formal einwandfreie und systematisch erfassbare Prinzip im Mittelpunkt. Es wird dabei betont, dass Mehrsprachigkeit in der Vergangenheit mithilfe von Grundsätzen untersucht wurde, die für Einsprachigkeit entwickelt wurden und daher für Mehrsprachigkeit nicht angemessen waren. Es gehe aber eigentlich um Menschen, nicht Sprachen, und bei Mehrsprachigkeit nicht um mehrfache Einsprachigkeit (*multi-monolingualism*), sondern um Menschen mit den diversesten Sprachfähigkeiten und -kenntnissen (vgl. Cruz-Ferreira, 2010). Das relevante Thema seien also Sprachgebräuche, nicht die Sprachen selbst. Mehrsprachigkeit wird außerdem nicht als Besonderheit, sondern zunehmend als das Normale betrachtet, das sogar nicht intrinsisch verschieden vom einsprachigen Sprechen sei. Cruz-Ferreira (2010) will etwa deutlich machen, dass auch im einsprachigen Sprechen unterschiedliche Ressourcen für die Realisierung der Interaktionen herangezogen werden und stellt die reduktionistische Ansicht, Sprachen seien voneinander gentrennte, eigenständige Entitäten in Frage. Somit verwischen sich auch die Unterschiede zwischen *native* und *non-native speakern*, denn beim Sprachgebrauch soll es sich allgemein eher um „languaging" handeln (vgl. Cruz-Ferreira, 2010: 5; Seidlhofer, 2009c; Phipps, 2006; Jørgensen & Spindler Møller, 2014). Das Wort *languaging* spiegelt gut die Verlagerung des Interesses in der aktuellen Soziolinguistik auf Ad-hoc-Prozesse, Strategien der Anpassung, dynamische Strukturen und sprachliche Kreativität wider. Somit wird der Regelbegriff in

dieser Forschungsrichtung oft gänzlich abgelehnt (vgl. Deumert, im Druck) und Normen werden ebenfalls nicht als etwas im Voraus festgelegtes aufgefasst, sondern sie können aus überaus dynamischen Sprachgebräuchen hervorgehen, was zum Beispiel Li Wei klarzumachen versucht:

> „What we need therefore are 'situated norms', informed by sociolinguistic data about the functional and thematic appropriateness for the type of language (e.g. for public/private use, or oral/written use), the social roles of the speakers and hearers, topics of discussion, and situational contexts, among others. Diversity is nature's standard" (Li Wei, 2010: 404).

Diese Betonung von Dynamik und Vielfalt kann jedoch auch neue Probleme nach sich ziehen, denn erstens ist Mehrsprachigkeit an sich kein homogenes und klares Konzept und zweitens sind sich die Forscher nicht wirklich einig, wie damit umzugehen ist. Aronin und Hufeisen (2009) deuten etwa darauf hin, dass nicht klar ist, ob man (angesichts der neuen Erkenntnisse aus der Mehrsprachigkeitsforschung) noch an der Auffassung von mehreren voneinander getrennten Sprachen festhalten sollte oder eher eine gänzlich neue Sichtweise auf Sprache und die Sprachwissenschaft einzuführen ist, denn *Sprache* müsste auf jeden Fall neu definiert werden (Aronin & Hufeisen, 2009: 23).

Zur Darstellung der Theoriebildung im Bezug auf den *non-native discourse* kann illustrativ eine von David Olsher und Leah Wingard herausgegebene Spezialausgabe der *Issues in Applied Linguistics* herangezogen werden. Es wird darin von mehreren Linguisten darauf eingegangen, was *non-native discourse* ist und welche Herausforderungen er für die (angewandte) Sprachwissenschaft mit sich bringt. Die Ausgabe versteht sich als Reaktion auf das wachsende Interesse an den Eigenschaften von natürlich aufkommenden Interaktionen, an denen nur oder auch *non-native speaker* beteiligt sind, was für alle Teilbereiche der Soziolinguistik und angewandten Linguistik relevant zu sein scheint. Leider wird jedoch in der Ausgabe die Konversationsanalyse (*conversation analysis*) zum dominanten Paradigma, was die Fragestellungen und letztlich auch die Erkenntnisse entscheidend beeinflusst. Es ist jedoch wichtig, dass in den Beiträgen der *non-native discourse* explizit als eigenständiges Phänomen beobachtet wird, was in anderen Disziplinen normalerweise nicht der Fall ist:

> „[T]his issue of *ial* focuses on nonnative speaker talk-in-interaction as a research focus in its own right, as part of the social and cultural fabric of the world, a domain worthy of understanding even apart from the concerns [of] language educators, testers, and acquisition theorists. Nonnative discourse happens, it

> is a fact of life, and it is worth investigating from a discourse perspective, within its indigenous social and interactional habitats.“ (Olsher, 2000: 6)

In diesem Sinn schlägt auch Schegloff in seinem Interview am Ende des Heftes vor, den *non-native discourse* nicht im Voraus als vom *native discourse* unterschiedlich aufzufassen, sondern dass jeweils erst empirisch geprüft werden muss, ob, wann und in welchem Maße die Anwesenheit von *non-native speakern* in einer Gesprächssituation für die Untersuchung überhaupt relevant ist (vgl. Olsher, 2000: 10f).

In einer potenzierten Weise spiegelt sich diese Richtung im Begriff *Superdiversität* (*super-diversity*) wider, der sich allmählich auch in der Soziolinguistik durchsetzt. Geprägt vom Kulturanthropologen Steven Vertovec, handelt es sich dabei um eine Steigerung bereits vorhandener Vielfalt, die im Wesentlichen durch eine Verstärkung und Veränderung der Kategorien von Migration (in Bezug auf Nationalitäten, Religionen, Sprachen, Motive, Integrationsprozesse usw.) hervorgerufen wurde (vgl. Vertovec, 2007). Jan Blommaert und Ben Rampton, zwei Vertreter der soziolinguistischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen, verweisen in einem Aufsatz zur sprachlichen Superdiversität auf die äußerst problematische Definition des *native speakers* in der Sprachwissenschaft und schlagen unterschiedliche Sprach-Repertoires als Alternative zu angeborenen Sprachfähigkeiten vor:

> „[S]ociolinguists have long contested this idealization [of the native speakers of a language], regarding it as impossible to reconcile with the facts of linguistic diversity, mixed language and multilingualism […]. Instead they work with the notion of linguistic **repertoire**. This dispenses with *a priori* assumptions about the links between origins, upbringing, proficiency and types of language, and it refers to individuals' very variable (and often rather fragmentary) grasp of a plurality of differentially shared styles, registers and genres, which are picked up (and maybe then partially forgotten) within biographical trajectories that develop in actual histories and topographies“ (Blommaert & Rampton, 2011: 11f).

Folglich sollte ihrer Ansicht nach der Begriff *native speaker* innerhalb der Soziolinguistik überhaupt nicht mehr verwendet werden: „[A]lthough notions like 'native speaker', 'mother tongue' and 'ethnolinguistic group' have considerable ideological force (and as such should certainly feature as *objects* of analysis), they should have no place in the sociolinguistic toolkit itself“ (Blommaert & Rampton, 2011: 12).

Jan Blommaert (2010) schlägt in diesem Sinne eine Soziolinguistik mit beweglichen Ressourcen („sociolinguistics of mobile resources“) vor, denn Globalisierung erfordere

Änderungen unseres konzeptuellen und analytischen Apparats. Sie zwinge sowohl die Soziolinguistik als auch alle anderen sprachwissenschaftlichen Disziplinen zur Erstellung neuer Vokabulare, Metaphern und Argumente, kurzum: zur Erstellung einer neuen Theorie. Diese Theorie könne aber nicht nur eine neue Sprachtheorie sein, es müsse eine Theorie der Sprache in der Gesellschaft oder, genauer, „einer sich ändernden Sprache in einer sich ändernden Gesellschaft sein" (Blommaert, 2010: 2ff). Das Objekt dieser Theorie kann also nicht mehr das traditionelle Objekt der Linguistik sein, es ist etwas weit dynamischeres.

An Superdiversität ist auch das bereits erwähnte Interesse an den sogenannten World Englishes und New Englishes gebunden (vgl. Melchers & Shaw, 2003; Kortmann et al., 2004a; b; Wolf & Polzenhagen, 2009; Cogo, 2012b). Mehrere Sprachwissenschaftler sind sogar der Meinung, die Kritik am Begriff *native speaker* wurde besonders durch das zunehmende erforschen von World Englishes ausgelöst (vgl. Hackert, 2012; Hoffmann & Siebers, 2009). Tatsächlich erwies sich die Debatte über die Besitzansprüche der Sprache und die Rollen von *native* und *non-native speakern* in einstigen englischsprachigen Kolonien als sehr produktiv für die Begriffsklärung des *(non-)native speakers* (vgl. Singh, 1998). Durch World Englishes wurde schließlich in gewisser Hinsicht auch das Erforschen des Englischen als Lingua Franca angeregt, das in dieser Arbeit im Weiteren eine zentrale Stelle einnehmen wird (siehe besonders Kapitel 2).

Nach dieser ausführlichen Darstellung des *native speaker*-Begriffs in der Sprachwissenschaft kann also zusammenfassend festgestellt werden, dass in der formal-naturwissenschaftlichen Sprachwissenschaft der Einfluss der Spracherwerbstheorie aus der Generativen Grammatik für die Wahrnehmung des *native speakers* entscheidend war. In dieser Theorie steht nämlich der *native speaker* im Mittelpunkt: Es ist ein idealer Sprecher/Hörer, der Mitglied einer bestimmten, idealisierten Sprachgemeinschaft ist und durch den Erwerb einer Sprache von Geburt an eine idealisierte Sprachkompetenz aufweist. Er fungiert also als Richter darüber, was grammatisch ist, und wird in der Theorie unbedingt herangezogen. *Grammatische* Sätze von *ungrammatischen* zu trennen ist nämlich eine notwendige Bedingung der linguistischen Analyse, in der nur grammatische Sätze berücksichtigt werden. Der Rest, also die sogenannte *Performanz*, sind zufällige Abweichung von den zugrunde liegenden Sprachregeln, die unter den Mitgliedern der jeweiligen Sprachgemeinschaft geteilt werden. Variable und individuell geprägte Formen der tatsächlichen Rede werden in dieser sprachwissenschaftlichen Richtung also im Allgemeinen nicht untersucht. Genauso wird dem Sprechen von *non-native speakern*

kein besonderes Interesse gewidmet, da davon ausgegangen wird, dass auch sie das Sprachsystem nicht angemessen wiedergeben können.

In der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik wird hingegen auch der *non-native speaker* aufgewertet. Es wird etwa darauf hingewiesen, dass der *native speaker*-Begriff ideologisch belastet ist und nicht-linguistische Attribute in die Linguistik einbringt. Es ist auch eine Tendenz zu bemerken, Interaktion, verschiedene gesprochensprachliche Varietäten, Mehrsprachigkeit, den *non-native discourse* an sich usw. in den Vordergrund zu rücken. Außerdem werden kontextuelle und diskursive Funktionen als für die Sprachproduktion wesentlich aufgefasst. Sprachvariation, Dynamik und die Ablehnung der Darstellung von idealisierten Sprachgemeinschaften und einsprachigen Sprechern sind also ein zentrales Thema, wenngleich die Tradition der Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* bis heute auch diese Teildisziplinen entscheidend mitprägt.

1.4 Der *native* und der *non-native speaker* in der Sprachphilosophie

Einleitend zu diesem Abschnitt soll vorerst kurz auf die ausgesprochen reiche Tradition der sprachtheoretisch relevanten Themen in der Philosophie hingewiesen werden. Sprache ist in der Philosophie zumindest seit Platon ein äußerst zentrales Thema. Auch die damit verbundene Frage der Übersetzung ist überaus wichtig und steht etwa in der ganzen hermeneutischen Tradition im Mittelpunkt. In dieser Arbeit wird jedoch die Diskussion auf die sogenannte moderne Sprachphilosophie beschränkt, die hier durch Wittgenstein und somit die Philosophie der normalen Sprache eingegrenzt wird. Diese Richtung ist hier besonders deshalb relevant, weil sie Teil des gleichen Paradigmas ist wie die von Saussure begründete moderne Sprachwissenschaft.

Es wird also in dieser Arbeit nicht versucht, einen allgemeinen Überblick über sprachphilosophisch relevanten Ansichten zum Thema der sprachlichen Regelhaftigkeit und des *non-native discourse* aufzustellen, sondern die Diskussion wird auf einige ausgewählte Autoren und Texte beschränkt, die die moderne sprachphilosophische Debatte repräsentieren sollen. Ein Fokus, der sich darin ergeben hat, ist, Kommunikation von der Grenzsituation wahrzunehmen. Dadurch kann der interkulturelle Vergleich in besonders anschaulicher Weise untersucht werden. Der spezifische, in dieser Arbeit in den Vordergrund gebrachte Schwerpunkt, ist der Umgang mit sogenannten eingeborenen Sprechern und ihrer *Dschungelsprache*, die man in ihrer Unverständlichkeit untersucht, um dadurch zu Einsichten über das Funktionieren von Sprache allgemein zu gelangen. Die Frage ist also, wie es

überhaupt möglich ist, zu kommunizieren, was in diesen Texten essentiell an die Interkulturalitätsdebatte und die Frage(n) des Regelfolgens gebunden wird. Deshalb können die außergewöhnlichen Momente, welche die Sprachphilosophie in diesen Texten beschäftigen, für das Thema der vorliegenden Dissertation produktiv als Bezugspunkt genutzt werden.

1.4.1 Sprachwissenschaft versus Sprachphilosophie

Die Philosophie zeigt, wie bereits erwähnt, neben der Soziolinguistik und angewandten Linguistik auch Grenzen der allgemeinen, idealisierenden Sprachwissenschaft auf. Im Vergleich zu den sprachwissenschaftlichen Bestrebungen nach genauer Beschreibung von Phänomenen in natürlichen oder nun zunehmend auch *gemischten* Sprachen, befasst sich die sprachphilosophische Forschung weiterhin mit allgemeineren Problemen der menschlichen Sprache und ihrer Regelhaftigkeit. *Einsprachiges* Sprechen wird nicht strikt von *mehrsprachigem* und der *native speaker* nicht eindeutig vom *non-native speaker* getrennt. Da es im Allgemeinen nicht um empirisch verifizierbare Sachverhalte geht, wird die Unterscheidung in philosophischen Abhandlungen nicht konsistent, oder oft auch gar nicht gemacht: entsprechend den jeweiligen philosophischen Fragestellungen sind die *Informanten* in der Regel keine idealisierten, biografisch klar definierten Sprecher, die von Natur aus mit bestimmten Eigenschaften ausgerüsteten wären. Philosophen wählen zumeist gar keine empirisch belegten Sätze, Korpora oder andere sprachliche Belege aus, sondern die Grundlage der Argumentation sind Gedankenexperimente, die im Fall von sprachphilosophischen Abhandlungen mögliche (oder unmögliche) Äußerungen bzw. Sätze enthalten. Es stellt sich dabei weniger die Frage, ob bestimmte Sätze womöglich *ungrammatisch* sind und deshalb von der Analyse ausgeschlossen werden *sollten*, als vielmehr, ob bestimmte Sätze in der Kommunikation auftreten und Sinn machen oder machen *könnten*. Oft handelt es sich dabei allerdings um Extreme, anhand derer die fundamentalen Eigenschaften der erforschten Phänomene herauszufinden sind (vgl. etwa die radikale Übersetzung und Interpretation, Kapitel 5).

Im traditionellen Sinn zeichnet sich die philosophische Tätigkeit also dadurch aus, dass sie auf die Erklärung von Begriffen und nicht von empirischen Sachverhalten ausgerichtet ist. Man könnte auch von einem *tieferen Zweck* der Verwendung von Begriffen oder dem *Ausdruck menschlichen Denkens* sprechen. Außerdem nimmt die Philosophie oft eine Metaposition ein, aus welcher sie etwa andere spezifische Wissenschaften diskutiert und

ihre Methoden, Erklärungspotenziale, theoretische Voraussetzungen und Ziele reflektiert. In Bezug auf die Auseinandersetzung mit Sprache bedeutet das, dass vorerst Sprachphilosophie von einer Philosophie der Linguistik unterschieden werden muss: während in sprachphilosophischen Arbeiten etwa über den Zusammenhang von Sprache und Denken, Sprache und Welt oder von Sprachgemeinschaften und eventuell „verschiedenen Welten" nachgedacht wird, geht es bei der Philosophie der Linguistik darum, zu untersuchen und zu vergleichen, was in den unterschiedlichen sprachwissenschaftlichen Arbeiten etwa als Gegenstand, Ziel, Methode und Analysekorpus aufgefasst wird (vgl. Scholz, Pelletier & Pullum, 2011; Carr, 1997). Während in dieser Arbeit beide Bereiche bis zu einem gewissen Grade in die Diskussion einbezogen werden, wird die sprachphilosophische Auseinandersetzung mit der Regelhaftigkeit im *non-native discourse* doch Vorrang vor der wissenschaftstheoretischen Position haben.

Wie es aus dieser Einleitung schon hervorgeht, unterscheidet sich auch der philosophische Diskurs merklich vom sprachwissenschaftlichen. In der (Sprach-) Wissenschaft ist es unüblich, etwa von *Gedanken* zu sprechen, die hingegen in der Philosophie im Zentrum stehen. Bei der philosophischen Auseinandersetzung mit Sprache geht es weder um neuronalen Verbindungen, ein womöglich angeborenes Sprachorgan oder psychologische Vorgänge noch um eine Systematisierung oder Klassifikation von möglichen sprachlichen Ausdrücken, sondern eher um die logische Auffassung von Gedanken und Begriffen. Was die Philosophie von empirischer Sprachwissenschaft unterscheidet, drückt in konziser Art und Weise Jasper Liptow (2004) folgendermaßen aus: „Eine Explikation des Phänomens sprachlicher Bedeutung ist dann eine philosophische, wenn sie deutlich zu machen vermag, wie dieses Phänomen mit relevanten philosophischen Fragestellungen und dem tradierten philosophischen Problemstand zusammenhängt" (Liptow, 2004: 14). Diese Fragestellungen sind, wie bereits angedeutet, an die geistige Beschaffenheit der Sprecher, die wechselseitigen Einflüssen von Sprache und Welt oder das Verhältnis zwischen sprachlicher Form und der Form von Gedanken gebunden. Der Unterschied zwischen linguistischen und sprachphilosophischen Ansätzen kann, wie etwa in der *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, schließlich auch durch das ungleiche Interesse an Details und genauen Untergliederung der untersuchten Phänomene erfasst werden:

> „First, linguists are often intensely interested in small details of linguistic form in their own right. Second, linguists take an interest in whole topic areas like the internal structure of phrases, the physics of pronunciation, morphological features such as conjugation classes, lexical information about

> particular words, and so on—topics in which there is typically little philosophical payoff. And third, linguists are concerned with relations between the different subsystems of languages: the exact way the syntax meshes with the semantics, the relationship between phonological and syntactic facts, and so on" (Scholz et al., 2011).

Obwohl es sich bei diesen kurz dargelegten Unterschieden zwischen der Sprachwissenschaft und der Sprachphilosophie nur um einleitende Bemerkungen handelt, soll die Diskussion dazu erst im abschließenden Kapitel fortgesetzt werden (vgl. auch Krämer & König, 2002; Harré, 1993; Harris, 1998). In diesem Kapitel wird im Folgenden mit dem konkreten Begriff des *native* und *non-native speaker* gearbeitet, wobei einerseits gezeigt wird, wie die Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* in der Philosophie gemacht (oder nicht gemacht) wird, und, in einem zweiten Schritt, wie durch die philosophische Sichtweise neue wichtige Dimensionen des Themas aufgeworfen werden.

1.4.2 Der *native speaker* in der Philosophie

Der *native speaker* (oder *Muttersprachler*) ist sowohl in seiner trivialen, alltagssprachlichen Verwendung als auch nachdem er in der Sprachwissenschaft theoretisch ausgearbeitet wurde und sich als zentraler Begriff durchgesetzt hat in philosophischen Abhandlungen gebräuchlich. So wird etwa in der Neuzeit über die Reinheit der Muttersprache und die Notwendigkeit ihrer Erhaltung gesprochen (vgl. Leiss, 2009b: 103). Es wird auch die Frage danach gestellt, ob das Sprechen seiner Muttersprache prinzipiell verschieden vom Sprechen anderer Sprachen ist und der Muttersprachler somit in besonderer Weise an seine Muttersprache „gebunden" ist (vgl. Lin Ma, 2003/2004). In diesem Zusammenhang kommt auch die Frage auf, ob die Muttersprache als erste Sprache wesentlich unser Verständnis der Welt prägt oder die Muttersprache gar die Wahrnehmung der Welt überhaupt erst ermöglicht (vgl. Glüer, 1999: 144). Auch die Debatte zum Regelfolgen ist eng mit der Reflexion über muttersprachliche Kompetenz verbunden, denn ein *native speaker* kann als derjenige aufgefasst werden, der impliziten (bzw. internalisierten) Regeln seiner Muttersprache unbewusst (bzw. automatisch) zu folgen scheint (vgl. Iorio, 2011: 45). Schließlich kann sogar die Grundfrage einer Theorie sprachlicher Bedeutung, nämlich die Frage danach, „was es für einen Sprecher heißt, die Ausdrücke seiner Muttersprache zu verstehen" (Liptow, 2004: 34) nicht auf den *native speaker* verzichten.

Angeborenheit und Idealisierung

Allgemeiner gesehen ist der Begriff notwendigerweise, genauso wie in der Linguistik, an die Angeborenheitsthese, also den Nativismus gebunden. Dabei spielt in der Neuzeit besonders die Debatte zwischen Rationalisten (z. B. Descartes, Spinoza, Leibniz) und Empiristen (z. B. Locke, Hume, Berkeley) eine entscheidende Rolle: bei ersteren wird von der Existenz angeborener Ideen ausgegangen, bei letzteren ist jedoch der Geist als *tabula rasa* anzusehen, bei dem Fähigkeiten und Kenntnisse aller Art erst über die Erfahrung erworben werden. Die Relation zwischen Rationalisten und Empiristen spiegelt allgemein gut die Unterscheidung und den Gebrauch der Begriffe *native* und *non-native speaker* wider, denn in der Debatte spielen angeborene Ideen und Fähigkeiten eine zentrale Rolle. Wenn Sprache als Teil der angeborenen mentalen Ausstattung des Kindes konzipiert wird, kann von einer rationalistischen These gesprochen werden. Es muss allerdings betont werden, dass trotz der Postulierung angeborener Ideen und angeborenen Wissens bei den Rationalisten, Sprache als solche nicht unbedingt als angeboren und im Geist im Voraus vorhanden aufgefasst wird. Somit kann etwa bei Descartes, für den sprachliche Formen arbiträr an Ideen geknüpft sind, keine Annahme angeborener Sprachfähigkeiten konstatiert werden:

> „Descartes appears to have thought that language was arbitrary; he thought that we arbitrarily attach words to our ideas. Concepts for Descartes are innate, whereas language is arbitrary and acquired. Furthermore Descartes does not allow for the possibility of *unconscious* knowledge“ (Searle, 1972).

Descartes schließt also von der Existenz angeborener Begriffe nicht darauf, dass die Syntax selbst, d. h. die Art und Weise der Verknüpfung von Formen und Bedeutungen miteinander angeboren wäre. Obwohl die Frage über angeborene Ideen Philosophen schon seit Platon beschäftigt, wird im Grunde Sprache an sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nur als ein Produkt des allgemeinen logischen Denkvermögens und somit nicht als an sich angeboren aufgefasst (vgl. Cowie, 2010). Eine konsistente Argumentation dafür, dass Sprache angeboren ist, liefert erst Noam Chomsky, der sich selbst auch als Erbe der rationalistischen Tradition begreift (vgl. sein Buch *Cartesian Linguistics* (Chomsky, 1966)). Wie bereits in Abschnitt 1.2.2 umfassend dargestellt wurde, handelt es sich bei seiner Darlegung um eine konsistente Theorie, die nicht nur unter Sprachwissenschaftlern, sondern auch in der Philosophie äußerst einflussreich war und es bis heute geblieben ist. Allerdings ist die Angeborenheitsthese immer

noch umstritten und wird immer wieder heftig diskutiert (vgl. Putnam, 1971; Lenneberg, 1976; Chomsky, 1986; Pinker, 1994; Tomasello, 1995; 2003; Sampson, 1997).

Illustrativ für die Debatte kann auf John Searles Artikel *Chomsky's Revolution in Linguistics* (1972) hingewiesen werden, in dem Searle einen beträchtlichen Teil der Angeborenheits-Problematik widmet und Chomsky's (damalige) Sichtweise auch kritisch beleuchtet:

> „The defect of the Chomskyan theory arises from the same weakness we noted earlier, the failure to see the essential connection between language and communication, between meaning and speech acts. The picture that underlies the semantic theory and indeed Chomsky's whole theory of language is that sentences are abstract objects that are produced and understood independently of their role in communication. Indeed, Chomsky sometimes writes as if sentences were only incidentally used to talk with […]. I am claiming that any attempt to account for the meaning of sentences within such assumptions is either circular or inadequate" (Searle, 1972).

Aus dem Zitat ist ersichtlich, dass es erneut um ganz grundlegende Voraussetzungen darüber geht, was eine Theorie leisten soll und mit welcher Art von Untersuchungsgegenständen der Linguist oder Grammatiker überhaupt arbeiten kann. Kurzum, die zentrale Frage ist: wird *Kommunikation* in die Theorie eingeschlossen oder nicht?

Eine ähnliche Sichtweise kann auch in Quines Antwort auf die Frage von Paikeday aus der bereits oben erläuterten Untersuchung zum *native speaker* (Paikeday, 1985) wahrgenommen werden. Die – sehr suggestive – Frage Paikedays dazu, ob nicht etwa der *native speaker* nur „an ideal or a convenient linguistic fiction – myth, shibboleth, sacred cow - an etherlike concept with no objective reality to it, albeit embodied in a quasi-privileged class of speakers of each language" (Paikeday, 1985: 21) sei, scheint der Philosoph Williard Van Orman Quine zustimmend zu beantworten, wodurch Paikeday in Quine einen prominenten Verbündeten sieht:

> „After Prof. Quirk's resounding 'No,' I thought I would ask for a second opinion from someone who, in the words of Encyclopaedia Britannica, 'has attempted to clarify the meaning of the Kantian a priori theory of knowledge and show the limitations of meaning placed on categorical statements.'
>
> PROF. QUINE: I had not appreciated how murky the notion of native speaker is. Surely those using the term have nothing clearer in mind than you and I have, nor, for the most part, more awareness of the problem than I have had.
>
> As I see it, the term has been used without definition as a vague term whose denotata grade off from paradigm cases. The paradigm might be specified ideally as an educated person who acquired the

> language as his first language while growing up in a monoglot community of speakers of that language. Better require also that his parents grew up there and never strayed. The rest of the denotata grade off from the paradigm in degrees of decreasing similarity of verbal behavior. This does not have the makings of a lexicographic entry, but it perhaps fits the usage. Perhaps [Section] 7 [i.e. die oben zitierte Frage, A. M. P.] on your sheet comes nearest to this" (Paikeday, 1985: 22).

Wie schon oben erläutert (bei der Debatte über Paikedays strikte Ablehnung von Chomsky), wird hier der Begriff als (künstlich hervorgebrachtes) Werkzeug zur Erreichung eines bestimmten Ziels aufgefasst. Der *native speaker* wird als jemand dargestellt, den Chomsky einfach braucht, um, ganz wissenschaftlich, seine eigens vorgebrachten Hypothesen zu verifizieren (vgl. auch Searle, 1972).[10] Wie bereits erwähnt, müsste dabei jedoch auch der Unterschied zwischen einer theoretischen Abstraktion und einer empirischen Sachlage berücksichtigt werden.

Radikale (Un-)Übersetzbarkeit und vereinzelte Unregelmäßigkeiten

Zusätzlich zur Verwendung von *native speaker* im Sinne eines idealen Sprechers/Hörers mit angeborenen Sprachfähigkeiten, die von Geburt an entwickelt werden, ist ein weiterer wichtiger Verwendungsbereich des Begriffs in der Philosophie die öfters aufgegriffene Situation, in der Forscher (oder *Philosophen*) in ein fremdes Land kommen, und dort auf Eingeborene treffen, deren Sprache sie nicht verstehen. Der *native speaker* fungiert also im Sinne eines Eingeborenen, dem ein Forscher in der Wildnis begegnet und seine Sprache lernen will bzw. überhaupt versucht, mit ihm in Kontakt zu treten. Beispielhaft dafür sind einige Paragraphen aus Ludwig Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* (Wittgenstein, 1984: §§ 206, 207, 243) sowie die Schriften Quines und Davidsons zur radikalen Übersetzung bzw. radikalen Interpretation (vgl. Quine, 1960; Davidson, 1973). Angesichts dieser Wortverbindungen wird zugleich klar, dass es sich im Gegensatz zu den linguistischen Analysen vom *non-native discourse*, der dem *native discourse* der jeweiligen Sprache mehr oder weniger ähnlich ist, hier um eine radikalere Situation handelt: die Sprecher begegnen sich das erste Mal und teilen kein einziges Wort. Bei Wittgenstein stellt sich der

[10] Unter anderem kommt in der Diskussion über die philosophische Argumentation für oder gegen die Existenz von *native speakern* auch Wittgenstein auf (vgl. Paikeday, 1985: 74). Da jedoch keinerlei direkte Verweise auf seine Schriften aufgeführt werden und die Autoren nicht klarstellen, worauf sie sich bei Wittgenstein genau beziehen, hat es den Anschein, als ob Wittgenstein nur als prominente philosophische Referenz aufgeworfen wird.

Forscher sogar die Frage, ob es sich bei den beobachteten Lauten und Tätigkeiten überhaupt um *Sprache* handelt:

> „Denken wir uns, die Leute in jenem Land verrichteten gewöhnliche menschliche Tätigkeiten und bedienen sich dabei, wie es scheint, einer artikulierten Sprache. Sieht man ihrem Treiben zu, so ist es verständlich, erscheint uns ‚logisch'. Versuchen wir aber, ihre Sprache zu erlernen, so finden wir, daß es unmöglich ist. Es besteht nämlich bei ihnen kein regelmäßiger Zusammenhang des Gesprochenen, der Laute, mit den Handlungen" (Wittgenstein, 1984: § 207).

Aus dem zitierten Abschnitt ist außerdem ersichtlich, dass die eigentliche Frage nicht darauf abzielt, etwa die Eigenschaften und das System der konkreten Sprache der *native speaker* zu identifizieren, sondern es geht um grundlegendere Fragen zum Wesen der sprachlichen Kommunikation, in diesem Fall besonders um die Rolle der Regelmäßigkeit von Sprache. Interessanterweise verweist Eike von Savigny in seinem Kommentar zu §§ 206 und 207 direkt auf Chomskys Angeborenheitsthese und seine Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefengrammatik, die er von Wittgenstein übernommen haben soll:

> „Die in der Literatur grassierende Tendenz, im Gleichschritt mit einer angeblich eindeutig vorgegebenen menschlichen Handlungsweise aus PU 206 [*Philosophische Untersuchungen*, § 206] bei Wittgenstein auch einen durch die menschliche Lernfähigkeit bestimmten, eindeutig vorgegebenen Rahmen für mögliche Sprachen anzunehmen, dürfte mit Chomskys dramatischen Vorstellungen von ‚angeborenen Ideen' vor allem deshalb zusammenhängen, weil dieser seine Ausdrücke ‚Oberflächengrammatik' und ‚Tiefengrammatik' bei Wittgenstein geborgt und deshalb unglücklicherweise die Aufmerksamkeit auf nicht existierende Zusammenhänge gelenkt hat" (Savigny, 1988: 258f).

Neben einigen Stellen zur Angeborenheit (Wittgenstein, 1984: vgl. §§ 1, 32) und Natürlichkeit (Wittgenstein, 1984: vgl. §§ 209, 244, 256) der Sprache sind, wie erwähnt, Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* besonders für die Diskussion zur Regelmäßigkeit und zum Regelfolgen in der Sprache relevant (siehe dazu auch Kapitel 5).

Am entgegengesetzten Ende, d. h. bei (scheinbar) normaler, glatt laufender Kommunikation, beziehen sich philosophische Arbeiten auf einen Sachverhalt, bei dem wiederum nicht klar ist, ob es sich bei der dargestellten Kommunikationssituation überhaupt um zwei verschiedene Sprachen handelt und welche Art von Sprecher (*native* oder *non-native*) einander gegenüberstehen. Die Sprecher verständigen sich nämlich problemlos, wenngleich die geäußerten Formen in gewissem Sinne eigenartig sind, weil sie nicht immer dem Standard

entsprechen. Beispiele dafür sind etwa Fälle vereinzelter Unregelmäßigkeiten in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* oder in Donald Davidsons Artikel *A Nice Derangement of Epitaphs* (1986a), der in dieser Arbeit auch gesondert ausgearbeitet wird (siehe besonders Kapitel 5, Abschnitt 5.3).

Obwohl es sich hier um zwei scheinbar völlig verschiedene Sachverhalte handelt, können sie doch als zwei extreme Positionen beim Erforschen von Übereinstimmungen und Divergenzen zwischen Sprachen (im weitesten Sinne) betrachtet werden. Sowohl im Fall der radikalen Unverständlichkeit als auch beim nur stellenweise unregelmäßigem Sprechen werden nämlich im Grunde dieselben, zum Beispiel die folgenden, Fragen diskutiert:

- Ist Verständigung überhaupt möglich und, wenn ja, was ermöglicht sie?
- Beruht die Sprachproduktion und Kommunikation auf Intuitionen und angeborenen Regeln oder gibt es eine andere Grundlage dafür? Reicht es etwa aus, beim Sprechen (nur) seiner Intuition zu folgen oder sind erlernte Sprachkenntnisse entscheidend?
- Was ermöglicht einem Sprecher das Enträtseln unbekannter, unkonventioneller oder unkorrekter Wörter, Wendungen und Sätze?
- Kann überhaupt eine *gemeinsame Sprache* zwischen zwei Personen postuliert werden?

Unter Berücksichtigung der aufgeworfenen Fragen kann der philosophische Ansatz zum Thema der Angeborenheit und des *native speakers* schließlich auch auf eine Unterscheidung zwischen dem *alltäglichen*, intuitiven und einem philosophischen Verständnis der untersuchten Phänomene übertragen werden. Der *native speaker* würde somit als jener Informant unter den *normalen* Menschen betrachtet, der die normale, konventionelle Umgangssprache beherrscht und dem Philosophen Antworten zum Funktionieren der Sprache und zur Beschaffenheit der Welt liefern könnte. Allerdings kann der Philosoph diesen *normalen* Menschen dann in einer Art sokratischem Moment zeigen, dass sie es doch nicht wissen und die Antworten auf philosophisch relevante Fragen tiefer liegen. Es reicht nämlich nicht, sein Wissen (nur) auf seine angeborene *Intuition* zu gründen, denn für einen *native speaker* ist Sprache eine Selbstverständlichkeit und keine spezifische Fachkompetenz. Es geht also um eine Themenverschiebung in der Philosophie: von der Identifizierung der *natürlichen*, *wahren* Sprecher zur Suche nach der Wahrheit, nach dem, was die Sprache an sich ist und was damit gemacht werden kann.

Philosophen und Linguisten stimmen folglich darin überein, dass gewachsene Voraussetzungen zur Kenntnis genommen und berücksichtigt werden, die Philosophie ist jedoch in einem nächsten Schritt eher darauf ausgerichtet, diese Selbstverständlichkeiten

aufzugeben. Während also die Selbstverständlichkeit des Sprechens (einer Erstsprache) in der Linguistik formgebend ist, wird in der Philosophie (zum Beispiel bei der *Radikalen Interpretation*) genau das in Frage gestellt. Es ist eine Skepsis gegenüber der Alltagssprache eingebaut und in gewissem Sinne wird gegen die naive Selbstkompetenz gekämpft, denn es ist in der Philosophie nicht gebräuchlich, den Verweis auf das normale Sprechen als Legitimationsnachweis zu verwenden.[11] Allerdings gilt diese Skepsis sowohl gegenüber idealisiertem *native speaker discourse* als auch gegenüber anderen nicht-idealisierten empirischen Daten, die aus sprachwissenschaftlicher Perspektive als unumstrittene Belege der Existenz und Zuverlässigkeit bestimmter Sprachformen fungieren.

1.4.3 Der *non-native speaker* in der Philosophie

An die Frage der Rolle des Außergewöhnlichen und eventuell auch Unkorrekten in der Philosophie ist direkt auch die Erforschung des sogenannten *non-native discourse* gebunden. Wie gesagt wird der *non-native speaker* dem *native speaker* nicht automatisch untergeordnet und nicht strikt von ihm unterschieden. Es wird zwar zwischen regulärem, korrektem, üblichem einerseits und irregulärem, inkorrektem, unüblichem Sprechen andererseits unterschieden, das Irreguläre spielt jedoch in der Philosophie immer eine wichtige Rolle, denn es deutet auf die Grenzen und die eigentlichen Wesenszüge der Phänomene hin. Somit wird demjenigen Sprecher, der nicht streng den Regeln bzw. Konventionen folgt, der Normen überschreitet oder sprachliche *Fehler* macht, in der Philosophie große Aufmerksamkeit geschenkt (z. B. in Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* (1984: §§ 51, 54, 81, 143, 185–192)).

Seit dem Ende der 1980er Jahre ist des Weiteren die sogenannte Interkulturelle Philosophie eine zunehmend wichtige Denkrichtung in der Philosophie. Die Interkulturelle Philosophie ist grundlegend an die immer stärker werdenden Globalisierungsprozesse gebunden und beschäftigt sich folglich mit kulturübergreifenden Herausforderungen der modernen Welt. Außerdem stellt sie sich zum Ziel, neben den klassischen „westlichen" Philosophien auch nichtkontinentale philosophische Konzeptionen zu berücksichtigen, die unterschiedlichen Ansätze miteinander zu vergleichen und Gemeinsamkeiten zwischen allen Weltphilosophien zu suchen. Es geht jedoch nicht nur um die jeweiligen Philosophien, sondern im Wesentlichen auch um das „gemeinsame Welterbe

[11] Zur Skepsis gegenüber Selbstverständlichkeiten können auch mehrere Paragraphen zum Regelfolgen aus Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* aufgeführt werden (z. B. 1984: §§ 145, 147, 166, 238–239, 241).

der Menschheit“ (GIP, 2014), d. h. um Fragen der Menschenrechte, der Demokratie, der Vielfalt, der Fremderfahrung, der Differenzen und der Pluralität, die aus einer grenzüberschreitenden Perspektive untersucht werden (vgl. GIP, 2014; Wimmer, 2004). Die Auseinandersetzung mit Sprachen spielt darin verständlicherweise eine wesentliche Rolle:

> „Intensive Sprach- und Quellenstudien gehören daher ebenso zu den Aufgaben der interkulturellen Philosophie, wie das Herausbilden einer Hermeneutik interkultureller Verständigung. Hier werden in hermeneutischer, dekonstruktiver, spekulativer, dialektischer, etc. Gestalt Methoden und Wege der Annäherung ebenso untersucht wie die je unterschiedlich ausdifferenzierten Modelle und Systeme anthropologischer, logischer, staats- und rechtsphilosophischer, ästhetischer, religionsphilosophischer oder metaphysischer Art“ (GIP, 2014).

Da, wie gesagt, Fremderfahrung und Andersheit in dieser philosophischen Richtung wesentlich sind, spielt die Verständigung mit *Fremden* und somit der *non-native discourse* darin eine wichtige Rolle. Es wird etwa über die „überkulturelle Einheit“ reflektiert, die, trotz zahlreicher Unterschiede, das Verstehen fremder Kulturen ermöglicht (vgl. Lütterfelds, 2002; Lütterfelds & Salehi, 2001). Außerdem wird etwa die Frage aufgeworfen, ob *inter*kulturelle und *intra*kulturelle Kommunikation überhaupt grundsätzlich verschieden sind, oder ob es sich dabei um *ein* allgemeines Phänomen der menschlichen Kommunikation handelt (vgl. Lin Ma, 2003/2004). Lin Ma knüpft ihre Überlegungen zur interkulturellen Kommunikation unter anderem an Wittgenstein, bei deren Baumeistersprache aus den *Philosophischen Untersuchungen* sie ein vereinfachtes Beispiel für interkulturelle Kommunikation sieht. Interkulturelle Kommunikation solle nämlich ihrem Wesen nach nicht von üblicher Kommunikation in einer geteilten Sprache unterschieden werden, denn es ginge in beiden Fällen um zwischenmenschliche Beziehungen, nicht um mechanistisches De- und Enkodieren geistiger Zustände. In Anlehnung an Peter Winch schließt sie, dass sprachliche oder kulturelle Unterschiede nur oberflächlich sind und nicht die Essenz der Kommunikation umwandeln (vgl. Lin Ma 2003/2004):

> „It is in any case misleading to distinguish in a wholesale way between ‘our own’ and ‘alien’ cultures; parts of ‘our’ culture may be quite alien to one of ‘us’; indeed some parts of it may be more alien than cultural manifestations which are geographically or historically remote.“ (Winch 1997: 198; zit. n. Lin Ma 2003/2004).

Mit dieser Betrachtungsweise kann im Grunde auch Donald Davidsons bereits erwähnte Ausarbeitung der radikalen Interpretation in Verbindung gebracht werden. Davidson – dieser wiederum als analytischer Philosoph – spricht nämlich von einer radikalen Interpretation in jeder Kommunikationssituation, nicht nur unter Sprechern verschiedener Muttersprachen (siehe dazu besonders die Abschnitte 5.2 und 5.3).

Abschließend zu diesem Abschnitt kann nun festgestellt werden, dass die Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* in der Philosophie viel weniger entscheidend erscheint und nicht so ernst genommen wird wie in der Linguistik. Unregelmäßiges Sprechen ist in philosophischen Abhandlungen genauso wichtig wie regelmäßiges und wird auch oft genau beobachtet. Dabei spielt aber eher die (Un-)Regelmäßigkeit des Sprechens und nicht die (Un-)Angeborenheit der Sprache eine Rolle. Sprecher, die ungrammatische Formen hervorbringen, werden nicht automatisch als *non-native* und deshalb womöglich als uninteressant angesehen, sondern es ist sogar wichtig, diese Art von Sprechen zu berücksichtigen, um Einblicke sowohl in *korrekten* Sprachgebrauch als auch in das Wesen der Sprache an sich zu gewinnen. Insofern ist auch der Begriff *native speaker* als solcher in der Philosophie weniger genau definiert als in der Sprachwissenschaft. Das liegt allerdings nicht nur daran, dass der *native speaker* in der Philosophie keine derart zentrale Rolle spielt, sondern auch daran, dass in der Philosophie Begriffe allgemein laufend hinterfragt werden. Schließlich ist es diese Position, d. h. die Skepsis gegenüber *normalem* Sprechen und die Verwischung der Trennung zwischen regulärem und irregulärem Sprechen, die vonseiten der Philosophie zur linguistischen Problematisierung der Regelmäßigkeit und Grammatikalität beitragen kann.

1.5 Der *non-native discourse* in der vorliegenden Dissertation

Zum Schluss dieses Kapitels soll nun die Rolle des *native* und des *non-native speakers* in dieser Arbeit festgelegt werden. Aus der bisherigen Diskussion geht klar hervor, dass der *native speaker* von sehr unterschiedlichen Blickpunkten aus betrachtet werden kann. Somit kann auch die Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native speaker* an eine Vielzahl von Phänomenen geknüpft werden. Es kann um die Unterscheidung zwischen den einzelnen Begriffen gehen: *native language* versus *mother tongue* versus *home language* versus Muttersprache versus Erstsprache usw. Oder um die Verwendung von *native speaker* in sehr konkreten, praktischen Situationen, wie etwa bei der Auswahl von Sprachlehrern.

Weiters ist der Begriff an die Zwei- und Mehrsprachigkeitsforschung sowie Kreol- und Pidginsprachen und das Codeswitching gebunden. Wesentlich ist auch die Frage nach der Standardsprache sowie anderen mehr oder weniger etablierten Varietäten, wie etwa die sogenannten *non-native* oder *nativized varieties* der *World Englishes*. Sehr wichtig ist der Begriff außerdem bei der naturwissenschaftlichen und der philosophischen Auseinandersetzung mit Fragen des Spracherwerbs und der Angeborenheitsthese von Sprache. In philosophischen Arbeiten wird die Aufmerksamkeit außerdem auf das Problem der Selbstverständlichkeit der (Mutter-)Sprache gerichtet. Auf jeden Fall stellt sich immer die Frage nach den Besitzansprüchen auf die jeweilige Sprache, die mit dem *native speaker* verknüpft zu sein scheinen.

In der vorliegenden Dissertation werden die hier aufgeführten Themen und Unterscheidungen zwar stellenweise aufgegriffen, es wird jedoch nicht systematisch auf alle Bereiche eingegangen. Der *non-native discourse* wird im Großen und Ganzen folgendermaßen aufgefasst:

Es geht um das eventuell, aber nicht unbedingt *fehlerhafte* Sprechen von Sprachbenutzern, die die betreffende Sprache in der Regel nicht von Kind an beherrschen, aber trotzdem kommunikativ erfolgreich sind. Wesentlich ist also nicht ein bestimmtes Sprachniveau, das in dieser Art von Sprechen realisiert wird, sondern die potentielle Ungrammatikalität, die es enthält, weil die Sprecher nicht in die betreffende Sprachgemeinschaft geboren wurden und somit keine verlässlichen Akzeptabilitäts- und Grammatikalitätsurteile zu geben scheinen. Es kann sich also bei den hier beobachteten Sprechern um zwei- oder mehrsprachige Individuen handeln, um Lehrer oder Lerner, Anfänger oder Fortgeschrittene. Die Betonung liegt nicht auf der genauen Definition des Sprechers, sondern auf der *potenziell ungrammatischen, fehlerhaften*, *inkorrekten* Rede. Weil dies für das Thema der Regelhaftigkeit der Sprache einschlägig ist, werden auch einige Gesprächssituationen besprochen, in denen die Sprecher entweder nicht als *non-native speaker* identifiziert werden, oder es nicht klar ist, ob sie *native* oder *non-native speaker* sind (siehe z. B. die philosophischen Texte in Kapitel 5).

2 Aktuelle konkrete Forschung zu einem *non-native discourse*: English as a Lingua Franca

2.1 Einleitung: Was ist *English as a Lingua Franca*?

Unter den aktuellen Untersuchungen des *non-native discourse* nimmt das Forschungsfeld zum Englischen als Lingua franca eine besondere Stellung ein. English as a Lingua Franca (ELF) wurde für diese Arbeit besonders deshalb gewählt, weil das Phänomen viele unserer herkömmlichen Ideen über Sprache relativiert. Es lässt nämlich Fragen ans Licht kommen, die wir uns gar nicht (mehr) stellen, die aber womöglich überdacht werden sollten. Durch das Erforschen von ELF kann eine kritische Auseinandersetzung mit Konzepten ausgelöst werden, die sowohl die angewandte als auch die allgemeine Sprachwissenschaft betreffen. Somit wird schließlich auch eine Rekonzeptualisierung der angewandten Linguistik, der einzelnen linguistischen Teildisziplinen und der Linguistik allgemein angeregt, was auch ein wesentliches Anliegen der vorliegenden Dissertation ist. ELF ist außerdem als Vergleichsobjekt bei der Darstellung der linguistischen Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* sehr anregend, weil sich das Erforschen des Phänomens in den letzten Jahren zu einem geradezu eigenständigen Forschungs- und Studienfeld entwickelt hat. Es erscheinen laufend neue, zahlreiche Publikationen dazu und – was in der modernen Sprachwissenschaft sehr wichtig ist – es gibt schon mehrere für den *non-native discourse* überdurchschnittlich umfangreiche Sprachkorpora, die ausschließlich ELF-Interaktionen umfassen und regelmäßig ergänzt oder ausgebaut werden.

English as a Lingua Franca wird einerseits als eigenständiges Phänomen definiert, andererseits ist es jedoch zweifellos an andere Konzeptionen des globalen Englisch und des Englischen als solchem gebunden. Zwischen diesen beiden Tendenzen herrscht eine gewisse Spannung, die auch immer wieder in der Literatur aufkommt und thematisiert wird. Im Groben handelt es sich dabei um einen Gegensatz, der zwischen der Position von Forschern innerhalb der ELF-Forschung (eher Befürworter der ersten Richtung) und anderen, vorwiegend im Bereich der angewandten Linguistik tätigen Anglisten und Linguisten (eher Anhänger der zweiten Richtung) zu bemerken ist. In letzter Zeit werden die Positionen vereinzelt auch gemäßigt und mit Kompromisslösungen ersetzt. Auf diese unterschiedlichen Sichtweisen soll in diesem Kapitel stellenweise auch eingegangen werden.

2.1.1 Englisch als globales Kommunikationsmittel

Dass Englisch weltweit gesprochen wird, ist selbstverständlich an sich kein neues Phänomen, denn Englisch wurde in erster Linie durch die Kolonialgeschichte Großbritanniens und den wirtschaftlichen Einfluss der USA schon seit dem 17. Jahrhundert zu einer der wichtigsten und im 20. Jahrhundert zunehmend zu *der* wichtigsten Weltsprache. Aktuelle Studien belegen sogar, dass die Mehrheit der Englischsprecher die Sprache als Zweit- oder Fremdsprache verwendet und nur etwa jeder vierte Englischsprecher Englisch als Muttersprache hat (vgl. Seidlhofer, 2011: 2). Folglich könnte Englisch heute sogar als überwiegend globale, transnationale Sprache aufgefasst werden. Auch das Erforschen des internationalen Gebrauchs dieser Sprache reicht mindestens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Die internationale Rolle des Englischen tritt somit bereits in zahlreichen anderen, zumeist älteren Begriffen zum Vorschein, bei denen die jeweils unterschiedlichen und sehr diversen Eigenschaften des heterogenen Phänomens *Englisch* deutlich werden:[12]

- *World Englishes* (WEs; vgl. Jenkins, 2003; McArthur, 1998; Melchers & Shaw, 2003; Wolf & Polzenhagen, 2009) betrifft Varietäten, die sich in ehemaligen britischen Kolonien herausgebildet haben. Im Wesentlichen trifft der Begriff auf den „Outer Circle“ von Braj Kachru (vgl. unten) zu.
- *World English* (WE; vgl. Brutt-Griffler, 2002) ist von *World Englishes* dadurch zu unterscheiden, dass es sich dabei nicht um die sogenannten *New Englishes*, also *non-native varieties*, sondern um den allgemeinen weltweiten Gebrauch des Englischen handelt.
- *English as a world language* (EWL) richtet die Aufmerksamkeit auf „die Rolle des Englischen in einer post-kolonialen Welt“ (Mair, 2003: IX).
- *English as an international language* (EIL; vgl. Jenkins, 2003; McArthur, 1998; Melchers & Shaw, 2003) ist ein relativ neutraler Begriff für den Gebrauch des Englischen in der internationalen Kommunikation.

Zusätzlich kommen in dem Forschungsfeld auch Verbindungen mit dem Adjektiv *global*, also *English as a global language* (EGL; vgl. Crystal, 2003; Gnutzmann, 1999), *Global English* und *Global Englishes* vor, bei denen, ähnlich wie beim *English as an international language*, die Verwendung des Englischen weltweit hervorgehoben wird.

[12] Zu den Begriffen vgl. auch Seidlhofer (2005).

An diese Englisch-Unterscheidungen ist auch das kreisförmige Modell von Braj Kachru (1985; 1992) gebunden, in dem er die Englisch-Varianten[13] in drei konzentrische Kreise, die sogenannten „Inner Circle", „Outer Circle" und „Expanding Circle" einteilt. Dieses Modell der Trennung zwischen muttersprachlichem- (*inner circle*), zweitsprachlichem- (*outer circle*) und fremdsprachlichem (*expanding circle*) Gebrauch wurde allerdings – auch durch das Erforschen des English as a Lingua Franca – besonders bezüglich der klaren Grenzen zwischen den Kreisen bereits von mehreren Autoren in Frage gestellt (vgl. Meierkord, 2006; Graddol, 2006; Bruthiaux, 2003).

Ein weiterer Bereich, der zwar auf einer anderen Ebene liegt, jedoch auch an die Rolle des Englischen als internationale Kommunikationssprache gebunden ist, ist die Ausarbeitung von in gewissem Maße künstlichen Englisch-Systemen. Um das Erlernen und folglich das Kommunizieren in Englisch zu erleichtern, wurden mehrere vereinfachte Varianten entworfen:

- *Basic English*, kurz auch nur *Basic* genannt, ist das wohl bekannteste und einflussreichste System dieser Art, das auch allgemein unter den ersten Grundwortschatz-Listen der großen europäischen Sprachen eine besondere Stellung einnimmt. Entworfen einerseits zum Zweck der leichteren internationalen Kommunikation und der Einleitung ins *normale* Englisch, andererseits aber auch als Universalsprache auf der Grundlage von Englisch, beruht es auf der – schon bei Leibniz vorhandenen – Idee, dass ein Gedanke auf symbolische Art und Weise ausgedrückt werden kann, womit die alltägliche Sprache ersetzt werden könnte. Für Ogden, den Autor von *Basic English*, ist Sprache neben einem Kommunikationsmittel auch, und im Wesentlichen, ein Analysemittel. Weil unsere Sprache den Ansprüchen des Ausdrucks nicht mehr entspricht, müssten wir uns nur auf jene Elemente beschränken, die unbedingt notwendig sind. Deshalb sieht *Basic English* ein begrenztes, kleines Lexikon vor, das nicht nur ein Unterrichtsmittel, sondern tatsächlich eine universale Sprache, frei von überflüssigen Wörtern, Begriffen und unnötigen Konstruktionen darstellen würde. In dieser Sprache sollte es dennoch möglich sein, alles, nicht nur die elementaren Grundbegriffe, auszudrücken.[14] In den 1930 und 1940 Jahren wurden von C. K. Ogden und I.

[13] *Variante* als neutraler Begriff ist hier gezielt gewählt, um wissenschaftlich genauer definierte Begriffe wie etwa *Varietät* zu vermeiden.

[14] „But Basic is more than a convenient international medium, to be learned for purposes of communicating with foreigners […]. It is also a scientifically constructed introduction to normal English, which may profitably made a basis of normal English teaching either for children or for adults. It provides a substitute for the old-fashioned grammar in all its essentials, and at the same time it constitutes a sort of minimum second language by which normal language habits may be tested and clarified. So that as an instrument for attaining greater clarity of

A. Richards mehrere Bücher zum System von *Basic* und natürlich die Liste mit 850 Wörtern herausgegeben. Es handelt sich also um eine Art Universalsprache, die auf Englisch basiert. Die Ausdrucksweise ist darin zwar dem alltäglichen Gebrauch ziemlich fremd,[15] es wurde damit aber dennoch ein effektives Mittel für die Verbreitung des Englischen geschaffen (vgl. Ogden, 1944: 3–34; Gougenheim, Rivenc, Michéa & Sauvageot, 1956: 20).

- *General Service List*, eine Liste von 2000 Wörtern, die für den allgemeinen Gebrauch am nützlichsten sein sollten, wurde 1953 von Michael West zusammengestellt. Es geht dabei allerdings nur um eine Wortliste des Grundwortschatzes, keine Grammatik.

- *Nuclear English* stellt einen weiteren Versuch zur Vereinfachung des Englischen dar. Randolph Quirk stellte darin eine einfache Form des Englischen Wortschatzes und besonders der Syntax vor. Komplexe syntaktische Konstruktionen (wie z. B. Fragen) sollten mit einfacheren ersetzt werden (z. B. durch Aussagesätze mit einer hebenden Intonation). Anscheinend war *Nuclear English* jedoch weniger konsequent und nicht wirklich präskriptiv angelegt, was wohl auch zu seinem begrenzten Einfluss beigetragen hat: „[Quirk] was nevertheless acutely aware of the minimalism in foregrounding such alternatives, and of his time, in arguing that they should always allow for the elaboration in the direction of more extensive native-speaker norms“ (Peters, 2008: 35.5; vgl. auch Quirk, 1981; Seidlhofer, 2011: 158).

- *Globish* wird hingegen von den Verfassern als *Dialekt des 3. Milleniums* bezeichnet. Es ist eine einfache, pragmatische Form des Englischen, die von Jean-Paul Nerrière, einem französischen, international tätigen Geschäftsmann kodifiziert wurde. „It involves a vocabulary limited to 1,500 words, short sentences, basic syntax, an absence of idiomatic expressions and extensive hand gestures to get the point across. […] It is designed for trivial efficiency, always, everywhere, with everyone“ (Globish, 2014). Neben der Zielsetzung der völlig „trivialen Effektivität“ sind auch die folgenden Maximen der Einfallslosigkeit interessant: „Use only words in the Globish glossary; Keep sentences short; Repeat yourself; Avoid metaphors and colourful expressions; Avoid negative questions; Avoid all humour; Avoid acronyms; Use gestures and visual aids“ (Globish, 2014). Obwohl diese Darstellung als übertrieben simple, unrealistische Form aussieht, muss man dabei berücksichtigen, dass *Globish* mit einem ganz bestimmten Zweck entworfen wurde und auf einem klaren, leicht erlernbaren System aufbaut. Im Wesentlichen handelt es sich bei *Basic* und *Globish* um das

---

thought and experience, and at the same time of developing an insight into the principles of comparative grammar, it will prove invaluable“ (Ogden, 1934: 8).

[15] So sieht das *Basic* z. B. anstatt des üblichen englischen *to ask* die Konstruktion *to make a request, to put a question*, statt *husband: married man*, statt *many: a number* usw. vor (vgl. Gougenheim et al., 1956: 25).

allgemeinere und auch klar definierte Konzept des Grundwortschatzes (auch: Kern- oder Basiswortschatz). Mit seiner präskriptiven Ausrichtung verfolgt dieses Konzept somit ein klares und erreichbares Ziel.

Laut Seidlhofer (2011) sind hingegen die Konzepte von *Basic* und *Globish* im Vergleich zu ELF nicht wirklich konstruktiv, gerade weil sie künstlich erstellt und (zu) stark präskriptiv angelegt sind. Der sinnvollere Weg für sie ist, natürlich auftretende Interaktionen zuerst zu beschreiben und dann anhand dieser Beschreibungen Richtlinien z. B. für Unterrichtszwecke auszuarbeiten (vgl. Seidlhofer, 2011: 172). Aus dieser Stellungnahme geht deutlich hervor, welch zentrale Rolle in den ELF-Studien Beschreibungen von authentischen Daten, d. h. eigentlich möglichst typischen ELF-Formen, spielen sollten und es primär nicht um eine praktische pädagogische Umsetzung geht. Dadurch entsteht aber immer wieder und in letzter Zeit verstärkt das Problem, dass eben diese Beschreibungen von ELF im Unterricht nicht direkt verwendbar sind. Das präskriptive Moment ist nämlich beim Vermitteln von Unterrichtsinhalten (im derzeitigen Schulsystem) wesentlich, bei der Implementierung von ELF (zumindest aus Sicht der Mehrheit der ELF-Forscher) jedoch praktisch nicht vorhanden.

Folglich können die oben angeführten Eigenschaften der künstlich etablierten Grundwortschätze dazu dienen, die besonderen, davon zu unterscheidenden Merkmale von ELF (und jedes anderen natürlich auftretenden *non-native discourse*) in dieser Arbeit hervorzuheben. Es geht hier nämlich in erster Linie nicht darum, rasche und effektive Erlernbarkeit von Fremdsprachen zu erforschen, sondern die Gesetzmäßigkeiten von *non-native*-Kommunikation, ungeachtet des möglicherweise zugrunde liegenden Systems, näher zu betrachten. Und dafür ist ELF in der Tat ein sehr passendes Beispiel. Im folgenden Abschnitt soll nun kurz die Etablierung des ELF-Forschungszweigs nachgezeichnet werden.

2.1.2 ELF als eigenständige Forschungsrichtung

Englisch als globales internationales Kommunikationsmedium, das nicht nur die Funktion einer Fremd- oder Zweitsprache erfüllt, wurde lange Zeit nicht wirklich ernst genommen. Laut Jenkins, Cogo und Dewey (2011) sollen die ersten, die sich damit ernsthaft auseinandergesetzt haben, die beiden deutschen Wissenschaftler Werner Hüllen (1982) und Karlfried Knapp (1985; 1987) gewesen sein. In den folgenden Jahren wurden auch vereinzelt Artikel zur wachsenden Rolle eines internationalen Englisch veröffentlicht (z. B. Firth, 1996; House, 1999), als Wendepunkt in Richtung eigenständiger ELF-Forschung gelten allerdings die frühen 2000 Jahre, als Jenkins‘ einflussreiches Buch zur Aussprache im *non-native-*

speaker-English (Jenkins, 2000) und der für die weitere ELF-Forschung richtungsweisende Artikel von Seidlhofer über die Notwendigket der Beschreibung vom *Lingua-franca-English* (Seidlhofer, 2001) veröffentlicht wurden. Laut Jenkins et al. (2011: 282) ist dieser Artikel von Seidlhofer

> „a conceptual piece, [which] argued more persuasively than in earlier such pieces that while ELF was 'the most extensive contemporary use of English worldwide' (p. 133), little description of this linguistic reality was currently available, which both 'preclude[d] us from conceiving of speakers of lingua franca English as language users in their own right' (ibid.) and meant that native English norms continued to be considered the only valid target for learners."

Auch in den darauf folgenden Jahren erschienen mehrere Artikel zur Konzeptualisierung von ELF. Es handelte sich in dieser Zeit primär um die Definition des Forschungsgegenstandes an sich und die Identifikation der sogenannten „conceptual gap" in der englischen Sprachforschung sowie das Aufzeigen von möglichen Ansätzen zum Füllen dieser Lücke (vgl. Seidlhofer, 2001; 2004; Jenkins et al., 2011). Die empirische Forschung begrenzte sich in dieser Anfangsphase auf Phonologie (vgl. Jenkins, 2000; 2002) und Pragmatik (House, 2002; Meierkord, 2002), weniger auf lexiko-grammatische Eigenschaften von ELF. Interessanterweise wird in dieser frühen Phase (z. B. in Seidlhofer, 2001; 2004) klar hervorgehoben, dass es auf der lexikalischen und grammatischen Ebene wenige Beschreibungen von ELF gegeben hat, dass aber in Zukunft stärker darauf gesetzt werden muss:

> „As a first research focus, it seems desirable to complement the work already done on ELF phonology and pragmatics by concentrating on lexico-grammar and discourse, in an investigation of what (if anything), notwithstanding all the diversity, might emerge as common features of ELF use, irrespective of speakers' first languages and levels of proficiency" (Seidlhofer, 2001: 147).

> „[A] useful first research focus might be to […] concentrat[e] on lexicogrammar, an aspect that tends to be regarded as particularly central to language pedagogy" (Seidlhofer, 2004: 219).

Nachdem daraufhin versucht wurde, die Lexik und Grammatik zumindest ansatzweise zu beschreiben (vgl. Klimpfinger, 2009; Pitzl, 2009; Seidlhofer, 2004; 2009b; Seidlhofer, Breiteneder & Pitzl, 2006; House, 2009; Mauranen, 2009), das angestrebte Ziel, die „common features of ELF" zu identifizieren, sich aber als nicht erreichbar erwies, kam es zu einer Wende von der Beschreibung formaler Eigenschaften zum Erfassen der Funktionen in ELF.

In den frühen Publikationen wird auch noch von einer möglichen Kodifizierung von ELF gesprochen, die durch die neu erstellten ELF-Korpora ermöglicht werden sollte (vgl. Seidlhofer, 2001: 150), was jedoch heute kein Thema mehr ist. In diesem Sinne wird auch ELF an sich durch die Jahre immer wieder neu überdacht, neu konzipiert und neu beschrieben, sodass der ontologische Status von ELF eigentlich bis heute kontrovers bleibt (siehe Abschnitt 2.5).

2.1.3 ELF-Definitionen

Im nächsten Abschnitt werden die wichtigsten Definitionen von ELF aus unterschiedlichen Perioden kommentiert dargestellt, womit nicht nur die konkrete ELF-Forschung, sondern auch allgemein die Entwicklung einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* veranschaulicht werden soll.

In den späten 1990er Jahren wird das international gebrauchte Englisch in erster Linie als *Lingua-Franca*-Phänomen bezeichnet, was sich auch relativ schnell im Forschungsfeld etabliert. Deshalb sind auch die ersten Definitionen besonders auf die Rolle des Englischen als Bindeglied zwischen Sprechern aus unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Umgebungen ausgerichtet. *Englisch*, *Fremdsprache* oder *Kontaktsprache* scheinen darin (noch) nicht als problematische Begriffe aufgefasst zu werden, was an den folgenden Zitaten, die auch Seidlhofer (2004: 211) in diesem Kontext gebraucht, erkennbar ist:

> „[ELF is] a 'contact language' between persons who share neither a common native tongue nor a common (national) culture, and for whom English is the chosen foreign language of communication (Firth, 1996: p. 240).
>
> ELF interactions are defined as interactions between members of two or more different linguacultures in English, for none of whom English is the mother tongue" (House, 1999, p. 74).

Wie bereits erwähnt, ist im Folgenden Seidlhofers Artikel aus dem Jahr 2001, dem auch die nächste Definition zu entnehmen ist, für die Etablierung des Forschungsprogramms wesentlich:

> „[N]ow that the right to descriptions in their own terms has finally been recognized for nativized varieties of English, it is high time that we granted the same right to ELF. […] We must overcome the

> (explicit or implicit) assumption that ELF could possibly be a globally distributed, franchised copy of ENL [English as a Native Language], and take on bord the notion that it is being spread, developed independently, with a great deal of variation but enough stability to be viable for lingua franca communication. […]
>
> „[I]n the strict sense of the word [ELF is] an additionally acquired language system that serves as a means of communication between speakers of different first languages or a language by means of which the members of different speech communities can communicate with each other but which is not the native language of either." (Seidlhofer, 2001: 138, 146).

In 2004 stützt sich Seidlhofer auf William Samarins (1987: 371) Definition einer Lingua franca, dem zufolge es sich dabei um ein sprachliches Kommunikationsmedium zwischen Menschen mit unterschiedlichen Muttersprachen handelt, für die diese Sprache eine Zweitsprache ist. Seidlhofer präzisiert weiter, dass es also keine *native speaker* einer Lingua franca gibt, was auch für ihren Gebrauch von English as a Lingua Franca übernommen wird. Damit ELF allerdings doch nicht ausschließlich *non-native speakern* vorbehalten bleibt, fügt sie hinzu, dass „ELF interactions often also include interlocutors from the Inner and Outer Circles [in Kachrus Terminologie, A. M. P.], and can indeed take place in these contexts, such as at academic conferences in Madras or meetings of the United Nations in New York" (Seidlhofer, 2004: 211). Wie genau nun die einzelnen Kreise sowie *native* und *non-native speaker* voneinander zu trennen sind, geht aus dem Artikel nicht klar hervor.

Was trotz der Artikel, die primär der Definition des Phänomens gewidmet sind, in dieser Anfangsphase auffällt, ist das Fehlen einer grundlegenden Konzeptualisierung davon, was eigentlich *ELF* genannt wird. ELF wird als eine *lingua franca* oder als Kommunikationsmittel zwischen *non-native speakern* in internationalen Settings bezeichnet. Es wird eher über „ELF interactions" und „ELF speaker" bzw. „user" gesprochen, die Beschreibung davon, was es *an sich* ist, wird dagegen auf später, „some time in the future" (Seidlhofer, 2004: 215) verschoben, denn die wahre Natur des Phänomens könne erst nach der Beschreibung der empirischen Daten ans Licht kommen (vgl. ebenda). Die zu diesem Zeitpunkt identifizierten typischen ELF-Charakteristiken in den Bereichen Phonologie, Pragmatik, Lexik und Grammatik zählt Seidlhofer (2004) auch systematisch auf (vgl. Seidlhofer, 2004: 216–220; siehe auch Abschnitt 4.2).

Dass von Anfang an ELF praktisch als eigenständiges Phänomen behandelt wird und z. B. in den Daten nach „common features of ELF" (Seidlhofer, 2004: 219) gesucht wird, ist dabei in gewissem Sinne problematisch, denn es lenkt die Forschung und Konzeptualisierung in eine Richtung, die womöglich nicht in produktiver Weise weiterverfolgt werden kann, was

sich im Laufe der Jahre auch teilweise herausgestellt hat. Tatsächlich wurde nämlich nach und nach klar, dass mehrere anfängliche Ansätze zu ELF nicht zu den gewünschten Ergebnissen führten: es wurden keine konsistenten lexiko-grammatischen Eigenschaften nachgewiesen, keine Kodifizierung kam zustande, es gibt auch allgemein nur wenige typische „features of ELF". Zudem lässt sich eine unter vielen ELF-Forschern schon lange erhoffte ELF-Pädagogik in einer greifbaren Form schwer abzeichnen. Diese Erkenntnisse, die durch Datenanalysen gewonnen wurden, sind zwar durchaus wertvoll, es wäre jedoch meiner Meinung nach sinnvoller, auch die grundlegende Reflexion zum Status von ELF bereits in der Anfangsphase in den Mittelpunkt zu stellen.

Nachdem in den letzten Jahren ELF unter anderem mithilfe des Begriffs *Community of Practice* im Sinne von Etienne Wenger (1998) bezeichnet wurde (vgl. Seidlhofer, 2009a: 238), wird ELF innerhalb der ELF-Forschungsgemeinschaft aktuell in etwa folgendermaßen definiert:

English as a Lingua Franca ist weder eine Lernersprache noch eine stabile Varietät des Englischen, was in der ELF-Forschung besonders in den letzten Jahren immer wieder betont wird (vgl. Seidlhofer, 2011; Jenkins et al., 2011). In ihrem Buch *Understanding English as a Lingua Franca*, welches primär der umfassenden Konzeptualisierung des Phänomens gewidmet ist, meint Barbara Seidlhofer, dass die Begriffe Varietät (*variety*) und Gemeinschaft (*community*) überhaupt in Frage gestellt werden müssen.[16] ELF sei nämlich weder eine Varietät, noch ist es an eine Sprachgemeinschaft oder eine einzelne *Community of practice* gebunden (vgl. Seidlhofer, 2011: 87f). Kurzum, ELF ist „any use of English among speakers of different first languages for whom English is the communicative medium of choice, and often the only option" (Seidlhofer, 2011: 7). Nach dem letzten Stand der ELF-Forschung ist also ELF nicht einmal ein spezifischer Typ von Sprachvarietät: es ist weder eine *native* noch *non-native*, *indigenized*, *second-language* oder *nativized variety*,[17] die mit den sogenannten *New Englishes* oder *non-native varieties* vergleichbar wäre,[18] sondern ein einfaches Kommunikationsmittel. Die meisten ELF-Forscher sind zudem davon überzeugt, dass es als

[16] „As [Seidlhofer] points out, these terms are 'still used in the same way as they were long before the days of mass international travel, let alone electronic communication', and adds that as far as English is concerned, 'at a time of pervasive and widespread global communication, the old notion of community, based purely on frequent face-to-face contact among people living in close proximity to each other, clearly does not hold any more' (2009a: 238)" (Jenkins et al., 2011: 296f). Zum Verhältnis von ELF zu unterschiedlichen Arten von *communities*, siehe Abschnitt 2.1.6.

[17] Zu den Begriffen *non-native variety*, *indigenized variety* etc. vgl. Singh, 1998; Hoffmann, 2011; Kortmann et al., 2004a; b.

[18] Frühe ELF-Artikel könnten nämlich zum Aufstellen von Parallelen zwischen *non-native*-Varietäten und ELF anregen (so z. B. Seidlhofer, 2001: 138; 144; siehe auch Abschnitt 2.1.3).

eigenständiges Phänomen, *in its own right* und nicht gemessen am Maßstab des Englischen als Muttersprache (*English as a Native Language* bzw. ENL) untersucht werden sollte. Zusammengefasst können also folgende charakteristische Merkmale aufgeführt werden:

- ELF ist ein natürlich auftretendes Sprachphänomen, das zur Kommunikation zwischen Sprechern mit verschiedenen Muttersprachen gebraucht wird;
- ELF ist keine Lernersprache; ELF-Sprecher sind keine Sprachlerner;
- ELF-Sprecher bilden gemeinsam keine Sprachgemeinschaft;
- ELF soll von ENL, Standardenglisch und anderen Varietäten klar unterschieden werden;
- ELF wird durch seine Funktionen, nicht seine Formen charakterisiert.

Wenn demnach ELF keine Varietät ist und an keine homogene Sprachgemeinschaft gebunden ist, muss sich seine Beschreibung wohl deutlich von Analysen einzelner, im Grunde stabiler, auch *non-native*-Varietäten oder Daten aus Lernerkorpora unterscheiden. Natürlich weist aber ELF auch zahlreiche Parallelen sowohl zu stabilen Varietäten bzw. zur Standardsprache als auch zu Lernersprachen auf. Einerseits erschwert also die Unstabilität von ELF die (mehr oder weniger exakte) linguistische Analyse, andererseits ist ELF selbstverständlich eine Form von natürlichsprachlicher Verständigung und müsste deshalb im Bereich der Linguistik auch wissenschaftlich analysiert werden können. Es ist folglich offensichtlich, dass einige der bisher angeführten Punkte aus theoretischer Sicht bestimmte Probleme mit sich bringen und auch innerhalb der ELF-Forschung nicht unumstritten sind, weshalb sie im folgenden Abschnitt noch weiter ausgearbeitet werden.

2.1.4 Funktion statt Form

Nachdem zu Beginn noch versucht wurde, spezifische ELF-Formen zu erfassen, sie zu beschreiben und daraus zumindest eine Art Kern-ELF („Lingua Franca Core (LFC)“: vgl. Jenkins, 2000; 2002) zu bestimmen, wird ELF aktuell als im Grunde funktional und nicht formal definiert dargestellt. Sobald man sich darauf verständigt, Englisch zu sprechen, kommt es zu ELF, heißt es im ELF-Forschungsfeld (vgl. Dewey, 2009; Seidlhofer, 2009b; 2011; Jenkins et al., 2011). Im Vordergrund soll also die Funktion der erfolgreichen Kommunikation in einem internationalen Rahmen liegen: „In other words, it is not so much the features themselves that are now the focus of attention in ELF empirical research, but rather a consideration of the FUNCTIONAL USE of these items; that is, what is each form illustrative of?“ (Jenkins et al., 2011: 291).

In diesem Sinne wird Prozessen der Anpassung, Kooperation, Kreativität und Bedeutungsaushandlung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Allgemeine soziale Tendenzen („main social forces“: Seidlhofer, 2011: 129) der Kooperation scheinen in ELF besonders stark ausgeprägt und somit gut erforschbar zu sein. Seidlhofer (2009c; 2011) verweist in diesem Zusammenhang etwa auf Widdowsons Konzepte des kooperativen und territorialen Imperativs (Widdowson, 1983; 1990), mit denen einerseits die Neigung dazu, sein Sprechen dem Gegenüber anzupassen (kooperativer Imperativ) und andererseits seine eigene Identität zu bewahren und auszudrücken (territorialer Imperativ) beschrieben werden können. Neben diesen allgemeinen in sprachlicher Kommunikation vorhandener Prinzipien, erfülle ELF aber noch die Funktion einer Lingua franca, deshalb werden die sprachlichen Ressourcen laufend von den Interagierenden ko-konstruiert, damit sie für alle verständlich sind. Die folglich zustande kommenden hybriden Sprachressourcen (vgl. Jenkins et al., 2011: 23) sollen auch belegen, dass nicht notwendigerweise die konventionellen Formen gebraucht werden müssen, um erfolgreich zu kommunizieren. Deshalb hat sich in der ELF-Forschung ein wichtiger Schwerpunkt ergeben, der den Einsatz verschiedener Strategien der Anpassung und Bedeutungsaushandlung untersucht (Wiederholungen, Paraphrasen, *backchannels*, *self-repair*, Nachfragen, Gesten, *let-it-pass*, *make-it-normal* usw.; vgl. Firth, 1996; Kaur, 2011; Seidlhofer, 2011). Strategien und kooperatives Verhalten als für ELF typisch zu untersuchen und die verbindende Funktion dieses Kommunikationsmittels hervorzuheben, ist überaus wichtig und wertvoll, dabei sollte aber nicht übersehen werden, dass diese *Funktionen* immer an bestimmte sprachliche oder nichtsprachliche *Formen* gebunden sind, die in der sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen auch eine entsprechende Beschreibung und, wenn möglich, Systematisierung erfordern.

Denn es scheint kaum möglich zu sein, Funktion unabhängig von der Form überhaupt zu erfassen. Ohne näher auf die theoretisch äußerst anspruchsvolle Frage nach der Art der Verbindung zwischen Form und Funktion einzugehen, ist hier doch zu betonen, dass bei den gängigen sprachwissenschaftlichen Analysemethoden unweigerlich nach den sprachlichen Mitteln zur Realisierung bestimmter Funktionen gefragt wird. Es besteht also bei der Behauptung, ELF sei funktional aufzufassen,[19] die Gefahr, aus den Augen zu verlieren, worum es in der Sprachwissenschaft allgemein geht: wenn bei ELF die zu erfüllenden Funktionen im Vordergrund stehen und der formale Aspekt vernachlässigt wird, müsste demnach sprachliche Verständigung allgemein nur aus der funktionalen Perspektive betrachtet

[19] Z. B. durch solche oder ähnliche Behauptungen: „More precisely, it is the functional properties of the processes that are of most significance, not the surface-level features themselves“ (Cogo, 2012a: 99).

werden, was natürlich nicht der Fall ist. Diese Position rührt womöglich auch daher, dass sich ELF als eigenständiges Phänomen darstellt und man es deshalb – eben formal – nicht an andere Englisch-Varietäten und -Formen knüpfen will. Meines Erachtens wäre es jedoch treffender, ELF nur als *von speziellen diskursiven Funktionen geprägtes Sprachphänomen* zu bezeichnen, wobei es formal doch an das Standardenglische oder andere Englisch-Realisierungen gebunden ist. In diesem Sinn warnt auch Alessia Cogo vor einer scharfen Trennung zwischen Form und Funktion in ELF und argumentiert dafür, dass Form und Funktion in ELF „interrelated" und „closely tied together" sind (Cogo, 2008: 60).

2.1.5 Sprecher versus Benutzer versus Lerner

Wie erwähnt, sollten (zahlreichen ELF-Studien zufolge) ELF-Sprecher nicht als Sprachlerner aufgefasst werden. Englisch als Fremd- oder Zweitsprache (English as a Foreign Language (EFL) / English as a Second Language (ESL)) und ELF sind laut Seidlhofer, Cogo, Dewey, Jenkins u. a. zwei vollkommen unterschiedliche Konzepte: „[ELF speakers] regard themselves as capable of accomplishing the task at hand. […] [T]he participants gauge a level of language at which they can operate, and settle on ad hoc, pro tem norms that are adequate to the task and commensurate to the command of the linguistic resources they have in common" (Seidlhofer, 2011: 18). Seidlhofer gibt auch eine Tabelle mit EFL versus ELF-Konzepten an. Sie gibt zwar zu, dass diese zu schematisch ist, sie soll aber ihrer Ansicht nach doch gut veranschaulichen, um welche Unterschiede es sich handelt (z. B. zwischen Anpassung in ELF und Nachahmung in EFL; Verständlichkeit in ELF und Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft in EFL; vgl. Seidlhofer, 2011: 18).

Somit müssten folglich auch explizite Lerner (z. B. Schüler, Studenten, Teilnehmer an Englisch-Kursen) oder Sprecher mit großen Ausdrucksschwierigkeiten prinzipiell nicht als Lerner aufgefasst werden, wenn sie in einer ELF-Interaktion teilnehmen. Es geht meines Erachtens dabei erneut lediglich um eine grundsätzliche Tendenz der ELF-Studien, ELF als eigenständiges Phänomen zu bezeichnen und es nicht als mangelhafte oder vereinfachte Sprache darzustellen. Dies scheint aber für zahlreiche Fälle nicht haltbar zu sein: neben den objektiv identifizierbaren Lernern (Schüler, Kursteilnehmer u. a.) schätzen viele *ELF-user* ihre eigenen Sprachfähigkeiten als mangelhaft und verbesserungsbedürftig ein. Auch wenn sie erfolgreich kommunizieren und es ihnen gelingt, die gewünschten Inhalte auszudrücken, sind sie oft mit ihrem eigenen Sprachniveau nicht zufrieden und sind sich bestimmter sprachlicher Schwächen und Ausdrucksschwierigkeiten bewusst. Gesprächsteilnehmer in ELF-

Sprachereignissen mit offenbar gelingender Kommunikation allgemein als kompetente Sprecher und keine Lerner zu bezeichnen, scheint auch deshalb nicht angebracht, weil es sehr unterschiedliche Grade des Gelingens und der subjektiven Einstellung dazu gibt und schließlich selbst die kompetentesten Sprecher immer wieder dazulernen. Deswegen erweist sich eine scharfe Trennung zwischen *Benutzern* und *Lernern*, besonders in einem derart heterogenen Feld wie ELF, als nicht sehr sinnvoll, was in einigen neueren Arbeiten in diesem Forschungsfeld auch festgestellt wird (vgl. Cogo, 2013; Smit, 2010: 57f).

2.1.6 ELF ist an keine Sprachgemeinschaft gebunden

Ein weiterer womöglich problematischer Punkt bei der Erforschung von ELF ist die Trennung dieser Art von Kommunikation von Sprachgemeinschaft(en). Wie oben bereits gezeigt wurde, ist ELF, laut Seidlhofer (2011: 87f), an keine Sprachgemeinschaft (*speech community*) gebunden, denn ELF ist „the main means of wider communication for conducting transactions and interactions outside people's primary social spaces and speech communities, for enabling ‚transcultural flows' (Pennycook, 2007)" (Seidlhofer, 2011: 84).

Weil nun wegen der heterogenen Interaktionsteilnehmer und sprachlichen Ressourcen die Begriffe Varietät, Sprachgemeinschaft oder etwa Dialekt für die Situationen, in denen ELF gebraucht wird, unbrauchbar zu sein scheinen, wird in der Forschung auf Begriffe zurückgegriffen, die auf kleinere Gruppen und/oder spezifische Gesprächssituationen Bezug nehmen. Es wird also doch versucht, ELF mit bestimmten Arten von Gemeinschaft zu verbinden. In diesem Sinn erwiesen sich innerhalb der ELF-Studien die Begriffe *virtual community* (Herring, 2004), *discourse community* (Swales, 1988; 1990) und besonders *community of practice* (Wenger, 1998) als fruchtbar. Während *virtual community* wegen der Beschränkung auf den computergestützten online-Bereich relativ schnell für eine allgemeine ELF-Beschreibung ausgeschlossen werden kann, verdienen die beiden anderen Begriffe größere Beachtung. Es handelt sich dabei nämlich um Gemeinschaften, die sich – ungeachtet der sprachlichen und kulturellen Hintergründe ihrer Mitglieder – mit einem bestimmten Ziel formen, sich gemeinsam weiterbilden und über das gemeinsame Interesse austauschen. In besonderem Maße gilt das für *communities of practice*, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die Mitglieder ein bestimmtes Interesse oder eine Leidenschaft teilen und durch die Gruppeninteraktion lernen, darin besser zu werden. „It is the combination of these three elements [i.e. domain, community, practice, A. M. P.] that constitutes a community of practice. And it is by developing these three elements in parallel that one cultivates such a

community“ (Wenger, o. J.). Für diese Art von Gemeinschaft sind nach Wenger (1998: 73) die folgenden Kriterien besonders bestimmend:

„1) mutual engagement
2) a joint enterprise
3) shared repertoire“

Im Mittelpunkt stehen bei *communities of practice* demnach bestimmte Tätigkeiten, die regelmäßig von mehreren Menschen gemeinsam ausgeübt werden, wodurch eine relativ stabile Gemeinschaft aufkommt.

Im Vergleich dazu wird *discourse community* von Swales (1988: 212f; 1990: 24ff) durch folgende Charakteristiken beschrieben:

1) gemeinsame Interessen und allen bekannte geteilte Ziele der Mitglieder;

2) Mechanismen für die gegenseitige Kommunikation der Mitglieder (z. B. Foren);

3) das Fortbestehen der *discourse community* beruht auf den Informationen und dem Feedback, die ihre Mitglieder austauschen, wenngleich die Informationen unterschiedlichen Zwecken dienen;

4) diskursive Erwartungen (z. B. bezüglich der Angemessenheit von Themen, der Form und Funktion diskursiver Elemente) und spezifischen Genres für die *discourse community*;

5) eine eigene Dynamik beim Aufkommen und Erhalten geteilter und spezialisierter Terminologie (das zeigt sich etwa in Akronymen, Abkürzungen und Insiderwitzen);

6) eine kritische Masse an Mitgliedern (Experten und Anfänger), die für die *discourse community* angemessene diskursive und fachliche Kenntnisse besitzen.

Swales (1988: 211; 1990: 24) bezeichnet *discourse community* als ein *soziorhetorisches* Konstrukt und stellt fest, dass in *discourse communities* nicht die Gemeinschaft den Diskurs, sondern der Diskurs die Gemeinschaft hervorbringt (Swales, 1988: 212), was auch im Zusammenhang mit ELF wichtig erscheint. Allerdings soll für ELF der Begriff *community of practice* besser zutreffen als *speech community* oder *local speech community*. In Anlehnung an Dewey (2009) und Ehrenreich (2009) betont Seidlhofer jedoch, dass bei ELF Wengers (1998) Konzept in mehreren Punkten überarbeitet werden müsste.[20] Es ist auch interessant, dass *community of practice* in den ELF-Studien eher zur Konzipierung der Gruppen, in denen

[20] Andererseits werden in mehreren Studien ELF-Interaktionen problemlos mit dem Begriff *community of practice* gekennzeichnet (vgl. z. B. Cogo & Dewey, 2012: 38f; Kalocsai, 2014).

ELF gesprochen wird, verwendet wird als *discourse community*.[21] Dabei steht bei *discourse community* der Diskurs, d.h. die sprachliche Komponente, viel klarer im Vordergrund als bei *community of practice*, in der es besonders um die gemeinsamen Tätigkeiten und die Weiterbildung geht. Unter den drei wesentlichen Elemente, die eine *community of practice* ausmachen (*domain*, *community*, *practice* vgl. Wenger, o.J.) kommen die gemeinsamen sprachlichen Ressourcen nicht direkt vor: spezifische Wörter, Diskurse und Genres werden unter anderen Elementen des geteilten Repertoires wie Routinen, Gesten, Instrumente und Geschichten aufgezählt (vgl. Wenger, 1998: 83).

Im Gegensatz dazu steht ein spezifischer Typ der sprachlichen Verständigung beim Konzept der *discourse community* im Mittelpunkt (siehe oben). Swales definiert mithilfe der Gemeinschaft sogar den Begriff des Genres:

> „A genre comprises a class of communicative events, the members of which share some set of communicative purposes. These purposes are recognized by the expert members of the parent *discourse community* and thereby constitute the rationale for the genre. This rationale shapes the schematic structure of the discourse and influences and constrains choice of content and style“ (Swales, 1990: 58; Hervorhebung A. M. P.).

Die Tatsache, dass *discourse community* einerseits wesentlich sprachlich definiert ist und andererseits keinen unmittelbaren Kontakt in face-to-face-Interaktionen erfordert, legt die Verbindung mit ELF im Allgemeinen nahe. Außerdem gibt Swales als eine der Eigenschaften an, dass *discourse communities* unterschiedlichen Wert auf Normen legen und entweder sehr konservativ oder offen für Neuigkeiten sind (vgl. Swales, 1988), was ebenfalls für die überaus heterogenen ELF-Interaktionen und für die Auseinandersetzung mit Normativität in dieser Arbeit relevant ist. Sehr zentral, und ebenfalls für ELF allgemein von Bedeutung, ist weiters die Frage, ob es eine *discourse community* gibt, obwohl die vermeintlichen Mitglieder nicht direkt miteinander kommunizieren und sich nicht als Mitglieder einer Gruppe auffassen (vgl. Swales, 1988; Gruber & Muntigl, 2005).

Eine generelle Verknüpfung von *discourse community* und ELF würde jedoch, ähnlich wie bei *community of practice*, eine grundlegende Ausweitung des Konzepts erfordern, denn die weiteren Bedingungen, nämlich dass die Mitglieder festgelegt sind und einen

[21] Vgl. z. B. Seidlhofers kurze Erwähnung von *discourse community*: „In contrast with local speech communities, such global communities tend to be referred to as *discourse communities* with a common communicative purpose (Swales, 1990). A more relevant notion is that of *communities of practice*, i.e. in Eckert and McConnell-Ginet's definition, 'aggregate[s] of people who come together around a mutual engagement in an endeavour'“ (Seidlhofer, 2011: 87). Zu ELF und *communities of practice*, siehe Seidlhofer (2007).

gemeinsamen, klaren Zweck verfolgen, von dem sie auch wissen, dass sie ihn verfolgen, schränkt diese Art von Gemeinschaft entscheidend ein: im Zusammenhang mit dem Gebrauch von Englisch würde man also eher von *English for Special Purposes* (ESP) sprechen als vom viel breiter und allgemeiner aufgefassten *English as a Lingua Franca* (vgl. dazu auch Smit, 2010: 56ff). Selbstverständlich sollten jedoch ELF und ESP nicht streng voneinander getrennt werden, denn zahlreiche Fälle des Englisch-Gebrauchs, die mit ESP bezeichnet werden, sind Fälle von ELF und umgekehrt, was auch wiederum an die Debatte zu ELF als eigenständigem Phänomen und den unterschiedlichen Ausprägungen von ELF anknüpft. Es scheint jedoch, dass *discourse community* in der ELF-Forschung auch deshalb keinen wichtigeren Platz einnimmt, weil der Begriff stark mit ESP assoziiert wird. *Community of practice* ist in diesem Sinn neutraler, meiner Ansicht nach ist jedoch das Englische, das in *communities of practice* gesprochen wird, in gleicher Weise typisch oder untypisch für ELF wie das Englische in *discourse communities*, die Sprache wird jedoch in *discourse communities* viel stärker hervorgehoben und macht damit eine Verbindung mit dem – primär sprachwissenschaftlichen – Erforschen von ELF sinnvoll.

Grundsätzlich kann also im Zusammenhang mit ELF festgestellt werden, dass es in *discourse communities* zu typischen ELF-Interaktionen kommt (z. B. bei Gesprächen in einem Fußballklub mit internationalen Spielern), gleichzeitig trifft das aber nicht für alle ELF-Interaktionen (z. B. wenn ein japanischer Tourist in Wien einen Fahrschein kauft) und somit nicht für ELF als solches zu. Was ELF-Sprecher im allgemeinen verbindet, ist nämlich nicht ein gemeinsames, klar definiertes Ziel oder spezifische Genres, was für eine *discourse community* in Swales Sinn bestimmende Kriterien sind (vgl. Swales, 1990: 24). Weil der Schwerpunkt bei *discourse communities* auf den Diskurs gelegt ist, könnte der Begriff – zwar in einer überarbeiteten Form – jedoch womöglich noch besser mit ELF vereinbart werden, als der Begriff der *community of practice*, dem innerhalb der ELF-Forschung bisher größere Beachtung geschenkt wurde.

Was schließlich auf jeden Fall durch die Debatte um die Arten von Gemeinschaft, an die eine Diskursform gebunden ist, klar hervortritt, ist die Tatsache, dass angesichts der rasanten gesellschaftlichen Veränderungen die Begriffe Varietät und Gemeinschaft den neu aufkommenden (Sprach-)Phänomenen angepasst werden müssen. Ziemlich zutreffend scheint im Bezug darauf das Schema von Smit (2010: 66), wo auch die Überschneidungen zwischen den einzelnen Gemeinschafts-Konzepten (unter anderem bei ELF-Interaktionen) sichtbar dargestellt werden. Allerdings fällt dabei auf, dass *community of practice* im Schema nicht

vorkommt, obwohl es sowohl in Smits Buch als auch in anderen ELF-Publikationen eine sehr wichtige Rolle zu spielen scheint.

Abschließend kann hierzu angemerkt werden, dass sich ELF tatsächlich als sehr angemessen für das Auslösen einer Debatte über die herkömmlichen und für die gegenwärtigen Umstände zu steifen Begriffe von Sprachgemeinschaft und Varietät anbietet. Es sollte aber dabei doch auch eine Reflexion dazu angeregt werden, in welchen Verhältnissen ELF zu bereits etablierten *Sprach*gemeinschaften steht, wie es sich davon unterscheidet, welche Elemente von Gemeinschaft es womöglich als Ganzes doch aufweist, was der Unterschied zwischen der Verwendung einer Sprache (d. h. der Tätigkeit) und der Sprache selbst (einem reifizierten Untersuchungsgegenstand) ist usw. Da dieses Problemfeld direkt an den ontologischen Status von ELF gebunden ist, folgt eine grundlegendere Reflexion dazu in Abschnitt 2.5.

2.1.7 Schlussbemerkung

Am Ende dieses Abschnitts kann daher zusammenfassend herausgestrichen werden, dass die ELF-Forschung ein im Allgemeinen sehr lebendiges Feld bildet und viel zur Beschreibung des *non-native discourse* beigträgt. Bereits seit den Anfängen wird die Forschung auf diesem Gebiet durch eine starke Gegenströmung zur sogenannten *native English ideology* charakterisiert. Englisch, das als internationales Kommunikationsmittel gebraucht wird, wird innerhalb der ELF-Studien stets in seiner *natürlich auftretenden* Form verteidigt und aufgewertet, es wird versucht, ihm eine eigenständige Position im Bereich der allgemeinen und besonders der angewandten Linguistik sowie eine wichtigere Rolle im Bereich von ELT (English Language Teaching) beizumessen. Dabei kommt es im breiteren Feld der angewandten Linguistik allerdings immer wieder zu Spannungen zwischen ELF-orientierten und traditionelleren Ansätze zum Sprachunterricht (vgl. Swan, 2012; 2013 versus Widdowson, 2013; Sowden, 2012a; b versus Cogo, 2012a). Allerdings kommen aber auch vonseiten einiger ELF-Forscher einflussreiche neue Stellungnahmen in Bezug auf die Rolle und den ontologischen Status von ELF und ELF-Sprechern auf (vgl. Cogo, 2013; Mortensen, 2013; Kohn, 2011; Albl-Mikasa, 2013).

Die Diskussion über ELF und ELF-relevante Themen findet über zahlreiche Publikationen, insbesondere seit kurzem auch in der 2012 gegründeten ELF-Fachzeitschrift *JELF* (*Journal of English as a Lingua Franca*) statt. Ein wichtiger Raum für den Austausch unter ELF-Forschern (und anderen Sprachwissenschaftlern) stellt auch die jährliche

internationale ELF-Konferenz dar. Ein wichtiger Beitrag ist auch die ganz aktuelle Website des Forschungsnetzwerks *English as a Lingua Franca Research Network* (ELF ReN, 2013), das der Forschungsgemeinschaft als erste allgemeine, länder- und universitätsübergreifende Austauschplattform dient. Die empirische Grundlage eines Großteils aller ELF-Publikationen stellen allerdings die eigens für die Erforschung von ELF erstellten Sprachkorpora dar, die im nächsten Abschnitt eigeführt werden.

2.2 ELF-Datenkorpora: VOICE, ELFA, TELF, ACE

Im folgenden Abschnitt werden die größten und wichtigsten ELF Sprachkorpora vorgestellt, die als wesentliche Grundlage der empirischen Forschung und Beschreibung von ELF dienen.

2.2.1 VOICE (Vienna-Oxford International Corpus of English)

VOICE ist ein Sprachkorpus von ELF-Gesprächen, das rund eine Million Wörter von gesprochenem und transkribiertem ELF aus unterschiedlichen Domänen umfasst. Genauer, sind es 1,023,082 orthographisch definierte Wörter, die insgesamt 110 Stunden 35 Minuten und 56 Sekunden Aufnahmen betragen.

Es wurde von einem Projektteam unter der Leitung von Prof. Barbara Seidlhofer[22] am Institut für Anglistik und Amerikanistik an der Universität Wien erstellt. Es wurde vom FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) und der Oxford University Press (in 2008 und 2009) finanziert.[23]

Zwischen 2001 und 2007 wurden, hauptsächlich aber nicht nur in Europa, 151 natürlich auftretende unmittelbare Interaktionen in den unterschiedlichsten Interaktionssituationen (Gespräche, Interviews, Seminardiskussionen, Sitzungen im Freizeit-, Berufs- und Bildungsbereich) aufgenommen. Die Aufzeichnungen sind in der Regel mit genauen Zusatzinformationen zur Gesprächssituation, den Gesprächsteilnehmern (insgesamt 753 Personen mit 49 verschiedenen Erstsprachen) usw. ergänzt. Diese Tonaufzeichnungen bilden die Grundlage für mittlerweile zwei Versionen des VOICE-Korpus:

[22] Einige der wichtigsten Projektmitarbeiter: Angelika Breiteneder, Theresa Klimpfinger, Michael Radeka, Ruth Osimk-Teasdale, Marie-Louise Pitzl, Stefan Majewski, Nora Dorn, Leopold Lippert.
[23] Allgemein zum VOICE Korpus, siehe VOICE Website (2013).

1. Version: VOICE 1.0, herausgebracht im Mai 2009 als „a free-of-charge resource for non-commercial research purposes“ (VOICE Website, 2013). Es handelt sich um ein Korpus transkribierter Gespräche mit bestimmten, ELF in gewisser Weise angepassten Transkriptionskonventionen (sogenannte „VOICE trancription conventions“: vgl. VOICE Project, 2007a). Im Mai 2011 wurde eine aktualisierte Version dieses Korpus veröffentlicht (VOICE 1.1).

2. Version (wortartannotiert): VOICE POS Online 2.0; VOICE POS XML 2.0; VOICE 2.0 Online und VOICE 2.0 XML wurden im Januar 2013 veröffentlicht. Es handelt sich um eine aktualisierte Version und (bei der POS-Version) um eine *part-of-speech tagged*-Version desselben Korpus.

In Hinsicht auf die Transkription wäre hier anzumerken, dass eigentlich alles in der Standard (British) Orthographie wiedergegeben wird. Im Annotationshandbuch (*tagging manual*) wird auch erklärt, welche Ausnahmen es dazu gibt und wie z. B. auf der Tonaufnahme schwer verständliche Wörter doch auch in der standardorthograhischen Form transkribiert wurden. Mit Ausnahme der nicht identifizierbaren Fälle (*uncertain transcription*) und der sogenannten PVC-Fälle (*Pronunciation Variation & Coinages*) handelt es sich also – zumindest bei der Rechtschreibung – um eine eindeutige Anpassung an den Standard.[24]

2.2.2 ELFA (English as a Lingua Franca in Academic Settings)

ELFA ist ein Korpus von ELF-Gesprächen im akademischen Umfeld (English as a Lingua Franca in Academic Settings), die an mehreren finnischen Universitäten stattfanden. Es umfasst eine Million Wörter transkribierter gesprochener akademischer ELF-Interaktion, bzw. ca. 131 Stunden Tonaufnahmen. Die Aufzeichnungen wurden an der Universität Tampere, der Universität Helsinki, der Tampere University of Technology und der Helsinki University of Technology gemacht. Das Projekt läuft an der Universität Helsinki unter der Leitung von Prof. Anna Mauranen[25] und wurde von der Finnischen Akademie finanziert (von 2004 bis 2007). Es existiert nur eine, 2008 herausgegebene Version (im .txt oder .xml-Format), die zwar auf Antrag für Forscher frei, aber nicht online zugänglich ist.

Das Korpus enthält ausschließlich authentische Daten und besteht aus Monologen (z. B. Vorträge und Präsentationen) und Dialogen (z. B. Seminare, Konferenzdiskussionen,

[24] Vgl. VOICE Project (2007b), Punkte 11 & 12. Für genauere Angaben und Sonderfälle bei der Transkription, siehe Breiteneder, Pitzl, Majewski & Klimpfinger, 2006.

[25] Weitere Projektmitarbeiter: Elina Ranta, Maria Metsä-Ketelä, Ray Carey, Mari Sihvonen, Pirjo Surakka-Cooper, Svetlana Vetchinnikova.

Defensiones) aus unterschiedlichen Disziplinen (Sozialwissenschaften, Technologie, Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften, Medizin, Verhaltensforschung, Wirtschaft und Administration). Insgesamt nahmen an den Gesprächen ca. 650 Sprecher mit 51 Erstsprachen teil.

Die Transkriptionskonventionen werden zwar bei der Projektbeschreibung (auf der ELFA-Website) nicht ausführlich kommentiert, aus den Daten ist aber klar ersichtlich, dass es sich um die standardenglische Rechtschreibung handelt. Als Besonderheiten werden erneut sogenannte *nonsense words* (sinnlose Wörter, mit <SIC> getaggt) und das Wechseln in eine andere Sprache (*switching into a foreign language*, mit <FOREIGN> annotiert) betont (vgl. ELFA, 2008).

Zu erwähnen wäre hierzu noch das WrELFA-Projekt, das als Erweiterung von ELFA der Erforschung von geschriebenen Texten in ELF gewidmet ist. Ebenfalls auf den akademischen Bereich beschränkt, ist hier das Ziel, neben der gesprochenen Sprache nun auch die – für Akademiker sehr wichtige – schriftliche Form genauer zu analysieren. Es werde dazu Texte (Evaluationsberichte, Forschungsblogs, Fachartikel) gesammelt und analysiert, die von Wissenschaftlern aus verschiedenen Disziplinen in Englisch verfasst wurden, aber (noch) nicht von *native speakern* Korrektur gelesen wurden. Man erhofft sich damit nicht nur wichtige Einblicke in den Schreibprozess bei *non-native speakern* zu gewinnen, sondern womöglich auch Empfehlungen für ein effektiveres Verfassen und Publizieren von Texten in einer globalisierten Wissenschaftsgemeinschaft auszuarbeiten. Das Projekt läuft seit 2011 an der Universität Helsinki (vgl. WrELFA, 2011).

2.2.3 TELF (Tübingen English as a Lingua Franca Corpus)

Das TELF-Projekt läuft am Englischen Seminar an der Universität Tübingen unter der Leitung von Prof. Kurt Kohn.[26] Das vergleichsmäßig kleine TELF-Korpus (derzeit umfasst es 36 Diskussionen mit ca. 100.000 Wörtern) ist im Unterschied zu VOICE und ELFA nicht primär auf die Darstellung und Beschreibung authentischer ELF-Gespräche gerichtet, sondern das Ziel ist „to enrich the textual manifestation of ELF interactions with introspective data specifically geared to facilitate insights into the problems, forces and strategic processes that are at work behind the scene“ (Kohn, 2011: 78). Deshalb sind im Korpus neben den

[26] Weitere Projektmitarbeiter: Michaela Albl-Mikasa, Daria Domagala, Andreas Glombitza, Jane Neugebauer, Elena Salakhyan.

Gesprächsaufzeichnungen und -transkriptionen auch zusätzliche Gespräche über die primären Gesprächssituationen beinhaltet, in denen besonders die Introspektion und retrospektive Einstellung zu den Gesprächen berücksichtigt werden soll. Genauer geht es also um drei Typen von Daten: Videoaufnahmen und Transkriptionen von ELF-Diskussionen zu einem bestimmten Thema, in denen vier bis sechs *native* und *non-native* Englischsprecher (insgesamt ca. 160 Sprecher mit über 30 sprachlichen Hintergründen) anwesend sind; Interviews mit den Gesprächsteilnehmern (und Fragebögen); Kommentare zu den Interaktionen, die beim Ansehen von Videoaufnahmen ausgewählter Diskussionspassagen geäußert werden.

Zu den im Korpus erforschten Interaktionen, die *nicht* natürlich aufgekommen sind, wurde schon einige Kritik laut. Es muss bei dem vorliegenden Forschungsprojekt jedoch berücksichtigt werden, dass das Ziel auf eine andere Weise schwer zu erreichen wäre, für die ELF-Forschung aber von großem Interesse ist. Denn die tatsächlichen, normalerweise versteckten Vorgänge liefern wichtige Informationen für die weitere Interpretation der Daten:

> „Drawing on TELF-data, our research focuses on divergences between meaning and comprehension, co-construction and monitoring, and 'pushing' one's limits of expression. […] This data is valuable for revealing covert phenomena (such as misunderstandings that are not visible in the output), as well as for confirming or disconfirming researchers' initial hypotheses" (TELF, o. J.).

Auf diese Weise können folglich die in der ELF-Forschung besonders zentral untersuchten Funktionen, Strategien und Prozesse nicht nur mittels Beobachtung, sondern auch durch direkte Befragungen der Gesprächsteilnehmer dazu gewonnen werden.

2.2.4 ACE (Asian Corpus of English)

Ein weiteres, erst kürzlich herausgebrachtes großes Korpus von ELF-Gesprächen ist das Asian Corpus of English (ACE), das dem Gebrauch von ELF im asiatischen Kontext gewidmet ist. Auch ACE umfasst rund eine Million Wörter transkribierter natürlich auftretender gesprochener ELF-Interaktionen, die in Asien stattfanden. Es wurde unter der Leitung von Prof. Andy Kirkpatrick (Griffith Universität, Australien) zwischen September 2009 und September 2014 erstellt und Anfang September 2014 zugänglich gemacht. Die Sprachereignisse wurden im universitären (Seminare, Diskussionsgruppen, Workshops, Konferenzen) und professionellen Umfeld (Besprechungen, Arbeitsgemeinschaften,

Sitzungen) sowie bei Pressekonferenzen, Interviews, privaten Gesprächen usw. aufgenommen. Die Transkriptionskonventionen und die Transkriptionssoftware wurden vom VOICE-Projekt übernommen, was auf eine konstruktive Zusammenarbeit innerhalb der allgemeinen ELF-Forschungsgemeinschaft hindeutet. Unter den Zielen, die mit der Erstellung und Erforschung von ACE verfolgt werden, ist z. B. die Identifizierung von folgenden Punkten aufgeführt:

- gemeinsame, typische Merkmalen des in Asien gesprochenen ELF;
- die am meisten verwendeten grammatischen Konstruktionen;
- die für Missverständnisse verantwortlichen pragmatischen Faktoren;
- häufig und effektiv gebrauchte, aber nicht-standardkonforme Konstruktionen, Wörter oder Muster;
- spezifische Anpassungs-Strategien;
- Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen ELF in Europa und in Asien usw. (vgl. ACE, 2014).

Außer den bisher erwähnten werden für individuelle Studien zahlreiche kleinere Korpora erstellt, die zumeist auch auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet sind, z. B. auf englischsprachige Universitätsstudien im Rahmen des SELF-Projekts (vgl. SELF, 2009), auf spezifische Fragestellungen etwa im Bereich der Pragmatik und des innovativen lexiko-grammatischen Sprachgebrauchs (vgl. Cogo & Dewey, 2012: 38ff) oder beispielsweise auf die Analyse idiomatischen Sprachgebrauchs (vgl. Prodromou, 2008).

2.3 Globalisierung, Anglisierung und ELF

2.3.1 Anglisierung in der ELF-Forschung

Innerhalb der ELF-Forschung wird die sprachliche Globalisierung und die zunehmende Verbreitung des Englischen als Lingua Franca im Wesentlichen als unausweichliche und willkommene Entwicklung dargestellt, die eine Ausweitung der Besitzansprüche auf das Englische nach sich ziehen sollte. Weil Englisch weltweit gesprochen wird, hätten deren Muttersprachler keinen ausschließlichen Anspruch mehr darauf, sich als Richter über und Verantwortliche für die englische Sprache aufzufassen.

Im folgenden Abschnitt soll die sprachliche Globalisierung, d. h. natürlich vorrangig die Anglisierung, aus unterschiedlichen Blickpunkten betrachtet werden. Einerseits soll die

Perspektive der ELF-Forschung, die im breiten Gebrauch des Englischen (als Lingua franca) einen Mehrwert sieht, genauer vorgestellt werden. Andererseits werden einige repräsentative Einstellungen zum globalisierten Englisch dargestellt, die Wissenschaftler außerhalb der ELF-Forschung ausarbeiten. Es soll besonders auf einige Widersprüche hingewiesen werden, die in diesem Zusammenhang doch noch sehr latente Spannungsfelder im Forschungsbereich aufzeigen.[27]

In ELF-Studien wird immer wieder betont, dass ELF Vielfalt fördert und nicht hindert, ELF bedrohe außerdem andere Sprachen nicht, denn es sei nur ein Verständigungsmittel unter Menschen mit unterschiedlichen Erstsprachen. Was bei ELF besonders sei und eigentlich Diversität fördere, sei die Tatsache, dass ELF-Sprecher ihre jeweiligen kulturellen Identitäten frei ausdrücken, z. B. indem sie einzelne Wörter aus ihren Erstsprachen in den Diskurs einfügen. Englisch sei in diesen Situationen jedenfalls keine *Machtsprache* (oder sie sei es heutzutage *nicht mehr*), denn die Sprecher machen sich die Sprache zu Eigen und passen sie ihren kommunikativen Zielen an. Die folgenden Stellungnahmen sollen als Beispiele dafür dienen, wie in den ELF-Publikationen die geschichtliche Situation geschildert und die Rolle von ELF (vorwiegend) aufgewertet wird.

Niina Hynninen (2006: 4f) zeichnet beispielsweise in ihrer Masterarbeit kurz den historischen Hintergrund des Phänomens Englisch als Globalsprache und dessen Interpretationen wie folgt nach:

> „Researchers seem to agree that the English language spread because of two main reasons: the colonial past and the economic power of the United States […]. However, there are different interpretations of the spread, as well as different views about its consequences. Those who view the spread as a negative phenomenon often consider the English language to represent oppression because of its colonial past and the ways it has been promoted to the exclusion of other languages […]. While it cannot be disputed that English was the language of the British Empire and that it is now used by the leading economic and military power of the world, Brutt-Griffler has argued that 'English owes its existence as a world language in large part to the struggle against imperialism, and not to imperialism alone' (2002: ix). […] Of course, we cannot overlook that English, as the language of powerful nations in the past and present, has been "utilized for the purposes of cultural domination" (Al-Dabbagh 2005: 6). This suggests for instance superior attitudes towards other languages on the part of some NSs [=native speakers] of English, which can be seen in such movements as the English Only movement in the US (Jenkins 2005[…]: 94; Smith 2005: 56–57). In addition, promoting NSs of English as the preferable teachers of English can be seen to represent a form of cultural domination (see e.g. Cook 2001: 175–176)."

[27] Dazu, dass Anglisierung einen ambivalenten Charakter hat, siehe z. B. Gnutzmann und Intemann (2008: 11).

Die Aufmerksamkeit soll hier vorerst auf den letzten Teil des Zitats gerichtet werden. Es trifft natürlich zu, dass in Bewegungen wie *English Only* in den USA Muttersprachler ihr eigenes Englisch gegen andere Sprachen durchsetzen wollen, es wäre aber meines Erachtens im Hinblick auf den internationalen Gebrauch von Englisch hinzuzufügen, dass nicht nur „some NSs of English", also „einige Muttersprachler" sich bzw. die Sprache als dominant und überlegen auffassen, sondern es fassen auch andere Sprecher Englisch in dieser Weise auf, nämlich zweifellos auch viele *non-native speaker*, die Englisch lernen und verwenden müssen und/oder wollen. Warum ausschließlich *native speaker* Englisch überbewerten sollten, geht aus den Erläuterungen nicht klar hervor. Dass Englisch-*native speaker* keinen Grund (mehr) dafür sehen, andere Sprachen zu lernen und somit Englisch natürlich als einzige Sprache tolerieren (vgl. dazu auch Trabant, 2012), kann folglich eher als Folge der allgemeinen wirtschaftlichen Situation und überwiegenden Sprachenpolitik, und zwar bei *native speakern* und *non-native speakern* betrachtet werden. Interessanterweise wird im zitierten Abschnitt die Kolonialgeschichte durchaus erwähnt, in Anlehnung an Brutt-Griffler beharrt Hynninen aber doch darauf, dass English (auch) als Mittel gegen den Imperialismus angesehen werden kann, wodurch folglich ELF an sich nicht mehr problematisch zu sein scheint. Wenn schon ein imperialistisches Englisch problematisch wäre, so wird ELF, also eine spezifische Ausformung des Englischen, als Alternative zum einheitlichen, normativen (und eventuell imperialistischen) Standardenglisch dargestellt.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt Andy Kirkpatrick in seinem Buch *World Englishes*, indem er die Verbreitung des Englischen von der Kolonialgeschichte zu trennen versucht: „[T]he colonial experience is foreign to an increasing number of people, especially younger people who no longer see English through a postcolonial lens" (Kirkpatrick, 2007: 179).

Auch Hartmut Haberland versucht in seinem kurzen Kommentar zu ELF an sich in der *JELF*-Zeitschrift (auch mithilfe der Trefferanzahl bei der Suchmaschine Google und einem kurzen Ausschnitt aus einem ELF-Gespräch) dafür zu argumentieren, dass ELF Mehrsprachigkeit fördert, unterschiedliche Sprachen zusammenbringt und nicht (zu) dominant ist:

> „Globalization does not make the use of local languages superfluous but brings new speakers to them. Thus English used as a *lingua franca* does not promote subtractive multilingualism, but brings new speakers into contact with other languages which they can add to their repertoire as a consequence. All

> languages are thus being globalized (just in different ways). Also English is affected by globalization in different ways, not just by its use in ELF scenarios“ (Haberland, 2013: 197).

Es kann folglich zusammengefasst werden, dass die Mehrheit der ELF-Forscher die globale Verbreitung des Englischen nicht als Bedrohung für andere Sprachen auffasst und den internationalen Gebrauch des Englischen, besonders wenn es um ELF Szenarios geht, vom Englischen als Kolonialsprache zu trennen versucht.

2.3.2 Anglisierung außerhalb der ELF-Forschung

Zum Thema Diversität und kulturelle Identität im globalen Englisch, einschließlich ELF, wird, wie erwähnt, dennoch auch Kritik ausgeübt, worauf nun weiter eingegangen wird.

Der Anglist und Englischlehrer Colin Sowden fragt sich in seinem – ELF gegenüber sehr kritischen – Artikel *ELF on a Mushroom: The Overnight Growth in English as a Lingua Franca* (2012), was eigentlich genau genommen der Unterschied zwischen ELF und dem von der Kolonialgeschichte ausgehenden Englisch ist bzw. wie ELF als internationale Sprache konzipiert werden sollte und was sie von anderen *Englishes* unterscheidet (Sowden, 2012a). Im Wesentlichen versucht er in diesem Artikel mehrere Wiedersprüche und fundamentale Probleme innerhalb des ELF-Forschungsfeldes aufzudecken, die er auch relativ überzeugend darstellt. Er weist z. B. darauf hin, dass ELF einerseits als *natürliche Sprache* dargestellt wird bzw. wurde, andererseits aber gegen fixe Sprachnormen in ELF plädiert wird. Außerdem stellt er die Problematik der Unterscheidung *ELF-Sprecher* versus *Englisch-Lerner* dar und konstatiert, im Gegensatz zur Auffassung dazu innerhalb der ELF-Forschung, eine Neutralisierung und Simplifizierung des Englischen in seiner Rolle als Globalsprache (vgl. Sowden, 2012a: 90f).

Der Romanist und Linguist Jürgen Trabant, der in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* das globale Englisch aus europäischer Perspektive (genauer genommen: in der EU) beleuchtet, bietet darauf eine sehr klare Antwort an, indem er eine der üblichen ELF-Position entgegengesetzte Position vertritt:

> „Die Propaganda [zur sprachlichen Vereinheitlichung] kommt nicht aus der EU, sondern aus den von der Wirtschaft gedrängten Nationen, sie ist im Wesentlichen ökonomisch, nicht politisch oder kulturell, sie ist global und nicht europäisch.
> […]

> Denkbar ist daher à la longue durchaus die völlige sprachliche Vereinheitlichung, also das Einsprachigwerden Europas, so wie sich Frankreich sprachlich vereinheitlicht hat, das seine alten regionalen Sprachen aus den Schulen und allen Institutionen aufs Land, zu den Bauern verbannt und schließlich zum Verstummen gebracht hat. So wie das Bretonische oder das Okzitanische im Französischen versanken, so gehen Deutsch, Italienisch, Dänisch im Englischen unter“ (Trabant, 2012).

Es handelt sich bei dem zitierten Text zwar um keinen wissenschaftlichen Artikel, Trabants Verweis auf den Umgang mit Mehrsprachigkeit in der Geschichte und der Vergleich mit der aktuellen Situation erscheinen jedoch plausibel, wenngleich auch sein Standpunkt und die vereinfachte Parallele mit Frankreich etwas einseitig sind. Außerdem muss doch darauf hingewiesen werden, dass Trabant anstatt des Deutschen, Italienischen und Dänischen noch andere, viel eher *bedrohte* europäische Sprachen hätte anführen können (z. B. Sorbisch, Wallonisch, Irisch, Friaulisch), womit seine Einstellung greifbarer und somit besser nachvollziehbar wäre.

Hans-Johann Glock, der wiederum das Phänomen als Philosoph betrachtet, sieht in ELF keine wahre Alternative zum kolonialen Englisch, sondern eine klare Kontinuität, denn das Englische verdränge klarerweise andere Sprachen nicht wegen seiner internen Charakteristiken, d. h. des Sprachsystems, sondern, so Glock, ausschließlich wegen Aspekten der Globalisierung. Die sprachliche Globalisierung ist für ihn eindeutig ein „Siegeszug des Englischen. Dieser Siegeszug hat keine sprachlichen Ursachen. Vielmehr sind die Ursachen sozialer, ökonomischer, politischer und militärischer Art“ (Glock, 2004: 60). Aus philosophischer Perspektive meint Glock außerdem, dass „[die] sprachliche Globalisierung […] Teil der kulturellen Globalisierung [ist], die wiederum Teil der von wirtschaftlichen, sozialen und politischen Faktoren bestimmten Gesamtglobalisierung ist. […] [D]ie kulturelle Globalisierung [ist] natürlich besonders interessant, da sich in unserer Kultur unser Verständnis der Welt niederschlägt, unser Selbstverständnis mit eingenommen“ (Glock, 2004: 60). Die individuellen kulturellen Sprachen erzeugen laut Glock folglich „kulturelle Identitätsmuster samt unterschiedlichen Welt-Interpretationen“ (Glock, 2004: 11), was bei einer sprachlichen Vereinheitlichung leider wegfalle.

In ELF-Publikationen sieht man das, wie oben gezeigt wurde, anders. Englisch als Globalsprache wird nicht derart direkt mit ökonomischer und militärischer Macht in Zusammenhang gebracht, sondern eher durch die „natürliche“ (Kohn, 2011: 90; Seildhofer, 2011: 120, 124, 148, 208; Jenkins et al., 2011: 290; Hülmbauer, 2010: 31) sprachliche Entwicklung in einer globalisierten Welt erklärt. Das Beharren darauf, Englisch als Lingua

franca sei ein konstitutiv internationales Phänomen und somit im Besitz aller Sprecher der Welt, kann sich allerdings aus meiner Sicht auch als problematisch erweisen und die explizite Thematisierung der sprachlichen Dominanz aus kolonialen oder wirtschaftlichen Gründen nur verdecken. Gerade die Rede davon, ELF gehöre allen in gleicher Weise und sei etwas substanziell anderes als das Englische der Mächtigen, kann sich als bedenklich herausstellen, denn damit wird das Problem, nämlich die Spannung zwischen Ein- und Mehrsprachigkeit sowie zwischen Englisch und anderen Sprachen eher umgangen, womit eigentlich seine Brisanz nur verdrängt wird. Denn etwas, was als Eigentum aller Sprecher dargestellt wird, und doch in der Praxis von den Sprechern in sehr unterschiedlichem Maße zugänglich ist bzw. von ihnen unterschiedlich gut beherrscht wird, erhält die ungleichen Machtverhältnisse (wenngleich in verdeckter Weise) doch aufrecht.

Interessant ist dazu auch Glocks Kommentar, dass englischsprachige Länder nicht nur allgemein in der Wirtschaft, der Wissenschaft oder in Medien, sondern ganz konkret auch im Bereich der *Sprachindustrie* (beim Angebot von Sprachkursen, Englisch-Lehrwerken, Übersetzungen ins Englische, Korrekturen von englischen Texten u. ä.) im Vorteil sind. Im ELF-Forschungsfeld setzt man sich diesbezüglich dafür ein, dass diese dominante Rolle der *native speaker* relativiert werden sollte und auch kompetenten *non-native speakern* bestimmende Befugnisse, z. B. bei der Vorbereitung und Korrektur von Publikationen, erteilt werden sollten. An der Beschreibung von geschriebenen Texten wird z. B. im Rahmen des WrELFA-Projekts gearbeitet (siehe Abschnitt 2.2.2).

Die aufgeführten Stellungnahmen machen also deutlich, dass auch aktuell die globale Verwendung von Englisch als Verkehrssprache nicht unbestritten ist. Trotz der allgemein angenommenen Rolle des Englischen als primäre internationale Gemeinsprache mit hohem praktischem Nutzen, wird es durchaus auch als Machtsprache und Bedrohung für andere Sprachen aufgefasst. In der allgemeinen Debatte dazu wird ELF auch nicht als Besonderheit aufgefasst, sondern es übernimmt alle anderen Charakteristiken, die mit Englisch im Allgemeinen assoziiert werden. Es wäre deshalb sinnvoll, auch innerhalb der ELF-Forschung ELF durch ein Kontinuum mit dem Englisch der Kolonialzeit zu betrachten, genauer die Gründe der dominanten Rolle von Englisch in der modernen Welt zu untersuchen und zu reflektieren. Die *natürliche* Vorherrschaft dieser Sprache sollte meiner Meinung nach grundlegend hinterfragt werden, was allerdings genau ein geeigneter Ansatzpunkt wäre, die Neutralitätsfunktion von ELF hervorzuheben. Es sollte nämlich eher stärker auf die Notwendigkeit eines *aktiven* Einsatzes gegen Sprachideologien oder sprachliche Diskriminierungen und für ein ausgeglicheneres Verhältnis zwischen ENL und ELF bzw.

zwischen Englisch-Sprechern aus den verschiedensten erstsprachigen Hintergründen, Ländern und sozialen Schichten hingewiesen werden, als ELF als von sich aus, selbstverständlich und *natürlich* neutral darzustellen.

2.4 Der Status von Regeln, Normen und Korrektheit in ELF

Bei Untersuchungen der Regelmäßigkeit, Regelhaftigkeit, Normativität, Standardisierung, Kodifizierung, Präskription usw. sollten eigentlich vorerst die Begriffe Regel, Norm, Standard, Kode und Gesetz genauer definiert werden. Da es sich dabei allerdings um einen äußerst verworrenen Begriffsknäuel handelt (vgl. Iorio & Reisenzein, 2010) und in der ELF-Forschung selbst die Begriffe weder konsistent noch einheitlich gebraucht werden, wird hier auf eine der Diskussion vorausgehende gründliche Begriffsklärung verzichtet (siehe dazu die Abschnitte 5.1.2 und 6.5). Außerdem kann durch die Darstellung der uneinheitlichen Verwendung der genannten Begriffe der komplexe Sachverhalt anschaulich gemacht werden, der diesem Themengebiet zugrunde liegt.

Durch die Untersuchung der Regel- und Normbegriffe kommen wir einerseits in den Bereich der eventuellen Kodifizierung von ELF und andererseits zur Frage, wie sich ELF in Bezug auf ENL-Normen und das Standardenglische positioniert. Im ersten Teil dieses Abschnitts soll nun vorerst die in ELF-Studien mehrheitlich vertretene Perspektive im Bezug auf das Thema *Korrektheit* und *Rolle des Standards* dargestellt werden.

2.4.1 Sprachliche *Fehler* in der ELF-Forschung

Cornelia Hülmbauer, Barbara Seidlhofer, Alessia Cogo, Martin Dewey, Henry Widdowson, Anna Mauranen u. a. vertreten im Groben die Meinung, ELF solle als eigenständiges Phänomen aufgefasst, beschrieben und gebraucht werden. In ELF stehe besonders die Erfüllung von (kommunikativen) Funktionen im Vordergrund (vgl. Abschnitt 2.1.4). Da folglich in den ELF-Studien der letzten Jahre die Funktion und nicht die Form ins Zentrum gerückt ist, wird normalerweise nicht von (formalen) sprachlichen Fehlern gesprochen: Korrektheit spielt eine unbedeutende Rolle oder wird nur insofern untersucht, als sie der kommunikativen Effektivität untergeordnet ist. Jedenfalls wurde in mehreren Studien festgestellt, dass Inkorrektheit meistens die erfolgreiche Kommunikation nicht hindert (vgl. Dewey, 2012; Hülmbauer, 2009; 2010). Die nicht-standardkonformen Strukturen, die in ELF laufend während der Interaktion gebildet werden, werden etwa mit den Begriffen *pro-tem*

expressions, online und *ad hoc production of forms* bezeichnet (vgl. Seidlhofer, 2009c; 2011; Jenkins et al., 2011). Damit wird der situationsbedingte und vorübergehende (*pro tempore*) Charakter von ELF-Formen besonders hervorgehoben. Man befasst sich deshalb in den letzten Jahren auch verstärkt mit Beschreibungen von Strategien und Prozessen, die – trotz eventueller ungrammatischer oder un-idiomatischer Formen – erfolgreiche Kommunikation hervorbringen (vgl. Ollinger, 2012; Hynninen, 2013). Besonders die traditionellere normative Ausrichtung des Sprachunterrichts wird von zahlreichen ELF-Forschern in Frage gestellt. Die Ergebnisse von Deweys Umfrage unter Englischlehrern weisen etwa darauf hin, dass Lehrer viele unkonventionelle Formen zwar inkorrekt finden, sie schätzen diese Strukturen aber oft auch als verständlich und nicht unbedingt einer Korrektur bedürftig ein (vgl. Dewey, 2012). Man setzt sich in der ELF-Forschung eher für eine Distanzierung vom präskriptiven Zugang sowohl zum Sprachgebrauch als auch zum Sprachunterricht ein. Besonders prägend sind in diesem Sinne viele Analysen von ELF-Gesprächen (aus diversen ELF-Korpora), aus denen klar hervorzugehen scheint, dass ELF-Sprecher kompetente Englisch-Sprecher sind, die ihre Mitteilungen erfolgreich übermitteln können und sich in ELF-Interaktionen problemlos (oder fast problemlos) untereinander austauschen. Arbeiten wie Hülmbauers Artikel zum Verhältnis zwischen Korrektheit und Effektivität (2009) oder Cogo und Deweys noch aktuelleres Buch zu ELF allgemein sowie der vor kurzem erschienene Artikel von Dewey zur Normativität (in welchem Post-Normativität bereits im Titel enthalten ist), gehen alle in Richtung der Fehler-Toleranz (wobei versucht wird, Fehler gar nicht als solche zu bezeichnen) und tendieren dazu, ELF nicht mehr vor dem Hintergrund der Standardsprache zu betrachten. Die folgenden Zitate aus Deweys letztem Artikel können diesen Standpunkt passend illustrieren:

> „ELF communication is typified by a fluidity of relations and interactions which develop in evolving and often transitory contexts. ELF research has shown that these contexts are usually characterized by a high degree of linguacultural diversity, routinely resulting in highly variable and creative use of linguistic resources. This is wholly at odds with the characterization of language in ELT […], in which received wisdom maintains that intelligibility is norm driven (thus privileging grammatical accuracy), and that effective communication in English is best achieved by conforming to the arbitrarily fixed language forms of Standard varieties.
>
> […] [In] the concept of a 'post*normative*' condition, […] methods are replaced with norms and models. In short, the postnormative condition can be described as an approach to language in the classroom in which practitioners can be empowered to 'construct classroom-oriented theories of language and communication', and which enables practitioners to 'generate location-specific, classroom-oriented innovative language models'. In other words, ELF is relevant not so much in terms of identifying

alternative sets of norms, but more in terms of enabling us to move beyond normativity.“ (Dewey, 2012: 163, 166)

Die Fluidität, Diversität, Kreativität und Variabilität von erfolgreichen ELF-Interaktionen sollen also Dewey zufolge eine *postnormative* Einstellung beim Englischunterricht allgemein bewirken. Die normative Einstellung des derzeitigen *English Language Teaching* könne nämlich, angesichts der überaus variablen und kreativen, aber kommunikativ erfolgreichen ELF-Formen, nicht mehr gerechtfertigt werden. Meiner Ansicht nach ist es jedoch fraglich, ob die Motivation hinter dem normkonformen Unterricht des klassischen Sprachunterrichts tatsächlich nur die bessere kommunikative Effizienz ist, was im folgenden Abschnitt weiter diskutiert wird.

2.4.2 (Un-)Regelmäßigkeit und (Post-)Normativität in ELF?

Es scheint, als könnten Deweys und ähnliche Argumentationen zumindest bis zu einem gewissen Grad auf das Prinzip des Deskriptivismus in der (modernen) Linguistik zurückgeführt werden. Die *pure Beschreibung* der Sprachphänomene wird immerhin auch durch die relativ einfache Datenanalyse von umfangreichen Sprachkorpora ermöglicht. Die voreilige Ablehnung der Normativität und des Präskriptivismus ist aber meines Erachtens in solchen Fällen nicht gänzlich nachvollziehbar. Die ELF-Forschung reicht nämlich eindeutig und sogar in zunehmendem Maße auf den Bereich der Sprachpädagogik, wo unweigerlich mit Unterscheidungen zwischen gut und schlecht, korrekt und inkorrekt operiert wird. Sich jenseits derartiger Differenzierungen zu verorten, kann sich also als viel gewagter herausstellen, als es vorerst den Anschein hat und betrifft nicht nur den Englisch-Unterricht, sondern auch alle anderen Unterrichtsfächer, was in den ELF-Studien nicht ausreichend berücksichtigt wird. In diesem Sinne bringt beispielsweise Alessia Cogo in ihre Antwort auf Sowdens Kritik bezüglich ELF-orientierter Lehransätze das Argument ein, ELF werde (in Schulen) gar nicht gefördert, sondern mit dem Einbeziehen von ELF in den Unterricht wird bzw. könnte den Schülern zur Wahl gestellt werden, welche Art von Englisch sie lernen und verwenden wollen (vgl. Cogo, 2012a). Das würde jedoch heißen, Schüler könnten sich – auf der Grundlage der Erkenntnisse, ELF sei nicht normorientiert – für eine ELF-, d. h. nicht-modellorientierte oder eine ENL-, d. h., standardmodell-orientierte Lehr- und Gebrauchsweise der Sprache entscheiden. Hier kommt aber bei mir die Frage auf, ob das wirklich ein Standpunkt ist, der beim Sprachunterrich oder beim Unterrich allgemein vertreten werden

sollte. Es geht schließlich beim Unterricht nicht nur darum, zu lernen, wie man sich in bestimmten Situationen erfolgreich verständigt, sondern es soll den Schülern die Möglichkeit gegeben werden, kompetente Sprecher in den unterschiedlichsten Bereichen zu werden, darunter natürlich auch beim Verfassen von komplexen Texten auf Englisch. Oder, wie Sowden (2012a: 93) es ausdrückt:

> „[T]he ELF project needs to take more account of the nature and purpose of second language learning. The majority of those who learn a language other than their first native tongue […] tend only to reach a moderate level of competence; they rarely achieve full proficiency. Arguably, therefore, it is less crucial that the model presented for teaching can be precisely reproduced, since it will not usually be completely mastered, than that it serves as a clear marker for the classroom and, with more ambitious students, for the wider world beyond."

Dieses Zitat ist auch insofern an dieser Stelle zutreffend, als es gleichzeitig sowohl die Unerreichbarkeit einer perfekten Sprachkompetenz als auch die Notwendigkeit von klaren Modellen hervorhebt. Sowden bringt im Weiteren noch einen wichtigen Punkt im Zusammenhang mit dem (ELF-orientierten) Englischunterricht zur Sprache, nämlich genau das Fehlen von Modellen des geschriebenen ELF: „The reference […] to writing brings into focus another point on which the concept of ELF is unhelpful: it only really takes account of the spoken language; when formal writing is involved, it has little to offer" (Sowden, 2012a: 95).

Was aus der ELF-Perspektive auf derartige Kritiken oft erwidert wird, ist, dass ELF an sich (im Gegensatz zu den frühen Ansichten in der ELF-Forschung) nicht zur eventuellen Kodifizierung oder Standardisierung geeignet ist, es solle also gar kein ELF-Modell ausgearbeitet werden. Bei ELF-orientierter Pädagogik würde es sich also lediglich um eine Verschiebung der Gewichtung handeln. Laut Seidlhofer (2011: 12) geht es darum, dass nicht mehr das Befolgen von Regeln, Standards und Normen im Mittelpunkt steht, sondern dass Grundsätze wie die Autonomie des Lerners, die Lernerzentriertheit, die Lehrerkognition, Selbstreflexion, Aktionsforschung usw. ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Zu diesem Zweck sollten besonders die Lehrer schon im Voraus anders und besser ausgebildet werden, und zwar sollten sie verstehen lernen, was das eigentliche, reale Englisch ist und sich auch darauf einlassen (vgl. Seidlhofer, 2011: 201ff). In der Schule solle also nicht eine für die meisten Schüler unrealistische und unerreichbare Norm (des *native English*) gefördert werden, sondern eine realistische und reale und somit erreichbare Art und Weise, sich einer Sprache zu bedienen. Da es sich bei ELF nicht um eine definierbare und im Einzelnen

beschreibbare Entität handelt, geht es demnach nicht um das Beibringen *von ELF*, sondern um eine Veränderung der Sichtweise: „The objective here would be to counteract the 'code-fixation' of much current language pedagogy that tends to be focused on the developing proficiency in language forms rather than an awareness of the nature of language itself and its creative potential" (Seidlhofer, 2011: 205).

Hierzu wäre anzumerken, dass es gewiss zutreffen mag, dass Gesprächsteilnehmer in ELF-Interaktionen auf das Etablieren eines gemeinsamen „modus operandi" (Seidlhofer, 2011: 18) ausgerichtet sind und versuchen, ihre kommunikativen Ziele zu erreichen. Daraus zu schließen, dass in ELF-Kontexten allgemein auf eine im Voraus festgelegte Norm verzichtet wird, könnte sich allerdings auch als zu voreilig erweisen. Sich an einem Modell zu orientieren und zu versuchen, ihm zu folgen, kann schließlich als genauso *natürlich* dargestellt werden wie das Verfolgen von kommunikativen Zielen.[28] Bei diesem Modell handelt es sich allerdings meiner Ansicht nach nicht nur um die in der Interaktion von selbst aufkommenden Normen (vgl. Hülmbauer, 2010; Hynninen, 2013), sondern auch um bereits etablierte Regeln, Normen und Konventionen der breiteren englischsprachigen Gemeinschaft, mit und ohne *native speaker*. Was in der Interaktion tatsächlich geäußert wird, welche Formen realisiert werden und welche nicht, welche pragmatischen Prozesse umgesetzt werden und wie tolerant man Norm-Abweichungen gegenüber ist, ist wiederum eine andere Frage. Während die eine das Modell, an dem man sich orientiert (und das z. B. im Unterricht verwendet werden kann) betrifft, befasst sich die andere mit konkreten Realisierungen, die, selbst wenn sie nicht mit dem Modell übereinstimmen, daran orientiert sein können. Die Eigenschaften des Modells müssen natürlich sorgfältig ausgesucht und definiert werden, und in der Tat hat beim Fremdsprachenunterricht in den meisten Kontexten ein „highly idiomatic language full of (ENL) cultural allusions" (Seidlhofer, 2011: 18) nicht viel Sinn. Bei einem Standard muss es sich aber nicht primär um kulturelle Anspielungen handeln, sondern er regelt vorerst die Sprachproduktion auf anderen Ebenen (im Wesentlichen Grammatik und Wortschatz) (vgl. Kohn, 2011).

Aus meiner Sicht fehlt hier erneut eine tiefgründigere Auseinandersetzung damit, auf welcher Grundlage Sprachsysteme und Sprachmodelle für Unterrichtszwecke erstellt werden. Ein wissenschaftliches Prinzip der Deskription sollte sich meiner Meinung nach nicht vorschnell und direkt in der Sprachplanung und Sprachpädagogik abspiegeln. Eingriffe in die

[28] Auch diverse Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Entwicklungspsychologie weisen darauf hin, dass schon Kleinkinder einen ausgeprägten Sinn für Normativität haben und versuchen, existierende Normen zu befolgen (vgl. Rakoczy, Warneken & Tomasello, 2008).

Sprache müssen sogar auch von außen, d. h. von Autoritäten aus verschiedenen Gebieten kommen und sollten nicht nur den allgemeinen, am weitesten verbreiteten Gebrauch widerspiegeln.[29]

Es kann also zusammenfassend festgestellt werden, dass viele Missverständnisse im Bezug auf den präskriptiven Unterricht in Wahrheit auf ein oberflächliches Verständnis des Konzepts und der Funktion eines Sprachstandards zurückzuführen sind. Schließlich ist auch in den ELF-Publikationen dieser Begriff nicht ausreichend geklärt, er wird z. B. oft mit sogenannten *ENL-norms* gleichgesetzt, was sowohl in der theoretischen Auseinandersetzung als auch der Anwendung im Unterricht zu Verwirrungen führen kann.[30] Denn der Standard ist auch für *native speaker* der entsprechenden Sprache kein natürliches oder angeborenes System, sondern muss (von einer großen Mehrheit der Sprecher) präskriptiv erlernt werden und stellt ein gemeinsames Modell und Referenzsystem für Sprecher mit unterschiedlichen *Haussprachen* (*home language*) dar (zum Thema Standard und Standardisierung vgl. Hüning, Vogl & Moliner, 2012). In diesem Sinn könnte durch die Untersuchung von ELF sogar eine neue, adäquatere Sichtweise auf den Standard angeregt werden, anstatt das Konzept zu relativieren oder gar abzulehnen.

2.4.3 Korrektheit in ELF

Im folgenden Abschnitt wird der Umgang mit Korrektheit in natürlich auftretenden Interaktionen und die theoretische Auseinandersetzung damit im ELF-Forschungsfeld dargestellt. Auf diese Weise können weitere Einsichten in die Konzeptualisierung von Normativität in ELF gewonnen werden.

Wie bereits erläutert, wird in ELF-Studien betont, dass es ELF-Sprechern im Wesentlichen um funktionale Effektivität und nicht um formale Korrektheit geht. Analysen von ELF-Gesprächen zeigen jedoch öfters auch, dass „speakers in an ELF situation do orientate to accuracy when errors or mistakes have possible 'consequences for meaning' […]. Self-correction of grammatical errors, like self-repair that is explicitness-oriented, is thus

[29] Vgl. zu dem Thema auch Deborah Camerons Aufsatz zur entmythologisierten Soziolinguistik, in dem sie unter anderem für das Einbeziehen von Präskriptivismus in die soziolinguistische Forschung plädiert. Sprache ist ihrer Meinung nach kein Organismus oder eine passive Abspiegelung, sondern eine soziale Institution, die tief von der Kultur, der Gesellschaft und politischen Verhältnissen auf allen Ebenen betroffen ist (vgl. Cameron, 1990; siehe dazu auch Abschnitt 6.5).

[30] Dass diese Konzeptualisierung problematisch werden kann, versuchen in letzter Zeit unter anderem einige Wissenschaftler aus der Tübinger Forschungsgruppe aufzuzeigen (vgl. Kohn, 2011; Albl-Mikasa, 2013).

likely to be motivated by a need to produce talk that is intelligible and comprehensible rather than by some need to meet native-speaker standards“ (Kaur, 2011: 2713).

Zahlreiche ELF-Forscher sind der Meinung, dass ELF-Daten auch in Fällen von Wiederholungen, Paraphrasen und expliziten Korrekturen darauf hinweisen, dass in der üblichen Interaktion für Sprecher nicht Korrektheit, sondern Verständlichkeit im Vordergrund steht. Unter „(other-)repair“, „self-repair“ oder „self-initiated repair“ wird demnach im Zusammenhang mit ELF meist eine Strategie zur Lösung von Verständnisproblemen oder zur Verdeutlichung des Gesagten verstanden (Kaur, 2011: 2704; vgl. Mauranen, 2007). Was traditionell als *Fehler* gelten würde, sei in ELF eher als Innovation aufzufassen (vgl. Hülmbauer, 2007; 2009; Cogo & Dewey, 2012; Seidlhofer, 2011). *Fehler* bereiten nämlich keine oder nur geringe Verständigungsschwierigkeiten, denn meistens seien die kontextuellen Hinweise auch für die Klärung grammatischer Relationen ausreichend (vgl. Widdowson, 1990: 86). Inkorrektheit bedeute also meistens nicht Ineffektivität. Innovationen werden einander außerdem schnell abgesehen und ins gemeinsame Sprachrepertoire aufgenommen. Während Cornelia Hülmbauer (2009; 2010) dafür argumentiert, dass diese „Ad-hoc-Normen“ nur für die einzelne Interaktion gelten, weitet Niina Hynninen auf der Grundlage ihrer Untersuchung die Reichweite von Regulationsmechanismen auch auf die Etablierung von sogenannten „group norms“ aus (Hynninen, 2013), die über einen weiteren Zeitraum bestehen bleiben.

In Bezug auf den Erfolg neuer Strukturen plädiert Hülmbauer sogar dafür, dass die neu aufkommenden Muster trotz oder sogar wegen ihres markierten Charakters effektiv sind (Hülmbauer, 2007: 23). Was vorerst als *Fehler* angesehen wurde, soll einer ELF-Situation besser entsprechen als eine Standard-ENL-Form, die den *Fehler* ersetzen würde (vgl. Dewey, 2007). Diese Einstellung beruhe schließlich auch darauf, dass man in ELF auf den gegenseitigen „non-native status“ vertraut (Hülmbauer, 2007: 29; 2010: 98f). Argumentiert wird unter anderem auch damit, dass sich „natürlichere“ Strukturen einfach gegen Regeln, die von Puristen fixiert werden, durchsetzen (Hülmbauer, 2010: 31).

2.4.4 *Self-correction*

Bei der näheren Betrachtung von Reaktionen auf sprachliche *Fehler* können mehrere Typen von impliziten und expliziten Korrekturen identifiziert werden. Neben dem Korrigieren von *Fehlern* beim Unterricht, d. h. meistens vonseiten einer Autorität (vgl. Dewey, 2012), und dem Korrigieren vonseiten anderer Gesprächsteilnehmer in der Interaktion („other-repair“;

„other-correction"; vgl. Hynninen, 2011; 2013) ist es im Kontext der Erforschung von normativen Einstellungen meiner Ansicht nach besonders interessant, *Selbstkorrekturen* zu beobachten. Diese zeigen nämlich besonders gut auf, was Normativität und Fehlerhaftigkeit den Sprechern bedeuten und was überhaupt als korrekturbedürftige Äußerung empfunden wird, denn bei Selbstkorrekturen fällt die gegenseitige Rücksichtnahme der Gesprächsteilnehmer oder die sogenannte *let-it-pass*-Strategie[31] weg, wodurch Fälle von Selbstkorrekturen greifbarer und leichter interpretierbar sind. Natürlich muss dabei berücksichtigt werden, dass es auch bei Selbstkorrekturen verschiedene Typen gibt. In der Terminologie von Schegloff, Jefferson und Sacks (1990) werden Selbstkorrekturen (*self-correction*) von Selbstreparaturen (*self-repair*) unterschieden: während sie bei beiden davon ausgehen, sie werden wegen besserer Verständlichkeit vorgebracht, soll nur den *Korrekturen* ein Fehler vorausgehen: „[R]epair is distinguished from correction in that it may occur in the absence of an error or a mistake and conversely, it may be absent in the event of an error or a mistake" (Schegloff et al., 1990; zit. n. Kaur, 2011: 2706). Fehler dieser Art, die mit Korrekturen ausgebessert werden, sind also Abweichungen vom Standard, normalerweise handelt es sich um das Korrigieren von Morphologie und Syntax. In den ELF-Studien wird hingegen immer wieder betont, dass grammatische *Fehler* meistens keine Verständigungsschwierigkeiten bereiten und deshalb auch nicht korrigiert werden. Das (Nich-)Korrigieren von *Fehlern* wird also im Allgemeinen an die Verständlichkeit gebunden. Man geht anscheinend davon aus, dass *non-native speaker* sich selbst korrigieren, weil sie denken, damit besser verständlich zu sein.

In dieser Arbeit soll hingegen auch versucht werden, zu zeigen, dass es nicht nur darum geht, eine kommunikative Funktion zu erfüllen, sondern dass (besonders beim Sprechen einer Zweitsprache) Korrekturen und Reparaturen auch an Genauigkeit und Normen gebunden sind, welche die verschiedenen Gesprächsteilnehmer aneinander oder an sich selbst umsetzen. In diesem Sinne meint auch Jagdish Kaur, dass Selbstkorrekturen entweder auf ein Problem hinweisen oder es sich um eine Tendenz zur Genauigkeit an sich handelt:

> „[M]inor 'deviations from the linguistic norms of the target language […] rarely create trouble for understanding and meaning' […] and are therefore perceived as inconsequential to the unfolding talk. However, when the speaker does self-correct, it suggests an attunement to the problem and an orientation to accuracy" (Kaur, 2011: 2708).

[31] Der *Fehler* wird bei dieser Strategie zwar bemerkt, ist aber für die Verständigung kein Problem und wird deshalb (z. B. auch aus Rücksicht auf andere Sprecher) nicht kommentiert.

Besonders wenn keine Kommunikationsprobleme aufkommen und man sich trotzdem korrigiert, zeugt das von einer deutlichen Normorientierung. Es geht meiner Ansicht nach nicht nur um die Sicherstellung von Verständlichkeit, sondern auch um die direkte Übereinstimmung mit den Regeln und Normen eines Sprachmodells, das im Hintergrund angenommen wird. *Strategien* dieser Art tragen nicht nur zur größeren kommunikativen Klarheit, sondern auch zur Korrektheit und Grammatikalität bei, was nicht übersehen werden sollte.

Einige beliebig gewählte Beispiele von *self-corrections* aus VOICE (2013) und ELFA (2008) können diese Art von Korrektur-Strategie veranschaulichen. In (1) geht es vorerst um keine Selbstkorrektur im eigentlichen Sinn, sondern um die Unsicherheit des Sprechers bezüglich eines Lexems und die Nachfrage nach der Korrektheit, die vom *native speaker* dann auch bestätigt wird. Im zweiten Teil wird hingegen ein Wort, das direkt aus der L1 des Sprechers übernommen wird, durch das korrekte englische Wort ersetzt (Hervorhebung A. M. P.):[32]

(1) S4 [French]: then the organizer was saying everything was done but not the papers not yet this written fact hh then it was the eight of july the idea it is to do erm er a session during a braderie you know braderie it is **sort of sale can you say sale**?
S3 [English]: mhm
[…]
S4: but this this supermarket park center in my little to- my little c- er village of eight hundred **habitant inhabitants** er it's a supermarket who er i erm work a lot with belgium and when they do a braderie like this they s- sell very very good cloths with a very good discount
(VOICE, 2013: POmtg439: 207–208, 229)

In (2), (3) und (4) handelt es sich um Korrekturen von zeitlich unmarkierten Verben bzw. einem *inkorrekten* Plural, die – selbst in den betreffenden Interaktionen – zumeist keine Verständnisprobleme zu bereiten scheinen, an einigen Stellen jedoch explizit korrigiert werden. In (3) wird die verwendete Form sogar zweimal korrigiert, bis die *richtige* geäußert wird:

[32] Um die Auszüge kurz und gut lesbar zu halten, wurde für die Beispiele hier das „einfache" Darstellungsformat („plain output style") der Version VOICE 2.0 gewählt. Dabei handelt es sich jedoch um eine reduzierte Transkriptionsversion, in der von den *Markups* nur die @-Symbole (Lachen) und eckige Klammern (anonymisierte Einheiten) vorhanden sind. Zusätzlich wurden hier lediglich noch die Erstsprachen der Sprecher - in eckigen Klammern neben der Sprecher-ID (S1, S2 …) - gekennzeichnet. Für mehrere Einzelheiten zu VOICE, seinen Darstellungsstilen und Transkriptionskonventionen, siehe Abschnitt 2.2.1. Diesem Format wurden der Übersichtlichkeit halber auch die Ausschnitte aus ELFA angepasst.

(2) S4 [French]: this visitor in fact er s- er call us because is when he have seen the the the the advertisement in the newspaper he say can i come in a session and he say i will come at the first session then **he come he came** but it's the only one
(VOICE, 2013: POmtg439: 311)

(3) S6 [French]: it was erm i can't remember her name he said okay she's a er **she make a she makes a she made** a lot of things but i don't sleep with minister as far as i'm concerned
(ELFA, 2008: USEMDO60)

(4) S8 [L1 undefined]: we have to talk about another er reality in turkey erm actually there are hundred thousands of young er muslim **womens women** in in turkey who are not allowed er to go to the universities because of their erm er islamic clothes and er as long as er somebody or in this case er a woman don't participate in the erm public area er such as education or government it's okay for turkey what you are what you believe but if somebody er tries to com- combine the koranic er system of values er including clothes in this case er with er participating er in the intellectual er public area er there is no way to do that
(VOICE, 2013: PRpan1: 53)

In den folgenden Beispielen geht es dagegen nicht einmal um das falsche Tempus, sondern ausschließlich die Verbform an sich (5, 6) bzw. in (7) die Präposition in einer Wortverbindung, die keinerlei Einfluss auf das Verständnis der Wendung hat:

(5) S3 [German]: barry b benson he lives in a in a beehive and **he founds out finds out** that er er the the the humans they steal more or less the honey er which is produced by the bees and he would like to change this and he is successful in changing this
(VOICE, 2013: PBmtg463:1294)

(6) S6 [French]: yeah he can make everything **he want** […] **he wants** when the mhm borst- boss party […] are the same yeah now it's nowadays it's not the prime minister who […] [takes] er who takes the decision it's
(ELFA, 2008: USEMDO60)

(7) S5 [Finnish]: [it's] it's a marriage […] so it's a [question of naming things]
S3 [Lithuanian]: [but it's just a play] of words
S5: yeah it's a **play of** […]**[words] play with words** [yeah yeah]
S3: [if you see different betwe-] between […] [registration] and marriage so
(ELFA, 2008: USEMDO3B)

Schließlich soll der folgende Ausschnitt noch explizite Stellungnahmen zum eigenen Sprachniveau der *non-native speaker* darstellen, woraus ersichtlich ist, dass sie sich nicht unbedingt für besonders kompetente Sprecher halten:

(8) S3 [German]: well er i mean my **my language skills are er not quite as good as** <NAME BS2>'s so i i i manage in in in some situations and usually it is er topics for example the the the the summer cottage topic i can talk about that [@@] [i can talk about] er er the pets […] [i can] talk about the weather […] but then you know it depends if you if you would explain to me how you repaired your car yesterday **i would not understand a word so so i i i think it it's it's quite topic specific my my my language** (ELFA, 2008: UOTH010)

Natürlich ist es in Aufnahmen authentischer Gespräche auch bei Selbstkorrekturen und Selbsteinschätzungen schwer, die eigentliche Ursache der Korrekturen und der Unsicherheit genau zu bestimmen.[33] Ich meine jedoch, dass Normkonformität – auch in dem prinzipiell sehr fehlertoleranten ELF – als mögliche Erklärung nicht ausgeschlossen werden sollte. Man sollte auf jeden Fall eine Gleichgültigkeit gegenüber Normen und Regeln nicht verallgemeinern und annehmen, sie gelte für alle ELF-Sprecher, denn das könnte im Grunde auch als *ELF-Ideologie* interpretiert werden.

In letzter Zeit kann jedoch auch innerhalb der ELF-Forschung eine veränderte Sichtweise beobachtet werden: Hynninen (2013) sieht sich etwa die Sprachregulierungen nicht nur aus der Perspektive der Aufhebung von Verständnisschwierigkeiten an, denn sie greift auf ENL-Normen eher im Zusammenhang mit *Korrektheit* zurück: „The very focus on regulatory practices in interaction also means that unlike in much of conversation analytic studies […], I did not merely approach correcting as interactional repair used to solve trouble in understanding“ (Hynninen, 2013: 247).

Während also Hülmbauer (2009) davon spricht, dass Normen (im Sinne von „common resources“) in der Interaktion schnell etabliert werden, aber nur für die einzelnen Gespräche gelten, zeigt Hynninen (2013), dass es Regulationsmechanismen gibt, die auch weiter, über die einzelnen Gespräche hinaus gelten (etwa über ein Semester hinweg). Da ELF, bzw. ein international gesprochenes Englisch, keine gemeinsame Sprachgemeinschaft hat, aber trotzdem global funktioniert, möchte ich in dieser Arbeit hervorheben, dass externe Normen auch eine wesentliche Rolle darin spielen und von den Gesprächsteilnehmern durchaus befolgt werden. Das Standardenglische dabei als Bezugspunkt und Lernmodell zu betrachten, scheint deshalb sinnvoll (vgl. dazu auch Gnutzmann & Intemann, 2008; Kohn, 2011; Albl-

[33] In diesem Sinne ist es auch im Zusammenhang mit den Motiven von Korrekturen sehr zu begrüßen, dass das Tübinger ELF-Korpus (TELF) nicht nur mit Transkriptionen von ELF-Gesprächen arbeitet, sondern als wesentlichen Bestandteil des Korpus auch Interviews mit den Gesprächsteilnehmern und retrospektive Kommentare einbindet, wodurch die tatsächlichen Sprecher-Einstellungen geprüft werden können (vgl. Abschnitt 2.2.3). Es kann sich z. B. herausstellen, dass man in der Sprecherrolle ein größeres Normbewusstsein hat als in der Rezipientenrolle.

Mikasa, 2013). Ein *post-normativer* Ansatz, wie ihn Dewey (2012) vertritt, stellt sich angesichts der dargestellten Situation demnach als nicht allgemein zutreffend heraus.

2.5 Virtuelle Sprache oder realer Sprachgebrauch?

Nachdem bisher einige spezifische Themengebiete diskutiert wurden, soll im folgenden Abschnitt nun noch etwas grundlegender auf den ontologischen Status des Phänomens *English as a Lingua Franca* im Allgemeinen eingegangen werden. Einerseits kann man sich dabei auf die Unterscheidung zwischen ELF und anderen Englisch-Varianten (ENL, ESL, EFL, EIL, EWL) stützen (siehe Abschnitt 2.1). Andererseits geht es wiederum um die Frage, ob ELF eine natürliche Sprache („natural language“: Seidlhofer, 2004: 222) und somit eine eigene Entität ist, oder eher eine Reihe heterogener sprachlicher Ressourcen („set of linguistic resources“: Dewey & Cogo, 2007: 11), die schneller variieren als andere Varietäten und somit einen ganz anderen Status als das, was wir unter natürlichen Sprachen verstehen, hat (vgl. Sowden, 2012a: 90f). Wie bereits aus den bisherigen Überlegungen klar wurde, sind weder die Eigenschaften noch die Rolle von ELF wirklich geklärt, was zwar bei empirisch ausgerichteten Analysen und Anwendungen der Erkenntnisse durchaus übergangen werden kann, im Allgemeinen aber eine gewisse Unstabilität des Forschungsfeldes und immer wieder aufkommende bedeutende Probleme und Missverständnisse hervorruft. Aus den ELF-Studien kommt immer wieder der Vorwurf an außenstehende Wissenschaftler, dass sie nicht verstehen, was ELF eigentlich ist (z. B. wenn ELF als simplifizierte Englischvariante dargestellt wird, die primär wegen ihrer Einfachheit gefördert wird: vgl. Sowden, 2012a; b versus Cogo, 2012a; Swan, 2012; 2013 versus Widdowson, 2013). Dabei ist aber eigentlich auch innerhalb des Feldes der Untersuchungsgegenstand nicht gänzlich geklärt. Hier soll also versucht werden, auf einige mögliche Ursachen dieser Kontroversen zu zeigen und eine eventuelle Art von (Re)Konzeptualisierung vorzuschlagen, die zur Lösung der Probleme beitragen könnte.

Es geht im Wesentlichen darum, grundlegende Fragen des Sprachgebrauchs und Sprachsystems zu erforschen. Wie bereits konstatiert, bietet ELF ein ausgesprochen geeignetes Forschungsfeld für diese ganz allgemeinen sprachwissenschaftlichen Problemfelder, es lässt nämlich Fragen ans Licht kommen, die beim Erforschen von *üblichen* Nationalsprachen oder auch Dialekten einfach nicht mehr gestellt werden. ELF ist ja keine *übliche* Sprache, deshalb kann es dazu dienen, das Konzept von *Sprache* überhaupt zu überdenken. Mit Themen zum Begriff der Sprachgemeinschaft oder zur Normativität und Regelhaftigkeit, die beispielsweise in der ELF-Forschung aufgeworfen werden, stößt man

schließlich unweigerlich auf die ganz zentralen theoretischen Unterscheidungen zwischen Kompetenz und Performanz oder zwischen Idiolekt und Soziolekt.

2.5.1 Eine Rekonzeptualisierung des Englischen

Bei der Diskussion zu den oben genannten Fragen wird aus einer einflussreichen, aktuellen und eigentlich auch der konsistentesten Konzeptualisierung von ELF innerhalb des ELF-Forschungsfeldes, nämlich jener von Barbara Seidlhofer, ausgegangen. In ihrem Buch *Understanding English as a Lingua Franca* (2011) geht Seidlhofer sehr systematisch und gelungen dem Ziel nach, ELF zu definieren. Wie bereits oben dargelegt, wird ELF darin als Kommunikationsmittel zwischen Sprechern mit unterschiedlichen Erstsprachen gedeutet, es soll als eigenständiges Sprachphänomen, jedoch nicht als Sprachvarietät verstanden werden. Darauf, wie genau ELF zu konzipieren, von Varietäten und Dialekten mit bestimmten Sprachgemeinschaften abzugrenzen ist, geht Seidlhofer in den Kapiteln „Reconceptualizing ‚English'" und – was für die hier erläuterte Fragestellung noch wichtiger ist – „The dynamics of ELF usage" ein.

ELF wird auf jeden Fall von ENL (English as a Native Language) und dem Standard Englischen, sowie von Globish, World English(es), aber auch von EFL (English as a Foreign Language) klar differenziert. Die meisten ELF-Forscher betonen außerdem, dass es keine Interimsprache ist, sondern ELF soll eigentlich ENL (und in gewissem Sinn dem Standard Englisch) gleichwertig sein. Es sei jedenfalls auch keine Vereinfachung (vgl. Seidlhofer, 2011; Cogo, 2012a; Cogo & Dewey, 2012), sondern eben eine eigene, spezielle Realisierung sprachlicher Ressourcen, die allen *E-s* gemeinsam sind. Was den oben angeführten Englisch-Varianten (ELF, ENL, EFL, Standard English usw.) gemeinsam sein soll, ist nicht einfach das immer wiederkehrende *E*, das im Prinzip vom *native speaker English* definiert ist, sondern soll laut Seidlhofer eine gemeinsame *virtuelle* Basis sein.

2.5.2 *Virtual English*

Barbara Seidlhofer stellt sich im Grunde die Frage, was das *Englische* an ELF-Formen und deren Semantik ist und meint, es seien „realizations of a potential that Widdowson refers to as the *virtual language* (Widdowson, 1997, 2003). […] Variation means that there is some virtual *capacity* for exploitation, inherent in the encoded language itself" (Seidlhofer, 2011: 119). Was diese kodierte Sprache genauer sein sollte, was also ihr ontologischer Status ist, ist

aber nicht wirklich klar. Jedenfalls vertritt Seidlhofer die Meinung, dass alle Realisierungen (des Englischen) auf allen Kontinenten etwas gemeinsam haben, das sie als *Englisch* charakterisiert, und dieses Gemeinsame ist *the virtual language*, ein Bezugspunkt, ein Tertium Comparationis zwischen ENL und ELF. Sie schlägt dazu sogar folgende graphische Darstellung vor:

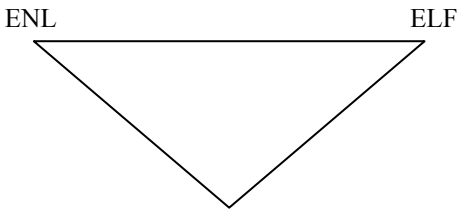

Figure 5.1 A schematic representation of 'virtual' English (Seidlhofer, 2011: 111).

Sie vertritt folglich die Ansicht, dass wir das Konzept der Kompetenz nicht allgemein verwerfen sollten, sondern dass die Chomskyanische Differenzierung durchaus – auch bei der Konzeptualisierung von ELF – stichhaltig ist. Es scheint also, als ob Seidlhofer hier nicht nur klar die Stellung und Rolle von ELF definiert, sondern auch allgemein eine Antwort auf die Frage, in welchem Verhältnis Sprache und Sprechen zueinander stehen, gibt. Unter der Oberfläche der Sprachformen liege nämlich ein abstraktes Regelset: „So the very hybrid nature of the existence of ELF, the traces of so-called language contact are evidence of the existence of some underlying abstract set of rules that, following Widdowson, I have called the virtual language“ (Seidlhofer, 2011: 112). *Virtual* dürfe hier natürlich nicht im Sinne einer Illusion oder Scheinwelt verstanden werden, sondern sei etwas (noch) nicht kodifiziertes und deshalb (noch) nicht anerkanntes. Man könne es laut Widdowson (1997: 138) als „resource for making meaning immanent in the language which simply has not hitherto been encoded and so is not, so to speak, given official recognition“ auffassen. Seidlhofer lehnt sich dabei logischerweise an die Chomskyanische Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz an, leider reflektiert sie diese Position aber nicht weiter. Diese vereinfachte (dreieckige) Darstellung erweckt nämlich den Eindruck, als ob die sogenannte *virtuelle Sprache* der einzige Bezugspunkt aller Sprecher wäre. Außerdem sieht es so aus, als ob tatsächlich die unterschiedlichsten Sprecher in gleicher Weise und in gleichem Maße Zugang zur *virtual language* hätten und daraus ihr gesamtes Sprachkönnen schöpften. Wenn bei den idealisierten *native speakern* in einer Chomskyanischen Linguistik, deren Sprache in den ersten Lebensjahren durch begrenzten Input nur getriggert wird, diese Auslegung als stichhaltig

bezeichnet werden kann (siehe auch Abschnitt 1.2.2), wird es, meiner Ansicht nach, beim – keineswegs idealisierten – ELF-Sprecher aber komplizierter: Wie sollen nämlich die unterschiedlichsten Sprecher, durch den Fremd- oder Zweitspracherwerb, also nach der *kritischen Periode* des Spracherwerbs, womöglich sogar als erwachsene Sprachlerner Zugang zu diesem virtuellen System bekommen können? Aus Seidlhofers Modell ist das nicht ersichtlich und wird auch bei ihr soweit nicht weiter thematisiert.

Eine Ausweitung des *virtuellen*, zugrunde liegenden Systems auf mehrere Sprachen wurde kürzlich von Cornelia Hülmbauer unternommen (vgl. Hülmbauer, 2013). Die von ihr vorgeschlagenen „plurilingual resources“ (Hülmbauer, 2013: 47, 53f) sind auf jeden Fall ein interessanter Ansatz und öffnen ganz konkret die theoretische Auseinandersetzung in der ELF-Forschung auf andere natürliche Sprachen (vgl. dazu auch die Darstellung mittels netzartiger Verbindungen in Kapitel 4), die Dichotomie zwischen natürlich gegebenen Sprachsystemen und dem konkreten Gebrauch wird aber immer noch praktisch unverändert beibehalten. Aussagen über die „latent linguistic possibilities beneath the surface of the encoded“ (Hülmbauer, 2013: 49) oder die „inbuilt virtuality of English“ (Hülmbauer, 2013: 52), die *non-native speaker* beim Kommunizieren erfolgreich nutzen, veranschaulichen diese Position.

2.5.3 Konkrete mehrsprachige und normative Ressourcen

Meines Erachtens wird hier die wichtige Rolle des präskriptiven Unterrichts und der expliziten oder impliziten Sprachnormen unterschätzt. Besonders beim späteren Spracherwerb spielt nämlich meiner Meinung nach das normative Lernen, also im Fall von Englisch das sogenannte EFL/ESL mit den am Standard orientierten Lernmodellen, eine entscheidende Rolle. Andererseits wird auch der Einfluss des konkreten, *realisierten* und demnach *nicht latenten* Sprachgebrauchs beim oben dargestellten Modell außer Acht gelassen. In welchem Verhältnis die in der Interaktion realisierten und womöglich sogar kodifizierten Konstruktionen mit den *virtuellen*, *latenten* Ressourcen stehen, wird in den erwähnten ELF-Studien nicht erläutert. Es lässt sich aber wohl nicht bestreiten, dass der konkrete Input eine wichtige, wenn nicht zentrale Grundlage der Sprachproduktion darstellt. Die Frage danach, ob diese an sich auf einem abstrakten Regelapparat beruht oder nicht, stellt sich erst in einem zweiten Schritt.

Der Dualismus von einem der Sache zugrunde liegenden System und deren konkreter Aktualisierung, im Wesentlichen also die Kompetenz/Performanz-Unterscheidung, wird

aktuell besonders in den gebrauchsbasierten linguistischen Ansätzen abgelehnt. In diesen sogenannten *usage-based approaches* wird anhand von zahlreichen Spracherwerbs-Studien dafür argumentiert, dass das Sprachwissen von den Sprachlernern und den Sprechern allgemein aus dem konkreten Gebrauch direkt „herausdestilliert" wird (vgl. Bybee, 2010; 2013; Kaltenböck, 2011; siehe auch Abschnitt 3.2.4). Ein womöglich im Voraus natürlich angeborenes und automatisch geteiltes abstraktes Sprachsystem wird in dem Modell nicht angenommen. Auch in zahlreichen philosophischen Schriften wird die Dichotomie Kompetenz/Performanz als sehr problematisch aufgefasst (für mehr dazu siehe Kapitel 5). Im Bezug auf ELF ist es in diesem Sinn sehr interessant, erneut auf Glocks Aufsatz (2004) zum globalen Englisch zurückzugreifen, in dem er gerade im Zusammenhang mit ELF gegen die Chomskyanische Ansicht plädiert, die Unterschiede wären rein oberflächlich und es gäbe eine gemeinsame Tiefenstruktur (vgl. Glock, 2004: 63).

Entgegen der Meinung einiger führender Forscher auf dem Gebiet möchte ich folglich zeigen, dass die Annahme einer *virtual language* nicht zur ausreichenden Distanzierung von den sogenannten ENL-Normen beiträgt. Solange man ELF als eine Sprache *in its own right* ansieht, muss tatsächlich zwischen ENL-Normen und ELF-Formen eine *virtuelle* Sprache, ein „underlying language system" (Seidlhofer, 2011) angenommen werden. Die Existenz dieses zugrunde liegenden Systems[34] ist jedoch fraglich und es ist auch nicht klar, wie ELF-Sprecher Zugang dazu bekommen. Stattdessen plädiere ich dafür, dass der konkrete, *nicht virtuelle* Sprachgebrauch sowohl von ELF- als auch von ENL- oder anderen Sprechern und die meist präskriptiv, etwa in der Schule erlernten Normen des Standardenglischen maßgeblich für die unterschiedlichen ELF-Formen verantwortlich sind.

Eine Distanzierung von möglicherweise angeborenen Tiefenstrukturen ermöglicht im Weiteren auch eine gut begründete Relativierung der Idealisierung des *native speakers*, wenn er zum (einzigen) Sprachmodell erhöht wird. Sprachliche Autorität wird folglich nicht dem ENL-Sprecher, sondern dem kompetenten (oder jeweils kompetenteren) Sprecher der gemeinsamen Sprache zugesprochen. Wesentlich für die Kompetenz ist nicht primär der Spracherwerb im Kindesalter in einer womöglich homogenen Sprachgemeinschaft, sondern die Individualisierung des Sprechers und die eventuelle Reflexion über Sprache (vgl. Kapitel 6, besonders Abschnitt 6.5). Dass Sprachregulierungen nicht nur von *native speakern*, sondern auch, und sogar vergleichsmäßig oft, von *non-native speakern* vorgenommen werden, zeigen unter anderem auch die Resultate von Niina Hynninens Dissertation zur sprachlichen

[34] Eine weiterführende Diskussion zu diesem Thema erfolgt in Kapitel 6.

Regulierung in ELF (Hynninen, 2013). Dadurch, dass Sprecher mit unterschiedlichen Sprachkenntnissen einander korrigieren (in Hynninens Daten korrigieren auch *non-native speaker* Äußerungen von *native speakern*), kann es zu konstanten Norm-Schwankungen kommen, was Hynninen (2013: 125) mit dem Begriff einer für ELF typischen „relaxed normativity“ interpretiert. Es kann sich meiner Ansicht nach aber dabei auch um ein generelleres Phänomen der Aneignung von Sprache durch kompetente Sprecher handeln. Als kompetent wird dabei allerdings nicht (unbedingt) der in die Sprache *geborene* Sprecher aufgefasst, sondern derjenige, der sie individualisiert und reflektiert hat und in der jeweiligen (Sprach-)Gemeinschaft (das kann auch eine kleine *community of practice* sein) als Autorität gilt, egal, welche Erstsprache er als Kind erworben hat. In ELF ist dieses Phänomen sogar besonders offensichtlich, da Englisch ein sehr weit verbreitetes Kommunikationsmittel ist und durch ELF-Studien auch in seiner Rolle als *non-native discourse* immer genauer untersucht wird.

Wenn nun *non-native speaker* als Autoritäten bei Sprachregelungen und beim Korrigieren von anderen Sprechern auftreten, heißt das natürlich nicht, dass diese normativen Eingriffe beliebig sind. Das Niveau der Sprachkompetenz ist durchaus unterschiedlich und zumindest bis zu einem gewissen Grad messbar. Sprachformen müssen notwendigerweise entweder über den konkreten Gebrauch oder durch normatives Lernen erworben werden und ähnlich muss man sich auch das Recht, korrigieren zu dürfen, erst erarbeiten. Im Gegenteil können die Fähigkeiten, erfolgreich zu kommunizieren, zu kooperieren, Strategien zur Anpassung anzuwenden und den unterschiedlichsten Formen Bedeutungen zu entnehmen, durchaus als universell und sozusagen angeboren aufgefasst werden (siehe dazu auch Kapitel 5 und 6).

2.6 Zusammenfassung

Abschließend kann nun dieses Kapitel mit einigen Feststellungen zusammengefasst werden:
Durch das Erforschen von ELF können viele wichtige Themen in Bezug auf die Eigenschaften vom *non-native discourse* und von Regelhaftigkeit in der Sprache allgemein erörtert werden. Die Fragen, die dabei aufkommen, betreffen beispielsweise die Rolle der Sprachgemeinschaft und anderer Arten von Gemeinschaft, das Verhältnis von gesprochensprachlichen Varietäten zur Standardsprache und von veränderbaren Sprachformen zu einem festgelegten Regelsystem. Ganz besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang die Frage nach den Besitzansprüchen einer Sprache und der Legitimität einer übergeordneten

Position von *native speakern*. Was ELF im Spezifischen betrifft, wird es im ELF-Forschungsfeld als Sprachphänomen *in its own right* dargestellt, hier wurde aber dafür argumentiert, ELF, EFL, ENL, Standardenglisch und andere *E-s* nicht als streng distinkte Entitäten voneinander zu trennen. Durch eine strikte Trennung wird nämlich auch die Tendenz gestärkt, ELF als Untersuchungsgegenstand zu reifizieren, obwohl ELF primär funktional konzipiert wird, worauf in Zukunft besonders geachtet werden sollte. Darüber hinaus ergeben sich für die ELF-Forschung aus der Verbindung zwischen den verschiedenen Englisch-Varianten und anderen Sprachen relevante und noch offene Fragestellungen. Im Bezug auf die Regelhaftigkeit von Sprache scheint in der ELF-Forschung besonders der Begriff der Korrektheit diskutiert zu werden. Korrektheit wird in zahlreichen ELF-Studien als unwichtig dargestellt, hier wurde jedoch dafür plädiert, dass Normen, Standards und Sprachmodelle sowohl in theoretischen Überlegungen als auch für die Anwendung im Unterricht nicht unterschätzt und neu bewerten werden sollten. Schließlich wurde hier dafür argumentiert, dass eine veränderte Sichtweise auf den ontologischen Status von ELF sehr hilfreich für die Distanzierung vom Konzept des *native speakers* und eine Überwindung der *native-speaker*-Zentriertheit wäre.

3 Grammatiktheoretischer Zugang zum *non-native discourse*: Konstruktionsgrammatik

Aus der bisherigen Diskussion, besonders der ausführlichen Auslegung der ELF-Forschung in Kapitel 2, geht eindeutig hervor, dass ein reiner, fehlerloser *native discourse* eher eine theoretische, metalinguistische Abstraktion als ein generell repräsentatives Modell der menschlichen Sprache ist. Diese Tatsache wurde bereits in zahlreichen Studien hervorgehoben, es ist aber umstritten, ob der Begriff allgemein verworfen werden sollte oder ob ihm nur eine andere Rolle zuzuschreiben ist. Im Bereich der Soziolinguistik und der angewandten Sprachwissenschaft stellt das Erforschen von unterschiedlichen Sprachvarietäten, von Zwei- und Mehrsprachigkeit sowie dem *non-native discourse* per se ein zunehmend wichtiges Forschungsfeld dar. In diesem Kapitel sollen diese heterogenen Sprachphänomen allerdings aus Sicht der aktuellen grammatiktheoretischen Modelle betrachtet werden. Mit dem Aufzeigen möglicher Überschneidungen mit der soziolinguistischen Forschung wird das besondere Augenmerk darauf gerichtet, wie Untersuchungen des *non-native discourse* auch für allgemeine, formellere Modelle relevant bzw. sogar notwendig sind. Es soll vor allem die Frage angesprochen werden, ob sich die (in der Soziolinguistik bemerkbare) Verschiebung des Fokus vom stabilen, einheitlichen Sprachgebrauch zu diverseren, heterogenen Sprachgebräuchen auch in der allgemeinen theoretischen Linguistik widerspiegelt bzw. widerspiegeln könnte.

3.1 Grammatiktheorie neu

3.1.1 Einleitung

Tatsächlich rückt neben der Soziolinguistik auch in der formal orientierten Sprachwissenschaft der kreative und heterogene Sprachgebrauch in den letzten Jahren verstärkt ins wissenschaftliche Blickfeld, wofür die aktuelle konstruktionsgrammatische Forschung, die im Folgenden gründlich erläutert wird, ein angemessenes Beispiel darstellt.

Wie bereits im ersten Kapitel betont wurde, wurde im Unterschied zum – gängigeren – Begriff des Zweit- und Fremdspracherwerbs der *non-native discourse* hier bewusst als Gegensatz zum Sprechen der *native speaker* gewählt. Der Ausgangspunkt ist nämlich die

Annahme, dass die theoretische Linguistik fast ausschließlich auf Untersuchungen idealisierter Muttersprachler, genauer, auf Untersuchungen *grammatischer Sätze* idealisierter Muttersprachler beruht, diese zentrale Position des *native speakers* wird jedoch hier auch im Hinblick auf Grammatiktheorien in Frage gestellt. Durch das Erforschen des *non-native discourse* können die Konzepte von (Un-)Regelmäßigkeit und (Un-)Grammatikalität in besonderer Weise kritisch betrachtet werden. Der hier vorgelegte Ansatz zum *non-native discourse* steht nämlich in direkter Abhängigkeit vom Konzept (angeborener) universaler Sprachregeln, das untrennbar mit dem Konzept von Grammatikalität und folglich mit dem *native speaker* verbunden ist, der traditionellerweise durch seine Intuition als Richter über Grammatikalität und Akzeptabilität aufgefasst wird. Auch ein Abschnitt dieses Kapitels wird deshalb dem Grammatikalitätsbegriff und Kritiken davon gewidmet (siehe 3.1.3).

Dem Interesse nach den Grundlagen der Sprache als linguistisches und philosophisches Forschungsobjekt folgend werden im Folgenden auch bezüglich der theoretischen Grammatiktheorien einige Kernprobleme der Sprachwissenschaft diskutiert: es wird untersucht, was Sprache laut der gewählten Theorie überhaupt ausmacht, wie sie erworben wird, und, ganz besonders, wie sie in der Interaktion – jeder Art von Interaktion – zustande kommt. Das heißt, es wird geprüft, welche Mechanismen im Sprechen am Werk sind, um das Verstehen zu ermöglichen. Somit kommt unweigerlich auch das in der Sprachwissenschaft und der Sprachphilosophie so zentrale Thema der Regelhaftigkeit (und Korrektheit) in der Sprache auf. Dabei wird das besondere Augenmerk darauf gerichtet, ob und, wenn ja, wie Konzepte der fixen Sprachregeln und des Muttersprachlers als (einziger) Referenz für die linguistische Analyse in Frage gestellt werden und welche Alternativen dazu vorgeschlagen werden. Es soll geprüft werden, welche Alternativen zum Konzept der (stabilen, angeborenen) *grammatischen Regel* eine allgemeine Sprachtheorie entwickeln kann, um diese dann auch auf die Eigenschaften des *non-native discourse* anzuwenden. Da unter den aktuellen Grammatikmodellen in diesem Sinne die Konstruktionsgrammatik (*Construction Grammar*) eine besondere Stellung einnimmt, wird im Besonderen geprüft, wie diese Art von Grammatikmodell mit dem *non-native discourse* vereinbar ist, was schließlich in Kapitel 4 anhand von konkreten Beispielen aus dem Englischen als Lingua Franca (ELF) illustriert werden soll.

Hierzu wird vorerst erläutert, welche Art von Daten traditionellerweise in Grammatiktheorien verwendet wurde. Damit wird die Datenerhebung in aktuelleren Theorien, speziell in der Konstruktionsgrammatik, verglichen, um auf die Dynamisierung innerhalb der Theoriebildung hinzuweisen. Darauf werden die grundlegenden Voraussetzungen der

Konstruktionsgrammatik eingehend erläutert. Anschließend wird vor allem die Frage angesprochen, ob sich Konstruktionen als Alternativen zum Konzept der (stabilen, angeborenen) *grammatischen Regeln* für die Analyse unstabiler und *ungrammatischer* Strukturen eignen. Das Hauptziel dieses Kapitels ist es also, mithilfe der metatheoretischen Analyse einer aktuellen Grammatiktheorie die Entwicklung des Begriffssystems zu untersuchen, womit auch Einblicke in die Einstellung der formal-naturwissenschaftlich orientierten Linguistik zu soziologisch motivierten Fragestellungen und der Sprachentwicklung in einer globalisierten Welt gewonnen werden können.

3.1.2 Daten und Informanten in modernen Grammatiktheorien

Die in dieser Arbeit zentrale Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* bringt automatisch die Frage nach der Art und Weise der Datenerhebung für die linguistische Analyse zur Sprache, denn sobald überhaupt der *non-native discourse* als linguistisch relevantes Forschungsobjekt angesprochen wird, muss die selbstverständlich übergeordnete Rolle des *native speakers* neu überdacht und eventuell neu motiviert werden.

Wie bereits in Kapitel 1 ausführlich diskutiert wurde, beruht die Mainstream-Sprachtheorie der vergangenen Jahrzehnte grundlegend auf *introspektiven Beobachtungen* idealisierter *native speaker*, die, wenn überhaupt, anhand von bestimmten Kriterien als Informanten ausgesucht werden. Oft handelt es sich dabei um die Sprachwissenschaftler selbst, die ihre Theorie auf ihr eigenes Sprach*gefühl*, d. h. ihre *muttersprachliche Kompetenz* aufbauen. Da es sich dabei um eine Methode handelt, die mit wenig Aufwand verbunden ist und auch durchaus theoretisch argumentiert werden kann, wird sie bis heute als wissenschaftlich adäquate Methode angewendet und akzeptiert. Zugleich wird diese Methode jedoch von zahlreichen Sprachwissenschaftlern scharf kritisiert, was etwa das folgende Zitat von Labov veranschaulicht:

> „When Chomsky encounters disagreement on intuitions he frequently notes the fact: for example, in discussing *our election of John* (acceptable) vs. *our election of John president* (unacceptable), he notes 'Reactions to these sentences vary slightly: [these] represent my judgment'[…]. He then continues, 'Given such data. . . . ' The data which Chomsky refers to is not the fact that reactions vary, but rather his own judgments, and he proceeds to argue on the basis of these alone." (Labov, 1975: 100f; zit. n. Gilquin & Gries, 2009: 3).

Trotz dieser sehr starken Ablehnung gegenüber introspektiven Urteilen herrscht jedoch bis heute kein Konsens darüber, welche Daten in der Linguistik verwendet werden sollten und auf welche Art und Weise sie zu analysieren, interpretieren und beurteilen sind (vgl. Gilquin & Gries, 2009). Obwohl Experimente und Korpusanalysen in der breiten linguistischen Forschungsgemeinschaft zunehmend als verlässlichere Methode gelten, wird Introspektion in zahlreichen Theorien immer noch befürwortet und eingesetzt. Besonders in der formalen Linguistik per se ist die *native speaker*-Intuition die grundlegende Methode der Bestimmung von Daten:

> „[Formal linguistics] continues to insist that its method for gathering data is not only appropriate, but is superior to others. Occasionally a syntactician will acknowledge that no one type of data is privileged, but the actual behavior of people in the field belies this concession. Take a look at any recent article on formal syntax and see whether anything other than the theorist's judgments constitute the data on which the arguments are based“ (Ferreira, 2005: 372).

Scholz et al. und auch Gries machen jedoch auch darauf aufmerksam, dass es durchaus Unterschiede zwischen den konkreten Ausformungen der Verwendung von *Intuitionen* in *formaler* Linguistik bzw. in der Grammatiktheorie gibt:

> „In principle there might be significant differences between the judgments of (i) linguists with a stake in what the evidence shows; (ii) linguists with experience in syntactic theory but no stake in the issue at hand; (iii) non-linguist native speakers who have been tutored in how to provide the kinds of judgments the linguist is interested in; and (iv) linguistically naïve native speakers“ (Scholz et al., 2011).

Obwohl es also bei *native speakern* im Prinzip um deren Intuition geht, die per definitionem *natürlich* und *spontan* sein muss, wird eigentlich zwischen *guten* und *schlechteren* Muttersprachlern unterschieden. Letztere seien nämlich nicht entsprechend abgerichtet worden, um brauchbare Antworten vorzubringen. Ihre „Naivität“ (siehe Zitat oben) wird folglich als Mangel aufgefasst und von einer linguistisch geschulten Zugangsweise unterschieden. Dabei kommt jedoch die Frage danach auf, wie stark das Wissen darüber, was erwartet wird, die Antworten beeinflusst und in welchem Sinn es sich dann noch um objektiv gültige Urteile handelt. Auch außerhalb der Grammatiktheorie, etwa in soziolinguistischer Forschung, ist direkte Erhebung von *native speaker*-Urteilen eine gängige Praxis, nur werden dort normalerweise nicht Grammatikalität, sondern eher (soziale oder regionale) Stile und Variationen geprüft (vgl. Labov, 1996). In all diesen Fällen besteht jedoch die Gefahr,

Intuitionen lediglich informell zu prüfen: am häufigsten handelt es sich dabei um Linguisten, die Generalisierungen auf der Grundlage ihres eigenen muttersprachlichen Sprachgefühls entwerfen. Auf Verzerrungen, die dadurch auftreten, weist etwa Bresnan (2007: 301) treffend hin, indem sie unter anderem betont, dass soziale Faktoren, Verarbeitungseffekte und die individuellen Vorlieben der Forscher nicht genügend berücksichtigt werden.

Im Gegensetz zu dieser Art der Grammatikalitätsbestimmung isolierter Sätze wird etwa in der *Stanford Encyclopedia of Philosophy* die Zugangsweise zu sprachlichen Daten der sogenannten „Emergentists" (unter die auch Konstruktionsgrammatiker gezählt werden) folgendermaßen gekennzeichnet:

> „The focus for Emergentists is nearly always on the ways in which meaning is conveyed, the scenarios that particular constructions are used to communicate, and the aspects of language that connect up with psychological topics like cognition, perception, and conceptualization." (Scholz et al., 2011)

Es geht also nicht darum, fixe Gesetzmäßigkeiten und Verhältnisse zwischen Form und Bedeutung zu erschließen, sondern es wird die Frage danach gestellt, wie Bedeutung vermittelt wird. Bedeutung kann und wird aber klarerweise auch im *non-native discourse* (erfolgreich) vermittelt, deshalb ist in dieser Art von Untersuchung weniger wichtig, wie der Sprecher bestimmt wird, als vielmehr, was beim Verständigen abläuft. Folglich wird *Grammatikalität* im Vergleich zu *traditionellen* Grammatiken verändert wahrgenommen und immer wieder als unzuverlässiges Konzept dargestellt (vgl. Bresnan, Cueni, Nikitina & Baayen, 2007; Bresnan & Ford, 2010). Wenn anstatt *native speaker*-Intuitionen (auch) Textkorpora verwendet werden, stellt sich oft heraus, dass sich *intuitiv* als *ungrammatisch* empfundene Sätze durchaus im Sprachgebrauch finden. Es wird also in den erwähnten Publikationen eher dafür plädiert, Sonderfälle als „dispreferred" und nicht als „ungrammatical" oder „unacceptable" zu bezeichnen (für mehr zur Grammatikalitäts-Frage, siehe 3.1.3.).[35]

Neuere Tendenzen bei der linguistischen Datenerhebung, die auch für die modernen konstruktionsgrammatischen Studien zutreffen, bringen Gilquin und Gries (2009) vor. Nach einer systematischen Darlegung unterschiedlichster, Linguisten zur Verfügung stehender Daten-Typen (Gilquin & Gries, 2009: 5) plädieren sie eindeutig für eine Kombination von

[35] Es muss dabei auch darauf hingewiesen werden, dass es sich bei umfangreichen Korpus-Analysen in der Regel nicht um einfache Auflistungen und Klassifizierungen der Fälle handelt, sondern auch anspruchsvolle mathematische Abstraktionen und detaillierte Modellierungen erstellt werden, mittels derer komplexe Einblicke in das Funktionieren der Sprache ausgearbeitet werden.

Experimenten und Korpusdaten, denn erst experimentelle Daten ermöglichen eine präzisere Auswertung der Korpusdaten und ein Auslesen der brauchbaren Ergebnisse (vgl. Gilquin & Gries, 2009: 17). Schließlich machen sie auch darauf aufmerksam, dass diese Ansätze auch mit konkreten Sprachtheorien vervollständigt werden sollten und es wesentlich sei, unterschiedliche methodologische und theoretische Ausprägungen zusammenzubringen.

Einen treffenden und objektiven Überblick über den Umgang mit Daten und die Wahl der angemessenen Methodologie(n) liefert Thomas Hoffmann (2011) in den einleitenden Kapiteln zu seiner Studie über Präpositionsstellungen. Auch er plädiert für eine Kombination von introspektiven Urteilen, die mittels Experimenten erhoben werden, und Korpusdaten (siehe auch 3.1.3.). Da es sich bei ihm auch um die Problematik des *non-native discourse* handelt, wird etwas mehr dazu in Kapitel 4 (4.1.2.) vorgestellt. Im Allgemeinen ist es bei der Einführung von Daten aus dem *non-native discourse* in die linguistische Analyse wesentlich, dass die Allgemeingültigkeit der Introspektions-Methode relativiert wird und durch andere Ansätze (zumindest teilweise) ersetzt wird. Da *non-native speaker* jedoch in der Regel nicht als zuverlässige Informanten für Grammatikalitäts-Urteile betrachtet werden, muss noch die Frage danach bearbeitet werden, wie Grammatikalität als solche konzipiert wird und ob es auch für diesen Begriff Alternativen gibt.

3.1.3 Überwindung der Grammatikalität und Regelhaftigkeit?

Wie in Kapitel 1 ausführlich erläutert wurde, ist der Grammatikalitätsbegriff ein Schlüsselkonzept der modernen Sprachtheorie, auf dem in Wahrheit die Legitimierung der zu beschreibenden linguistischen Daten beruht (vgl. 1.2.2.). Spätestens seit Chomskys Postulat der Universalgrammatik bildete das Bestreben, die Regelhaftigkeit grammatischer Strukturen zu erfassen, das Kernstück der linguistischen Analyse, durch die Einbeziehung diverserer Sprachphänomene in die Sprachtheorie kam jedoch verstärkt die Tendenz auf, den strikten Grammatikalitätsbegriff generell abzulehnen.

Beispielhaft für die Debatte zu dem Begriff ist eine besondere Ausgabe von *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* (3(1), 2007), in der unterschiedliche Sichtweisen zu dem Thema dargestellt werden. Geoffrey Sampson argumentiert in seinem Leitartikel der Ausgabe gegen den Grammatikalitäts- und Wohlgeformtheitsbegriff. Er plädiert stattdessen für den Begriff der *Fremdheit* bzw. *Neuheit* (*unfamiliarity*) und meint, es gehe nicht um die unterschiedlichen Idiolekte, sondern um Realisierungen, die Individuen (nicht) machen, also

um die Offenlegung vorhandener, in der Sprache latenter Möglichkeiten[36] und nicht etwa um einen angehenden Sprachwandel. Sampson bringt tatsächlich die – aus grammatischer Sicht – zweifelhaftesten Formen auf und kennzeichnet sie trotzdem als *nur* unüblich (z. B. die metalinguistische Positionierung des Artikels hinter das Substantiv im akzeptablen englischen Satz „*Norwegians put the article after the noun, in their language they say things like bread the is on table the*"; Sampson, 2007: 20). Was möglich ist, könne die Wissenschaft einfach nicht voraussehen, deshalb sei Grammatikalität eigentlich eine Fiktion, eine Erfindung und die eigentliche Wirklichkeit ist der Gebrauch an sich. Weil man auch nicht zwischen verlässlichen, wahren sprachlichen Intuitionen und Fehlern unterscheiden könne, solle man überhaupt nicht auf Sprecher-Intuitionen vertrauen und nur objektive Beobachtungen festhalten. Die Alterative zu Aussagen über Grammatikalität von (idealisierten) *native speakern* wäre für ihn eine realistische grammatische Beschreibung, und zwar eine Gebrauchsbeschreibung. Trotzdem meine ich anhand seiner Beispiele, dass er bei *non-native speakern* nicht so *nachsichtig* mit den unüblichen Formen umgehen würde und somit doch von einer Art angeborenem Sprachgefühl ausgeht, was auch aus dem folgenden Zitat ersichtlich ist: „I cannot regard it [d. h. eine unübliche sprachliche Struktur] as ‚wrong'. It was written by an English native speaker, and I as another English native speaker understand it perfectly well" (Sampson, 2007: 10). Die Muttersprachlichkeit ist also für ihn eindeutig ein unterscheidendes Merkmal. Er gibt außerdem explizit an, dass nicht alles möglich sei, denn neben der Fremdheit gebe es auch Begrenzungen dadurch, was im Gebrauch möglich ist, deshalb lässt er für wirklich schwere Fälle den Un-Grammatikalitätsbegriff auch gelten.

Von den Antworten auf Sampsons Artikel werden hier besonders die beiden teilweise stark divergierenden Aufsätze von Anatol Stefanowitsch und Thomas Hoffmann kommentiert, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie für die weitere Diskussion über die Konstruktionsgrammatik einschlägig sind.

In seiner Sampson gegenüber kritischen Stellungnehme lehnt Hoffmann (2007) die Abschaffung des Grammatikalitätsbegriffs und der puren Beschreibung mit dem Argument ab, man müsse zwischen gut und schlecht unterscheiden und die Dinge (in der (Sprach-)Wissenschaft) nicht nur dokumentieren, sondern auch erklären können, wofür eben reine Beschreibung nicht ausreicht. Er plädiert entschieden (und argumentiert) für eine sogenannte *corroborating evidence* (siehe auch Hoffmann, 2011), bei der Introspektion und Korpora

[36] Ähnlich ist etwa in der ELF-Forschung davon die Rede, es gehe bei *innovativen* ELF-Formen nicht um Fehler, sondern nur um die Ausweitung in der Sprache vorhandener morphologischer Möglichkeiten (vgl. Seidlhofer, 2011: 130; 4.2 unten).

ergänzend eingesetzt werden. Hoffmann basiert seine Ausführung (auch) auf der konstruktionsgrammatischen Theorie, in der seiner Ansicht nach Variation berücksichtigt werden kann. Allerdings führt er als Beispiele für Ungrammatikalität eigentlich unvollständige Sätze und Ausrutscher auf, was aus der Sicht der vorliegenden Dissertation nicht ausreichend erscheint: wenn nämlich *Unvollständigkeit* als *Ungrammatikalität* gedeutet wird, zeugt das von einer impliziten Annahme, es gehe bei den Sprechern immer um ideale *native speaker* mit einem Gefühl für *korrekte*, *konventionelle* oder eben *grammatische* Formen, und nicht etwa (auch) um weniger kompetente Sprecher ohne diese Fähigkeit. Folglich fasst Hoffmann standardisierte Experimente (im Sinne der psychologischen Experimente) als Lösung des Problems der Identifikation von Grammatikalität auf, welche Objektivität und Wissenschaftlichkeit garantieren sollen. Er stellt also nicht in Frage, es gebe überhaupt ein (mehr oder weniger) fixes, reales System, sondern versucht eher, das Problem zu überwinden, indem er den Sachverhalt objektiver bearbeitet. Trotz seiner generellen Befürwortung des Grammatikalitätsbegriffs schließt er jedoch mit der Anmerkung, es gebe wohl trotz allem auch Grauzonen, bei denen schwer bestimmbar ist, ob es sich um eine grammatische oder eine ungrammatische Form handelt.

Andererseits schlägt Stefanowitsch (2007) in seinem Aufsatz vor, die traditionelle Grammatiktheorie durch eine allgemeine Sprachtheorie des Vorkommenden (*occurring*) und des Nicht-vorkommenden (*non-occurring*) zu ersetzen. Er verweist dabei auch auf entsetzte Reaktionen traditionell orientierter Sprachwissenschaftler auf den metalinguistischen Gebrauch als Beleg für oder gegen Grammatikalität (im Sinne von Sampsons Beispiel mit den Norwegern, siehe oben). Wenngleich das genannte Beispiel tatsächlich extrem konstruiert scheint und somit implausibel kling, verweist Stefanowitsch auf Fälle, in denen ähnliches durchaus passiert, nämlich in Sprachkontakt-Situationen, was zentral für die vorliegenden Arbeit ist. Transfer-Konstruktionen sind eben weder metalinguistisch noch künstlich und treten tatsächlich im Sprachgebrauch auf, womit sie einen Platz in einer allgemeinen Sprachtheorie erhalten sollten. Stefanowitsch plädiert deshalb dafür, dass Grammatik als „a vast possibility space (*event space, sample space*) in the mathematical sense“ (Stefanowitsch, 2007: 61) aufgefasst werden sollte, was eigentlich den Realisierungen latenter Möglichkeiten in Sampsons Ausführung zu entsprechen scheint. Welche Werte tatsächlich realisiert werden, hänge von verschiedenen Faktoren (z. B. kognitiven Bedingungen, Kommunikationsbedürfnissen, system-interner Kohärenz und Konsistenz, zufälligen Störungen, historischen Resten, Moden) ab (vgl. Stefanowitsch, 2007: 61), zu denen in der vorliegenden Arbeit noch der Muttersprachlichkeits- oder Fremdheitsfaktor hinzugefügt wird.

Für das Thema des *non-native discourse* ist auch Stefanowitschs generelle Öffnung der Sprachtheorie auf alle möglichen sprachlichen Strukturen bedeutend, denn „[i]t does not make sense – and it does not seem to be necessary – to assume any absolute distinction between rules/constructions that are part of a given grammar and rules/constructions that are not." (Stefanowitsch, 2007: 62). Während die Generative Grammatik, was auch in dieser Arbeit wiederholt gezeigt wurde, ohne Grammatikalität nicht auskommt, sei etwa die Konstruktionsgrammatik nicht strikt daran gebunden und operiere eher mit dem Begriff der Konventionalisierung und dem Fokus auf „local, low-level linguistic schemas that can license individual linguistic expressions to various degrees" (Stefanowitsch, 2007: 62). Ein Problem ist es dann allerdings, zwischen relevanten und irrelevanten Strukturen zu unterscheiden. Alternative Methoden zur Intuition sind laut Stefanowitsch Experimente und quantitative Korpuslinguistik, besonders eine komplexe Methode der quantitativen Analyse großer Korpora, die er mit Gries (2003) als *collostructional analysis* bezeichnet (siehe auch 3.2.2). Was in Stefanowitschs Darstellung jedoch auffällt, ist, dass auch er bei der Auswahl und Analyse der Beispiele die Muttersprachlichkeit als (Relevanz-)Faktor erwähnt: er nimmt also nur jene Fälle ernst, die eindeutig von *native speakern* verfasst wurden. Ob Stefanowitsch dies tatsächlich als Kriterium der linguistischen Analyse im Allgemeinen auffasst oder die Muttersprachlichkeit der Informanten nur deshalb erwähnt, um eventuellen Vorwürfen der *non-native*-Ungrammatikalität auszuweichen, es ist in jedem Fall von Belang, dass auch beim direkten Ablehnen des Grammatikalitätsbegriffs die Muttersprachlichkeit nicht unberücksichtigt bleibt. Das wird auch aus der weiteren Ausführung klar, denn Stefanowitsch betont, dass ein detaillierter Korpus-Scan „did not turn up a single example of *explain* in the ditransitive construction that was not obviously produced by a non-native speaker" (Stefanowitsch, 2007: 66). Daraus führt er aus, dass es sich beim ditransitiven *explain* doch um eine Art *traditionelle Ungrammatikalität* handelt, was anscheinend impliziert, dass *non-native speaker* kein Gefühl für die Korrektheit der Sprache haben und es sich also um *Fehler* handelt, die nicht weiter analysiert werden. Obwohl es scheint, er käme dadurch in einen Wiederspruch zur ursprünglichen Ansicht, auch metalinguistische, kontaktsprachliche und *lokale* Formen wären akzeptabel, bleibt er doch kohärent, denn er schließt seine Argumentation dadurch ab, dass es sich trotz der scheinbaren wahren Ungrammatikalität in solchen Fälle eigentlich um Un-Konventionalität handelt:

> „[W]hatever it is that keeps *explain* from occurring with ditransitive complementation, it is not the grammar of English. […] [L]inguistic convention is a much better proximate explanation; it is simply

> unconventional in English to use *donate* and *explain* ditransitively, but where a strong enough communicative need arises […] speakers are happy to ignore those conventions and use their language in a way that suits their purposes.“ (Stefanowitsch, 2007: 68)

Von kommunikativem Nutzen sei es etwa auch, im sogenannten *foreigner talk* die konventionellen Wortstellung und Kongruenzen zu missachten. Sprachtheorien sollten also mit solchen Fällen umgehen können und anstatt ausschließlich *grammatische* Konstruktionen zu untersuchen, Theorien des *Vorkommenden und Nicht-vorkommenden* entwickeln sowie nach Gründen dafür suchen, warum etwas (nicht) vorkommt.

Stefanowitschs Aufsatz ist folglich für die vorliegende Arbeit ausgesprochen einschlägig. Obwohl zwar auch Sampson eine ähnliche Stellung vertritt, scheint seine Ausführung eher polemisieren zu wollen und ist nicht mit aktuellen konsistenten sprachtheoretischen Prinzipien untermauert. Außerdem klärt er die Frage nach den Informanten der zu beschreibenden Daten nicht eindeutig: wie oben erläutert, ist nicht klar, ob er Aussagen von *non-native speakern* nicht doch prinzipiell aus der Sprachtheorie ausschließen würde. Stefanowitsch führt hingegen konkrete Belege und detaillierte Analysen von Beispielen vor, womit seine Position Plausibilität erlangt. Zusätzlich ist es zu begrüßen, dass einerseits der untrennbar an die Grammatikalität gebundene Streitpunkt des *(non-)native speakers* aufgeworfen und als signifikant betrachtet wird. Im vorliegenden Kapitel wird diese Argumentation weiter verfolgt und noch gezielter auf den *non-native discourse* zugespitzt. Das Ziel ist es nämlich nicht nur zu sehen, wie in der Sprachtheorie der *non-native discourse* geduldet werden kann, sondern auch, was passiert, wenn Strukturen, die *non-native speaker* vorbringen, als primäre Objekte der Analyse fungieren. In diesem Sinn erweist sich besonders Stefanowitschs Randbemerkung, dass auch unüblich Formen, die im *foreigner talk* aufkommen, Teil der Sprache sind und schon allein durch ihre kommunikative Motivation legitimiert sind, als ausgesprochen fruchtbarer Ansatzpunkt.

3.2 Ein Grammatikmodell für die Interaktion und den *non-native discourse*? Konstruktionsgrammatik

Im Unterschied zu der Begrenzung auf *grammatische Sätze* idealisierter *native speaker* in der traditionellen Grammatiktheorie wurde, wie gesagt, für die Untersuchung des *non-native discourse* nach Modellen gesucht, die im Wesentlichen ihre Theorie nicht auf angeborene Sprachregeln und Intuitionen stützen, sondern eine veränderte Perspektive auf *native speaker*

und somit auf *non-native speaker* ermöglichen. Wie bereits in den vorhergehenden Abschnitten angedeutet, scheint in diesem Zusammenhang unter den aktuellen Sprachtheorien die Konstruktionsgrammatik (*Construction Grammar*) als geeignetes Beispiel dafür dienen zu können. Der unmittelbare, intuitive Grund dafür, genau dieses Paradigma gewählt zu haben, liegt in der von Anfang an richtungsweisenden Tendenz in der Theorie, sich gezielt mit *peripheren* Sprachphänomenen (z. B. Idiomen, festen Wendungen, phrasalen Mustern) auseinanderzusetzen, was im Vergleich zu der (mainstream) Grammatiktheorie der letzten Jahrzehnte eine entscheidende Neuheit ist. Eines der expliziten Ziele der Konstruktionsgrammatik ist es zudem, sich verstärkt auf text- und diskurslinguistische Perspektiven auszurichten, was den Weg für das Befassen mit Sprachwandel und Kreativität aufschließt. Infolgedessen sehen mehrere Theoretiker aus dem Feld der Soziolinguistik und der angewandten Linguistik in der Konstruktionsgrammatik einen Verbindungsansatz zwischen Soziolinguistik und *rigideren*, formalen Grammatikmodellen (vgl. Hopper, 1998; Tomasello, 2003; Deppermann; 2006; Fischer & Stefanowitsch, 2006; Blommaert, 2010; Blommaert & Backus, 2011). Blommaert und Backus (2011) knüpfen die Konstruktionsgrammatik sogar an ihre Diskussion von *Superdiversität*, die als Konsequenz intensiver Globalisierungsprozesse und steigender Vielfalt angesehen werden kann (vgl. Kapitel 1, 1.3.3). Die sprachliche Kompetenz wird in diesen Forschungsrichtungen neben der kommunikativen Kompetenz nur als einer der beiden untrennbaren Aspekte des linguistisch relevanten Gegenstands aufgefasst. Weil es sich bei dieser Auffassung von *Sprache* um ein sich ständig änderndes Phänomen handelt, braucht man für seine Erfassung Modelle, welche sowohl von der Stabilität der Sprachformen und Bedeutungen als auch von der Stabilität der Sprachgemeinschaft ablassen oder sie zumindest relativieren.

Die Konstruktionsgrammatik eignet sich dank ihrer durchaus dynamischen Voraussetzungen ausgesprochen gut für eine Art „neuer *Grammatik*-Theorie“ in einer globalisierten Welt (vgl. Blommaert, 2010: 2). Aufgrund dieses Potenzials wurden schon verschiedene Arten von Diskurs und Variation, d. h. Dialekte und Varietäten (Mukherjee & Gries, 2009; Hoffmann, 2011; Östman & Trousdale, 2013), der Zweitspracherwerb und das Sprechen von Zweitsprachen (Gries & Wulff, 2005; Ellis, 2013), *Kollexeme* (Stefanowitsch, 2013) und sogar Daten aus Lernersprachen (Deshors & Gries, im Erscheinen) aus konstruktionsgrammatischer Perspektive analysiert (siehe auch Abschnitt 3.3). Die Irregularitäten, die in diesen Arbeiten untersucht werden, sind zwar zumeist von einer anderen Art als die Irregularität im *non-native discourse*, es können dadurch aber trotzdem wichtige

Ansätze für die Analyse der äußerst komplexen Daten aus dem *non-native discourse* übernommen werden.

Wenngleich diese Berücksichtigung der sozialen Dimensionen von Sprache für die vorliegende Dissertation entscheidend ist und in den erwähnten konstruktionsgrammatischen Arbeiten durchaus seriös erläutert wird, wirft die Ausweitung der Theorie auf derart dynamische Phänomene auch die Frage nach den Grenzen der Linguistik als Wissenschaft, also nach ihrer Wissenschaftlichkeit auf, was im Folgenden auch immer wieder angesprochen wird.

3.2.1 Kontext und Hintergrund der Konstruktionsgrammatik

Die Hintergründe der Konstruktionsgrammatik[37] sind schon auf die 1960er und 1970er Jahre zurückzuführen und zwar werden besonders Charles Fillmores *Case Grammar* (vgl. Fillmore, 1968) und George Lakoffs *Gestalt Grammar* (vgl. Lakoff, 1977; 1987) als Ausgangspunkt der Theorie angeführt. Die Konstruktionsgrammatik hat aber viele Einsichten auch aus anderen (meist linguistischen) Theorien, besonders aus der kognitiven Linguistik, der lexikalen Semantik, der Generativen Grammatik, Funktionalen Linguistik und der Korpuslinguistik (mehr oder weniger überarbeitet) übernommen. In den 1980er Jahren werden allerdings durch die Theoriebildung von Charles Fillmore und seinen Kollegen an der Berkeley Universität in Kalifornien die ersten theoretisch abgeschlossenen Arbeiten in diesem Fachbereich verfasst, was die Konstruktionsgrammatik als eigentliche Theorie aufkommen lässt. Die Theorie ist allerdings in sich selbst nicht geschlossen und kann somit auch in dieser Arbeit nur mit einigen Vorbehalten als einheitliches Modell dargestellt werden. Es haben sich nämlich im Laufe der Zeit mehrere Richtungen entwickelt, die zwar in einigen wesentlichen Thesen übereinstimmen, in mancherlei Hinsicht aber durchaus unterschiedliche Ansichten vertreten.

3.2.2 Richtungen der Konstruktionsgrammatik

William Croft (2005) bezeichnet die Konstruktionsgrammatik als „a family of theories of syntactic representation found in cognitive linguistics, and which has attracted considerable interest outside cognitive linguistics as well“ (Croft, 2005: 273). Der hier vorgebrachte Überblick zu dieser *Familie* soll nur einen groben Eindruck dazu liefern, wie die wichtigsten

[37] In zahlreichen Arbeiten wird die Bezeichnung durch „CxG“ abgekürzt. Hier wird dieses Kürzel nur in Zitaten und bei der Präsentation der unterschiedlichen konstruktionsgrammatischen Ausprägungen verwendet.

Ausprägungen zueinander in Beziehung stehen und stellt keineswegs Details der komplexen Verbindungen dar (vgl. auch Östman & Fried, 2005; Goldberg, 2006; Evans & Green, 2006; Müller, 2010; Hoffmann & Trousdale, 2013; Ziem & Lasch, 2013). Die derzeit üblichen Unterteilungen führen meistens die folgenden Modelle – Croft (2005) nennt sie sogar Varietäten (*varieties*) – und deren Vertreter an:

Berkeley CxG bzw. *Unification CxG* (Charles Fillmore, Paul Kay);

Sign-Based CxG (Laura Michaelis, Ivan Sag);

Embodied CxG (Benjamin Bergen, Nancy Chang),

Fluid CxG (Remi van Trijp, Luc Steels);

Cognitive Grammar (Ronald Langacker);

Goldbergs[38] *CxG* (Adele Goldberg);

Radical CxG (William Croft);

Cognitive CxG (George Lakoff, Adele Goldberg).

Dabei muss zwischen den sogenannten *unification-based Construction Grammars* (unifikationsbasierte Modelle) und den *usage-based Construction Grammars* (gebrauchsbasierte Modelle) unterschieden werden. Bei ersteren stehen Formalisierung, Wohlgeformtheitsbedingungen und Konstruktionen als eine Art von Regeln im Mittelpunkt (vgl. Ziem & Lasch, 2013; Hoffmann & Trousdale, 2013), während letztere ihre Theorie des Spracherwerbs und der Generalisierungen auf den konkreten Gebrauch basieren (vgl. Bybee, 2013; Ziem & Lasch, 2013: 37, 48, 65f). Beide Typen von Ansätzen weisen Konstruktionen, die als erlernte Form-Funktions-Paare aufgefasst werden, die zentrale Rolle in der Theorie zu, in einigen anderen Punkten unterschieden sie sich hingegen grundlegend voneinander:

In den *gebrauchsbasierten Ansätzen* (Cognitive Grammar, Cognitive CxG, Radical CxG, Goldbergs CxG) muss das sprachliche Wissen ganzheitlich erfasst werden, um eine kognitiv real(istisch)e Theorie zu bilden. Die (graphischen) Darstellungen haben vor allem einen illustrativen Zweck und sind keine erschöpfenden Abbildungen der Konstruktionen. Die Verbindungen zwischen den Konstruktionen gehen über (partielle) Vererbungsbeziehungen hinaus. Konstruktionen sind funktional oder historisch motiviert und müssen psychologisch plausibel sein.

In den *unifikationsbasierten Ansätzen* (Berkeley CxG, Sign-Based CxG, Embodied CxG, Fluid CxG) wird hingegen ein starker Fokus auf eine detaillierte formale Repräsentation (im Sinne der Head-driven Phrase Structure Grammar (HPSG)) gelegt. Es besteht kein

[38] Zu dieser Benennung siehe Evans & Green (2006: 641–706).

Anspruch auf Motivation und psychologische Plausibilität, sondern es sollen die formale Exaktheit und maximale Generalisierungen erreicht werden. Der Schwerpunkt liegt auf der Vereinigung (*unification*) von sprachlichen Merkmalen.

Darüber hinaus sind in den einzelnen Ausprägungen jeweils bestimmte eigene Akzente gesetzt: die *Berkeley CxG* setzt ihren Fokus auf idiomatische Konstruktionen, die *Sign-Based CxG* auf ein theorieübergreifendes Formalisierungsmodell mit möglichst genauen syntaktischen und semantischen Merkmalstrukturen, die *Embodied CxG* betont die körperliche Verankerung der mentalen Simulationen und die *Fluid CxG* beschäftigt sich mit Kreativität und Dynamik. Dabei ist anzumerken, dass die *Fluid CxG* und die *Embodied CxG*, die eher zu den unifikationsbasierten Ansätzen gezählt werden, genauso wie die gebrauchsbasierten Theorien „den komplexen situativen und kognitiven Bedingungen des natürlichen Sprachgebrauchs möglichst umfassend Rechnung zu tragen versuchen“ (Ziem & Lasch, 2013: 37). Unter den gebrauchsbasierten Richtungen ist die *Radical CxG* typologisch ausgerichtet und postuliert statt sprachlichen Universalien für Sprache spezifische Kategorien. Die *Cognitive CxG* und *Goldbergs CxG* definieren Konstruktionen als Form-Bedeutungspaare und heben dabei ihre Nicht-Kompositionalität und/oder kognitive Festgesetztheit sowie ihre Prototypikalität und Polysemie hervor. In der *Cognitive Grammar* (Langacker, 1987; 2008) sind Konstruktionen hingegen eher allgemein als komplexe symbolische Einheiten definiert, bei denen die Schematizität und Schematisierungsprozesse sowie Vererbungsrelationen im Fokus stehen (vgl. Ziem & Lasch, 2013).

Im Weiteren werden nun die unterschiedlichen Traditionen und Vorläufer nicht mehr gesondert thematisiert, sondern das Hauptaugenmerk wird auf die grundlegenden zentralen Begriffe, auf denen die Theorie beruht, gerichtet. Weil die gebrauchsbasierten Ausprägungen eine prominentere Rolle in der breiteren sprachwissenschaftlichen Gemeinschaft zu spielen scheinen und sie für die Untersuchung des *non-native discourse* besser geeignet sind als unifikationsbasierte Ansätze, nehmen sie in der folgenden Diskussion die zentrale Stellung ein. Mit dem Zweitspracherwerb, *Interlanguage*-Phänomenen und dem *non-native discourse* an sich beschäftigen sich vereinzelte Forscher aus mehreren Richtungen, wobei die meisten auch dabei Einblicke aus der gebrauchsbasierten Theorie übernehmen.

3.2.3 Grundsätze der Konstruktionsgrammatik: Gemeinsamkeiten

Da hier keine detaillierte Wiedergabe der spezifischen Eigenschaften der einzelnen Richtungen und der Unterschiede zwischen ihnen angestrebt wird, werden nun die wichtigsten Gemeinsamkeiten der Richtungen aufgeführt. Als Standard-Konstruktionsgrammatik – oder „Vanilla Construction Grammar" wie William Croft (2005: 273) die gemeinsamen Prinzipien treffend bezeichnet – können auf der Grundlage der ausgesprochen diversen und leider nicht ganz einheitlichen Literatur zusammenfassend die folgenden Grundideen dieser Familie von Grammatikmodellen dargelegt werden (vgl. Croft, 2005; Fischer & Stefanowitsch, 2006; Goldberg, 2006; 2013; Müller, 2010; Welke, 2013; Ziem & Lasch, 2013; Lasch & Ziem, 2014).

- Die zentralen und einzigen Einheiten des sprachlichen Systems und der grammatischen Analyse sind *Konstruktionen*;[39]
- Konstruktionen sind durch ihre *bilaterale* Einheit von Form und Bedeutung definiert;
- Zwischen der *Grammatik und dem Lexikon besteht ein Kontinuum*, Morphologie und Syntax werden also innerhalb eines Beschreibungsrahmens repräsentiert;
- Konstruktionen sind miteinander netzartig verbunden und bilden ein sogenanntes *strukturiertes Inventar*;
- Die Sprache wird in der Konstruktionsgrammatik als *nicht-autonomes, kognitives Symbolsystem* aufgefasst;
- Sprachspezifisches Wissen wird *nicht als angeboren* aufgefasst.

Weil die Sprache nicht autonom ist, sind an der Verarbeitung von Sprache kognitive und pragmatische Prozesse beteiligt. Sie ist also kein Modul, das von sich selbst aus aktiv wäre, sondern ist wesentlich mit Kognition, d. h. der allgemeinen Wahrnehmung und Erkenntnis, sowie mit Pragmatik, d. h. den gesellschaftlichen Konventionen und Implikaturen verbunden. Somit ist auch die Bedeutung nicht getrennt von den grammatischen Eigenschaften, sondern die Modellierung aller Merkmale, einschließlich der Bedeutung, wird innerhalb einer Struktur vollzogen.

Aus den bisher kurz dargestellten Richtungen der Konstruktionsgrammatik und deren geteilten Voraussetzungen ist deutlich erkennbar, dass die Konstruktionsgrammatik eng an die kognitive Linguistik gebunden ist, außerdem aber auch viele Annahmen mit der Tradition der Generativen Grammatik teilt. Sie entwirft jedoch viele entscheidende Konzepte neu und

[39] Weil der Konstruktionsbegriff den eigentlichen Mittelpunkt der Theorie darstellt, wird er im Weiteren noch gesondert expliziert (siehe Abschnitt 3.2.5).

spaltet sich folglich besonders stark von der Generativen Grammatik ab. Um die Beziehung der Konstruktionsgrammatik zu diesen beiden wichtigen sprachwissenschaftlichen Paradigmen zu verdeutlichen, werden im nächsten Abschnitt diese Verhältnisse kurz dargestellt, wodurch letztlich auch die Prinzipien der Konstruktionsgrammatik selbst erhellt werden.

Konstruktionsgrammatik und Kognitive Linguistik

Die Verbindung zur kognitiven Linguistik ist in den meisten Richtungen der Konstruktionsgrammatik sehr eng, weil die Theorie mit kognitiven Theorien viele Grundannahmen teilt und auch zahlreiche Vertreter der Konstruktionsgrammatik sich mit kognitiver Linguistik beschäftigen. Ziem & Lasch bringen die wesentlichen Gemeinsamkeiten der beiden theoretischen Ausprägungen treffend auf den Punkt, indem sie folgende übergreifende Prämissen herausstreichen:

> „– Sprache ist keine autonome kognitive Fähigkeit oder Instanz, sondern bleibt vielmehr auf allgemeine kognitive Fähigkeiten angewiesen;
> – grammatische Strukturen sind Ergebnisse menschlicher Konzeptualisierungsprozesse;
> – sprachliches Wissen ergibt sich aus dem Sprachgebrauch“ (Ziem & Lasch, 2013: 2).

Wie schon oben dargestellt, wird nach der Unterteilung von Evans & Green (2006) und Goldberg (2006) eine der Schulen explizit *Cognitive Grammar* genannt und entweder als Vorläufer bzw. Ausgangstheorie oder als eigenständige Richtung innerhalb der Konstruktionsgrammatik angesehen. Die meisten aktuellen Forscher auf dem Gebiet identifizieren als Vorläufer der Theorie tatsächlich die Arbeiten von Charles Fillmore und Ronald Langacker aus den 1960er, 1970er und 1980er Jahren, welche in der kognitiven Linguistik verankert sind. Diese Verbindung besteht bis heute weiter. Allerdings sind die einzelnen Schulen in verschiedenem Maße an kognitive Modelle und Analysemethoden gebunden. Östman und Fried (2005) meinen auch, dass kognitive Ansätze die wesentliche Grundlage der Theorie sind, dass sie aber viel zu wenig berücksichtigt werden, was sie auch genauer thematisieren wollten (vgl. Östman & Fried, 2005: 4). Sie stellen weiter fest, dass Referenzen auf kognitive Aspekte öfters sogar aus der Definition der Theorie völlig weggelassen werden, was eigentlich nicht der grundlegenden Ausrichtung der Konstruktionsgrammatik entspricht. Andererseits sollte in der Konstruktionsgrammatik Sprache nicht nur als mentales, sondern auch als sozial-interaktionales Phänomen studiert und

definiert werden. Die Konstruktionsgrammatik sollte also diese beiden wesentlichen Charakteristiken von Sprache berücksichtigen und in einer kohärenten Theorie vereinen, was sie wiederum von der Kognitiven Linguistik per se abgrenzt (vgl. Croft, 2009).

Konstruktionsgrammatik versus Generative Grammatik

In vielerlei Hinsicht baut die Konstruktionsgrammatik auch auf Erkenntnissen der mainstream linguistischen Theorie der letzten Jahrzehnte, der Generativen Grammatik, auf. Beide sehen Sprache als ein kognitives (mentales) System an, sie sind sich einig, dass es einen Weg geben muss, um Strukturen zu neuen Aussagen zu kombinieren und sie wollen beide eine nichttriviale Spracherwerbs-Theorie entwickeln (vgl. Goldberg, 2006: 4). Andererseits unterscheiden sich die beiden Ansätze scharf voneinander, was in Tabelle 1 veranschaulicht wird. Diese Liste ist zwar in keiner Weise erschöpfend, es werden dadurch aber doch die wesentlichen Unterschiede zu den im ersten Kapitel ausführlich erläuterten Prinzipien hervorgehoben:

Generative Grammatik	**Konstruktionsgrammatik**
formale Strukturen sind von der Funktion unabhängig	Form und (semantische oder diskursive Funktion) sind aneinander gebunden
Unterscheidung zwischen Kern und Peripherie	keine Unterscheidung zwischen Kern und Peripherie
Sprache ist ein modulares, autonomes System	Sprache ist nicht modular, nicht autonom
sprachspezifische kognitive Prozesse	allgemeine kognitive Prozesse
Autonomie der Syntax	Lexikon-Grammatik-Kontinuum
Transformationen; Oberflächen- und Tiefengrammatik	Alles ist an der Oberfläche: „what you see is what you get“
Derivationales System	Strukturiertes Inventar
Sprache ist angeboren	Sprache ist erlernt (aus dem Input)
Kompetenz versus Performanz	keine (scharfe) Trennung zwischen Kompetenz und Performanz
Kompetenzmodell	Performanzmodell
Kompetenz bestimmt Performanz	Gebrauchs-Basiertheit *(gilt nicht für alle Richtungen der CxG)

Tabelle 1: Unterschiede zwischen der Generativen Grammatik und der Konstruktionsgrammatik

Anders als bei der Oberflächen- und Tiefenstruktur der Generativen Grammatik, die synonyme, bedeutungsidentische Konstruktionen erlauben, wird also in der Konstruktionsgrammatik mit Goldbergs Worten ein „what you see is what you get"-Ansatz zu syntaktischer Form angenommen (Goldberg, 2006: 10). Es gibt nichts, was *unter* der offensichtlichen Form ist, Konstruktionen können also nur bedeutungs*ähnlich* sein.[40] Eine weitere deutliche Abgrenzung von der generativen Tradition ist darin zu bemerken, dass in der Konstruktionsgrammatik schon seit den Anfängen die Unterscheidung zwischen Kern und Peripherie abgelehnt wird und sich die Konstruktionsgrammatik sogar gezielt mit sogenannten peripheren Sprachphänomenen befasst: eine Struktur, die nämlich *idiosynkratische* Konstruktionen beschreiben kann, beziehe leicht auch *reguläre* Muster als besondere Fälle ein (vgl. Goldberg, 2006: 220). Auf jeden Fall wird das Verhältnis zwischen *regulären* und *besonderen, weniger zentralen* Konstruktionen neu aufgefasst, was für das Thema der vorliegenden Arbeit von besonderer Bedeutung ist.

Daten in der Konstruktionsgrammatik

In Anknüpfung an die veränderte Konzeption darüber, was grammatisch relevante bzw. irrelevante Strukturen sind, sollte auch geklärt werden, welche Art von Daten in konstruktionsgrammatischen Analysen üblicherweise verwendet werden bzw. auch verwendet werden könnten (siehe dazu auch 3.1.3). Anfangs dominierte auch in der Konstruktionsgrammatik die für die Generative Grammatik so typische Introspektions-Methode, heute werden aber die normalerweise in der Sprachwissenschaft verwendeten Datenerhebungs-Methoden (Introspektion, Beobachtung, Experiment) in der Konstruktionsgrammatik zunehmend kombiniert. So konnten neben *Sprachen* auch Sprachregister, Dialekte und etwa Lernersprachen beobachtet werden. In zahlreichen Studien wird besonders betont, dass Sprecherurteile notwendigerweise auch mit möglichst umfangreichen Belegen aus Textkorpora ergänzt werden sollten, denn nur dadurch könne man verlässliche Behauptungen über den tatsächlichen Gebrauch und die Häufigkeit von konkreten Strukturen aufstellen. Eine Besonderheit beim Umgang mit Daten scheint in der Konstruktionsgrammatik die sogenannte Kollostruktionsanalyse (*Collostructional analysis*)

[40] Ein gutes Beispiel für diesen Unterschied ist die Aktiv- und Passiv-Konstruktion, die in der Generativen Grammatik als Transformation analysiert wird, aus Sicht der Konstruktionsgrammatik handelt es sich jedoch um zwei verschiedene, bedeutungsähnliche, aber nicht bedeutungsidentische Konstruktionen (für eine umfassende Diskussion zum Passiv aus konstruktiosgrammatischer Sicht, siehe Welke, 2012).

zu sein, bei der besonders die enge Verbindung zwischen Konstruktionen und Kollokationen herausgearbeitet wird. Bei dieser von Stefanowitsch und Gries (2003) entwickelten Methode wird im Grunde versucht, auf der Grundlage quantitativer Korpusanalysen herauszufinden, wie bestimmte sprachliche Elemente in (schematische) Konstruktionen gefüllt werden, d. h. in etwa, in welchem Verhältnis bestimmte Kollokationen zu bestimmten Konstruktionen stehen (vgl. Ziem & Lasch, 2013; Gries, 2013).

Im Allgemeinen soll hier zusammenfassend besonders festgehalten werden, dass in der Konstruktionsgrammatik vorrangig Idiome und andere *marginale* Strukturen untersucht werden, was auch dazu beiträgt, die üblichen, *regulären* Konstruktionen leichter zu deuten. Außerdem ist besonders die gebrauchsbasierte Konstruktionsgrammatik stark auf das Analysieren (idealerweise repräsentativer) authentischer Daten ausgerichtet und spiegelt somit eine Art *empirical turn* in der Linguistik wider (vgl. Wulff, 2013: 278). Es werden folglich am wenigsten die in der Computerlinguistik üblichen sogenannten „machine-learning approaches“ verwendet (vgl. Gries, 2013).

3.2.4 Gebrauchsbasierte Ansätze der Konstruktionsgrammatik: kein sprachspezifisch angeborenes Wissen

Bezüglich der Bedeutung des Gebrauchs im Spracherwerb und anderen sprachlichen Prozessen ist man sich, wie erwähnt, innerhalb der Konstruktionsgrammatik im Allgemeinen nicht einig. Die Mehrheit der Ausprägungen, die in der vorliegenden Arbeit berücksichtigt werden, basieren aber ihre Spracherwerbstheorie auf konkreten Sprachgebrauch, der die Sprache bildet und mental darstellt, womit auch eine veränderte Sicht auf Grammatikalität und Grammatikalisierung ermöglicht wird. Diese theoretische Richtung, die sogenannte *usage-based theory*, wird hier besonders deshalb hervorgehoben, weil darin die Angeborenheit sprachlicher Strukturen oder Regeln abgelehnt wird und die zentrale Rolle beim Aufkommen und Verfestigen von sprachlichen Mustern der konkreten Erfahrung mit Sprache zugeschrieben wird, was, wie versucht wird zu zeigen, die Möglichkeit für eine seriöse Untersuchung des *non-native discourse* öffnet.

Der Ausdruck *usage-based model* wurde das erste Mal von Langacker (1987) gebraucht und ist seither an die kognitive Linguistik gebunden. In den letzten Jahren entwickelte sich diese Richtung allerdings in eine getrennte kohärente Sprachtheorie mit einer Erklärungskraft auf Augenhöhe mit denen anderer wichtiger Theorien der letzten Jahrzehnte. Innerhalb der gebrauchsbasierten Ansätze wird Grammatik als ein *emergentes* System

aufgefasst, das aus fließenden Kategorien und dynamischen Bedingungen besteht, die sich im Prinzip unter dem Einfluss von allgemeinen kognitiven und kommunikativen Erfordernissen des Sprachgebrauchs ständig wandeln (vgl. Diessel, 2011: 830). Weil das Modell postuliert, dass Struktur und Gebrauch nicht voneinander getrennt sind, kann es überzeugend mit einigen Phänomenen umgehen, denen die mainstream Linguistik der letzten Jahrzehnte ausgewichen ist. Kategorien und Einheiten sind variabel und bilden eher graduelle als streng bestimmte Kategorien (vgl. Bybee, 2013: 50). Die eigentlichen Universalien sind also nicht angeborene Regeln, Parameter oder Prinzipien, sondern Prozesse: „the true universals of language are universals of change" (Diessel, 2011: 839). Die wichtigsten Grundsätze der Theorie können in folgenden Punkten zusammengefasst werden (vgl. Tomasello, 2009; Bybee, 2010; Bybee & Beckner, 2010; Diessel, 2011; Kaltenböck, 2011; Bybee, 2013):

- Sprache wird als *verkörpertes* (*embodied*), soziales, menschliches Verhalten betrachtet;
- Die Richtung ist an kognitive Linguistik und die Kognitionswissenschaft im Allgemeinen gebunden;
- Der besondere Schwerpunkt wird auf Funktionen und interaktive Dimensionen der Kommunikation gelegt;
- Kontext spielt eine entscheidende Rolle bei der Bildung von Sprachformen und bei der semantischen Interpretation dieser Formen;
- Die Interaktion mit der materiellen Welt und dem menschlichen Körper (*embodied cognition*) werden besonders hervorgehoben;
- Grammatik wird aus der Spracherfahrung „herausdestilliert" (Kaltenböck, 2011: 96) oder aus dem Sprachgebrauch *sedimentiert*.[41] Grammatik wird also als kognitive Organisation der jeweiligen Spracherfahrung der Sprecher aufgefasst, denn die Sprecher verändern die Sprache laufend während des Sprechens und diese Veränderungen werden dauerhaft festgehalten (vgl. Bybee, 2013: 49, 63).

Es handelt sich also um ein dynamisches Modell, in dem der Gebrauch die sprachliche Form beeinflusst und gleichzeitig die (bereits sedimentierten) Formen den Gebrauch prägen. Folglich kann nicht mehr klar zwischen Kompetenz und Performanz unterschieden werden. Das ist eine der wesentlichen Differenzen im Vergleich zur Chomskyanischen Generativen Grammatik.

[41] Vgl. dazu auch die Abschnitte in Seidlhofer (2011) über Sedimentation und die entsprechenden Abschnitte in Pennycook über „sedimented products of repeated acts of identity" (Pennycook, 2007: 73).

Aus dem Prinzip der Gebrauchsbasiertheit geht hervor, dass das Sprachsystem nicht angeboren, sondern anhand von positivem Input, durch Nachahmung erlernbar ist. Kinder (aber auch Erwachsene) haben die Fähigkeit, statistische Regularitäten dem Input zu entnehmen. Sprachliche Muster werden induktiv auf der Grundlage von Generalisierungen über Einzelfälle gelernt (vgl. Goldberg, 2006: 70ff). Es wird die Position vertreten, dass ihre Komplexität allein die Lernmechanismen als Ursprung des Spracherwerbs nicht a priori ausschließen sollte: „Before we decide that language-specific properties must be innate, it is worth investigating how they might be learned, given general cognitive processes such as categorization, together with a closer look at the input children receive" (Goldberg, 2006: 92). Für die vorliegende Arbeit ist es schließlich wichtig zu betonen, dass in den gebrauchsbasierten theoretischen Ausprägungen nicht nur die muttersprachliche Kompetenz, sondern Daten aus unterschiedlichsten Experimenten und natürlich auftretenden Interaktionen, darunter Sprachwandel- und Spracherwerbssituationen, berücksichtigt werden (vgl. Bybee, 2013: 50). Bybee (2013) schließt ihre Darstellung außerdem mit zwei wesentlichen Eigenschaften des Ansatzes ab, die auch für das hier behandelte Thema wichtig sind, nämlich erstens, dass die Repräsentationen dynamisch sind und sich durch die Gebrauchsereignisse (*usage event*) ändern und zwar nicht nur über die Generationen, sondern auch im individuellen Gebrauch. Und zweitens, dass die Prozesse, die neue Konstruktionen und somit Grammatik hervorbringen, domänenübergreifend sind. Im Allgemeinen sei deshalb der gebrauchsbasierte Ansatz „a linguistic theory with powerful explanatory possibilites" (Bybee, 2013: 68).

Der gebrauchsbasierte Ansatz ist also wegen mehreren Voraussetzungen für eine Konzipierung des *non-native dicourse* besonders gut geeignet, was in den späteren Abschnitten weiter erläutert wird. Der folgende Abschnitt wird hingegen der Diskussion einiger Grundsätze der Theorie gewidmet, die ebenfalls für die Konzipierung des *non-native discourse* wichtig erscheinen.

3.2.5 Diskussion ausgewählter theoretischer Begriffe der Konstruktionsgrammatik

Der Konstruktionsbegriff

Konstruktionen, die in der Konstruktionsgrammatik als allgemeines Format sprachlichen Wissens fungieren, sind Form-Bedeutungspaare, wobei die Form an eine bestimmte

semantische oder pragmatische Funktion gebunden ist und diese Zusammenhänge sind erlernt. Das Form-Bedeutungs-Paar wird durch allgemeine kognitive Prozesse und einen geteilten diskursiven und pragmatischen Hintergrund hervorgebracht. In der Theorie wird ein Kontinuum von Morphologie, Lexikon und Syntax angenommen, das innerhalb eines Beschreibungsrahmens dargestellt wird. Die schematischen Darstellungen dieses Rahmens unterscheiden sich allerdings, je nach theoretischer Ausprägung, erheblich voneinander. Neben der üblichen linearen Form sind auch Schachteldiagramme üblich. Abbildung 1 veranschaulicht die Komponenten und Verbindungen innerhalb der Konstruktionseinheit:

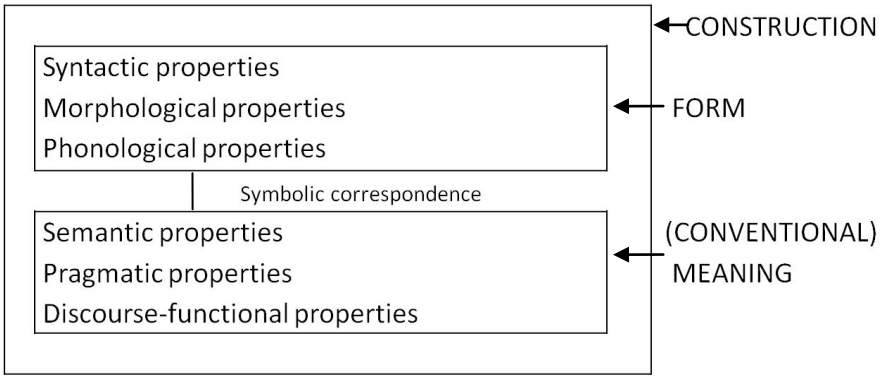

Abbildung 1 Die symbolische Struktur einer Konstruktion (Croft, 2001: 18)

Definitionen

Um die wesentlichen Merkmale dieses Konzepts, besonders jene, die mit dem *non-native discourse* vereinbar sind, zu erläutern, werden im nächsten Abschnitt einige der gängigen Konstruktions-Definitionen untersucht:

Adele Goldberg, eine der wichtigsten Vertreterinnen der gebrauchsbasierten Ansätze, führt 1995 in ihrem ausgesprochen einflussreichen Buch *Constructions* die folgende, im Prinzip noch heute maßgebende Definition auf (Goldberg, 1995: 4):

> „C is a CONSTRUCTION iff$_{def}$ C is a form-meaning pair <F_i, S_i> such that some aspect of F_i or some aspect of S_i is not strictly predictable from C's component parts or from other previously established constructions."

In dieser Definition steht die Unvorhersehbarkeit der Bedeutung aus den einzelnen Komponenten im Vordergrund. Konstruktionen als grundlegende Spracheinheiten werden hier in erster Linie als nicht-kompositionelle Muster definiert. Dass Morpheme Konstruktionen sind und folglich das Lexikon nicht streng vom Rest der Grammatik

unterschieden wird, merkt Goldberg erst in der weiteren Diskussion an, es scheint aber nicht im Mittelpunkt zu stehen (vgl. Goldberg, 1995: 4). Vielmehr geht es in dem Buch um mehrteilige, komplexe Konstruktionen und in diesem Sinne sind tatsächlich die untersuchten Beispiele überwiegend komplexe Muster wie z. B. die Ditransitivkonstruktion, die sogenannte *Caused Motion*-Konstruktion oder die Resultativkonstruktion. Diese Muster sind zwar *peripher*, also nicht konform mit den Regeln der Kerngrammatik, sie befinden sich aber dennoch im Rahmen des (in der Sprachgemeinschaft) Akzeptablen und Grammatischen, denn Goldberg geht mehrmals darauf ein, dass bestimmte Konstruktionen an sich oder Elemente in den Konstruktionen nicht *akzeptabel* oder *grammatisch* und somit für die Theorie unpassend sind. Obwohl im Buch an keiner Stelle vom Status der *native speaker* gesprochen wird, geht aus den Analysen hervor, dass es sich bei den Informanten um Muttersprachler handelt, die durch ihre Introspektion die Akzeptabilität der ausgewählten Konstruktionen beurteilen (siehe dazu auch Abschnitt 4.1.1).

In einer späteren Definition führt Goldberg neben der Unvorhersehbarkeit noch Häufigkeit als wesentliche Eigenschaft ein, wodurch der Konstruktionsbegriff entscheidend ausgeweitet wird (Goldberg, 2006: 5):

> „Any linguistic pattern is recognized as a construction as long as some aspect of its form or function is not strictly predictable from its component parts or from other constructions recognized to exist. In addition, patterns are stored as constructions even if they are fully predictable as long as they occur with sufficient frequency."

In dieser Definition wird der Konstruktionsbegriff von unvorhersehbaren Gefügen auch auf häufige Muster übertragen. Hier werden also sowohl einfache Konstruktionstypen als auch komplexe Satzmuster schon einleitend als Konstruktionen identifiziert und auch (mit Beispielen) verdeutlicht. Tabelle 2 gibt Goldbergs Liste mit konkreten Konstruktions-Beispielen wieder und verleiht auch einen Eindruck davon, welchen Konstruktionstypen in der Konstruktionsgrammatik überwiegend Beachtung geschenkt wird, nämlich Idiomen und fixen Satzmustern:

Morpheme	e.g. *pre-*, *-ing*
Word	e.g. *avocado, anaconda, and*
Complex word	e.g. *daredevil, shoo-in*
Complex word (partially filled)	e.g. [N-s] (for regular plurals)
Idiom (filled)	e.g. *going great guns, give the Devil his due*
Idiom (partially filled)	e.g. *jog* <someone's> *memory, send* <someone> *to the cleaners*
Covariational Conditional	The Xer the Yer (e.g. *the more you think about it, the less you understand*)
Ditransitive (double object)	Subj V Obj1 Obj2 (e.g. *he gave her a fish taco; he baked her a muffin*)
Passive	Subj aux VPpp (PP_{by}) (e.g. *the armadillo was hit by a car*)

Tabelle 2 Beispiele für verschiedene Konstruktionstypen (Goldberg, 2006: 5).

Auch in Goldberg (2006) sind die akzeptablen Konstruktionen durchwegs an Grammatikalitätsurteile (implizit von *native speakern*) gebunden. Interessanterweise kommt ein *non-native speaker* nur als Verfasser eines „vollkommen grammatischen, aber unkonventionellen" Textausschnitts vor (vgl. Goldberg, 2006: 54; siehe auch Abschnitt 4.1.1). Gemäß der Theorie könnte diese Unkonventionalität eigentlich unter den diskurs-pragmatischen Eigenschaften der Bedeutungs-Komponente einer Konstruktion vermerkt werden. Goldberg unternimmt aber leider keinen Versuch in dieser Richtung, die auch erst durch jüngere soziolinguistisch geprägte Ansätze der Konstruktionsgrammatik aufgegriffen werden (siehe Abschnitt 3.3).

William Croft, der wichtigste Vertreter der sogenannten *Radical Construction Grammar*, definiert in einem Beitrag, in dem er auch die Gemeinsamkeiten der konstruktionsgrammatischen Ansätze darstellt, Konstruktionen in folgender Weise (Croft, 2005: 274):

> „The term 'construction' has been generalized in cognitive linguistics. The general definition of a construction in cognitive linguistics is as a *conventional symbolic unit* […]. Roughly, a construction is an entrenched routine ('unit'), that is generally used in the speech community ('conventional'), and involves a pairing of form and meaning ('symbolic' […])."

In dieser Definition wird der Schwerpunkt neben der symbolischen Einheit von Form und Bedeutung zusätzlich auf die Konventionalität und das sogenannte *entrenchment* (Verfestigung, Festsetzung) der Einheiten gelegt. Was genau darunter zu verstehen ist, welche Grade von *entrenchment* es gibt und (ab) wann ein Muster, ein Wort oder ein Morphem als

entrenched gilt, wird allerdings nicht präzisiert. Im Zusammenhang mit stabilen Konventionen einer (homogenen) Sprachgemeinschaft ist die Festsetzung wohl nicht weiter problematisch, denn die Sprecher teilen Konstruktionen in weitem Maße, womit das System als solches als festgesetzt aufgefasst werden kann. Für den Fall des Zweitspracherwerbs oder des *non-native discourse* per se ist das aber keinesfalls eindeutig, weshalb das Prinzip im Weiteren zusätzlich diskutiert wird (siehe Abschnitt 3.3.4).

Klaus Welke betont seinerseits, dass das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der Konstruktionsgrammatik darin besteht, dass man anders als in den meisten linguistischen Theorien in der Konstruktionsgrammatik nicht vom Wort ausgeht: der Bauplan der Satzes ist nicht mit dem Kopf (*head*), sondern mit der Konstruktion vorgegeben. Der wesentliche Unterschied sei also, dass der Satz nicht (etwa vom Verb) projiziert wird, sondern die Konstruktion als größere syntaktische Einheit mit Elementen gefüllt wird. Konstruktionen, die unterschiedliche Grade der Schematizität und somit eine oder mehrere Leerstellen (*open slots*) aufweisen, werden im Gebrauch mit (passenden) lexikalischen Elementen gefüllt. In diesem Sinn ist die Konstruktionsgrammatik keine *Projektions*grammatik (vgl. Welke, 2013; Welke, 2009a). Welke macht jedoch besonders in seinen aktuellsten Arbeiten deutlich, dass auch Konstruktionen nicht ohne Projektion auskommen, wodurch der Konstruktionsbegriff etwas von seiner Allgemeingültigkeit einbüßt. Dazu kommt auch die Tatsache, dass einzelne Konstruktionsgrammatiker verschiedene Typen von Konstruktionen in Bezug auf ihren Schematisierungsgrad differenzieren. Nach Traugott (2008a: 236) reichen Konstruktionen von ganz allgemeinen Makrokonstruktionen, über Mesokonstruktionen bis hin zu konkreten, lexikalisch gefüllten Mikrokonstruktionen und Konstrukten (auch *token*-Konstruktionen genannt; vgl. Welke, 2013). Über diese Unterteilung herrscht jedoch unter Konstruktionsgrammatikern bisher kein allgemeiner Konsens.

Generell geht aus den aufgeführten Definitionen hervor, dass das Konzept von Konstruktion nicht einheitlich festgelegt ist und von den Vertretern (zumindest in gewissem Maße) unterschiedlich interpretiert wird. Im Grunde wird der ontologische Status von Konstruktionen in der Theorie bis heute diskutiert. Ein besonders strittiger Punkt scheint in der Debatte das Verhältnis zwischen Regeln und Konstruktionen zu sein, dem in der vorliegenden Arbeit eine Schlüsselrolle zukommt und im folgenden Abschnitt näher erläutert wird.

Regeln versus Konstruktionen

Weil es auch für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung ist, sich über die Regelmäßigkeit der mit dem Begriff der *Konstruktion* erfassten Phänomene im Klaren zu sein, soll dieses Problemfeld etwas genauer beleuchtet werden. Als Grundlage dafür kann die Verschiebung der Rollen von Invarianz und Varianz in der Theoriebildung aufgefasst werden, denn im Zusammenhang mit der Konstruktionsgrammatik wird generell betont, dass das Prinzip der *Prototypik* die bisher dominante Suche nach Invarianz in der Linguistik ersetzten sollte (vgl. Goldberg, 2006; Welke, 2009c; 2010; Ziem & Lasch, 2013; Ellis, 2013). Verallgemeinerung geschehe nämlich von unten, induktiv – von einer konkreten Konstruktions-Bedeutung zu anderen konkreten Konstruktions-Bedeutungen – und dem Prinzip der Ähnlichkeit folgend entsteht eine Familie ähnlicher Konstruktions-Bedeutungen (vgl. Welke, 2013). Die Rede von Invarianz wird folglich durch die von Varianz abgelöst, wodurch auch der Weg für Untersuchungen des variablen *non-native discourse* eröffnet werden kann. Es stellt sich dabei allerdings die Frage, wie weit diese Varianz geht und wie überhaupt die Konstruktionen miteinander verflochten sind. Welchen Status kann eine Konstruktion haben und wie lange behält sie ihn angesichts aufkommender Varianz? Zu diesem unstabilen Charakter der Konstruktionen wird schon seit einiger Zeit eine Polemik geführt, wobei viel Kritik an der *Wissenschaftlichkeit* des Modells besonders vonseiten universalgrammatisch ausgerichteten Theoretikern zu bemerken ist. Darin spielt verständlicherweise das Ablösen des zentralen Begriffs der Regel durch den der Konstruktion eine Schlüsselrolle.

Wie im Grunde aus fast allen linguistischen Standardwerken hervorgeht, ist in der Linguistik der Regelbegriff im Wesentlichen an die Unterscheidung Langue/Parole und Kompetenz/Performanz gebunden (vgl. Kapitel 1). Zusätzlich weisen Sprachregeln jedoch auch eine doppelte deskriptiv-präskriptive Natur auf, was darauf zurückzuführen ist, dass sie als eine Art *Naturgesetze* des normalen Sprechens (deskriptive Regeln) durch Anweisungen und Normen *für* das korrekte Sprechen (präskriptive Regeln) umformuliert werden (siehe dazu Abschnitt 5.1.2). Es ist also nicht immer leicht, zwischen externer Sprachstandardisierung und Sprachbeschreibung zu unterscheiden. Das Verhältnis von Regeln zu Normen und anderen Begriffen ist also schon von sich aus sehr komplex und nicht ausreichend geklärt und wird durch die Einführung des Konstruktionsbegriffs als Alternative zu Regeln noch verschärft. Trotzdem will ich versuchen, die Unterscheidung zwischen Konstruktionen und Regeln darzustellen, denn sie ist insofern von besonderer Bedeutung, als

sie Aufschlüsse darüber gibt, mit welcher Art von Sprache bzw. Sprechen sich die Konstruktionsgrammatik (im Vergleich zu mainstream Grammatiktheorien der vergangenen Jahrzehnte) beschäftigt bzw. beschäftigen kann, was für diese Arbeit eine zentrale Frage ist.

Bereits ein oberflächlicher Literaturüberblick gibt Aufschluss darüber, dass sich Konstruktionsgrammatiker untereinander über den Status der Konstruktionen in Bezug auf Regeln nicht wirklich einig sind. Es bleibt kontrovers, ob es überhaupt noch Regeln gibt und, wenn nicht, was an ihre Stelle tritt bzw., wenn ja, in welchem Verhältnis sie zu Konstruktionen stehen (vgl. Croft, 2003; Östman & Fried, 2005; Leiss, 2009a; Welke, 2009b; Rostila, 2011; Zeschel, 2011). Östman und Fried (2005) meinen in ihrer Sammelband-Einleitung, dass im Spezifischen, „constructions are seen in contrast to 'rules': constructions are a tool for incorporating relatively 'idiomatic' sentences, whereas rules handle regular, systematic, 'rulegoverned' sentences" (Östman & Fried, 2005: 7). Konstruktionen werden also als Alternative zu Regeln aufgefasst, um wirksam mit Unregelmäßigkeiten umgehen zu können. Andererseits gibt es dazu auch entgegengesetzte Meinungen, wie etwa die von Stefan Müller (2006), der sich fast spöttisch über die unendlich vielen Konstruktionen äußert, die in der Konstruktionsgrammatik für die Analyse eines Satzmusters nötig zu sein scheinen, was in einer wissenschaftlichen Analyse seiner Ansicht nach nicht sinnvoll ist. Es muss dabei aber berücksichtigt werden, dass Müller aus der Tradition der Generativen Grammatiktheorie ausgeht, wo das Identifizieren von Regeln und (universellen) Allgemeinheiten das ultimative Ziel der Theorie ausmacht. Aus dieser Sicht ist eine bloße Beschreibung ohne systematische Relationen, was der Konstruktionsgrammatik vorgeworfen wird, natürlich nutzlos. Aber wenn man sich die Grundideen und Kritiken an der Generativen Grammatik vonseiten der Konstruktionsgrammatik ansieht, macht die Suche nach einzelnen Kombinationen aus Form und Funktion durchaus Sinn. Außerdem ist die Tatsache, viele anstatt weniger Regeln bzw. Mustern anzunehmen an sich nicht *a priori* zu verwerfen, was Müller selbst einsieht: „Various readers ask whether it is sufficient for arguing against an analysis to show that one has to pose 218 rules to describe certain phenomena. […] After all, there are certainly cases in the literature […] where the formulation of large numbers of rules is justified" (Müller, 2006: 862). Wie man sieht, scheint es aber, als würde Müller die Unterscheidung zwischen Konstruktionen und Regeln nicht wirklich streng anwenden (er spricht zuerst von 218 Konstruktionen und dann von 218 Regeln) was erklären könnte, warum es für ihn einfach zu viele *Regeln* sind. Müller meint auf jeden Fall, dass lexikalische Regeln die bessere Lösung für die Analyse von Konstruktionen (im konkreten Fall resultativ-Konstruktionen) sind.

Ähnlich zieht auch Welke (2009b) keine klaren Grenzen zwischen Konstruktionen und Regeln. Obwohl er die Dichotomie übernimmt, sieht er nämlich in Regeln nicht etwas stabiles und klar vorgeschriebenes, sondern nennt als Eigenschaften von Regeln ihre Fähigkeit, dass sie sich in der sprachlichen Tätigkeit, der *parole*, als soziale Gepflogenheiten ergeben und „es viele Regeln nebeneinander mit unterschiedlicher Reichweite und unterschiedlichen Graden der Allgemeinheit [gibt]. Regeln können sich widersprechen. Sie können sich ändern. Sie können sich überlagern. Sie können auch in lokale systematische Bezüge zueinander geraten" (Welke 2009b: 516). Bei einer derartigen Charakterisierung kann jedoch schwer von der Art von Regeln gesprochen werden, die in traditionellen Grammatiktheorien vorgebracht werden, stabil sind und sich im Regel*system* eben *nicht* widersprechen.

In einer verschärften Weise spricht sich William Croft (2003) überhaupt gegen die Unterscheidung bzw. die Dichotomie Regel/Konstruktion aus. Auf der Grundlage einer grammatischen Repräsentation der Ditransitiv-Konstruktion, wobei er sich stark an Goldberg (1995) stützt, kommt er zu dem Schluss, dass man lexikalische Regeln und Konstruktionen nicht bzw. nicht strikt als zwei Analyse-Möglichkeiten von Konstruktionen betrachten sollte. Beide Analysen seien teilweise richtig. Er entwirft somit Begriffe wie „verb-class-specific constructions" und „verb-specific constructions" (Croft, 2003: 58), womit er klar die Verbindung zwischen den beiden Ansätzen hervorhebt. Er beharrt allerdings beim für die Konstruktionsgrammatik üblichen induktiven Lernen von spezifischen Wort-Konstruktion-Kombinationen und macht deutlich, dass die Analyse und Verarbeitung von Konstruktionen Sprecher-abhängig seien und – mit den bisher verfügbaren Mitteln – nicht eindeutig als Verb- oder Konstruktions-spezifisch eingeordnet werden können (vgl. Croft, 2003: 63f). Für Croft sind folglich Flexibilität und Veränderungen wesentliche Merkmale von sprachlichen Strukturen, deshalb seien auch die von Linguisten angestrebte Exaktheit und klare Definitionen von Sprachformen kaum zu erreichen, was auch die vorliegende Arbeit direkt anzusprechen versucht:

> „This is in fact the great asset of language, its flexibility in communication—although it seems the great bane of natural language processing and of formal models of syntax and semantics […]. But the analysis of the form-function mapping can vary across speakers, and can result in variation and change across time. As linguists, we should accommodate this variation and indeterminacy in our analysis of argument structure constructions" (Croft, 2003: 65–66).

Derartige Aussagen erwecken zwar den Anschein, als handle es sich nicht mehr um Sprach*wissenschaft*, sondern eher um inexakte Spekulationen, es bringt aber auf jeden Fall die Frage danach auf, wie wissenschaftlich, oder *natur*wissenschaftlich Linguistik überhaupt sein kann und soll.

Die Regeln-versus-Konstruktionen-Frage ließ 2009 auch eine heftige von Elisabeth Leiss ausgelöste Polemik zur Konstruktionsgrammatik als sprach*wissenschaftlicher* Theorie aufkommen. Leiss sieht in der Konstruktionsgrammatik nämlich wegen der Verwerfung des Regelbegriffs eine „wissenschaftliche Regression" (Leiss, 2009a: 27) und vergleicht Konstruktionen mit Etiketten. Sie meint, der Konstruktionsbegriff ersetze jegliche Suche nach Relationen und nach Invarianz, die Wissenschaften überhaupt erst ausmachen. Der „radikale Antinativismus" (Leiss, 2009a: 19) sei ein Weg weg von Idealisierungen und Abstraktionen, die jedoch viel zu weit führen können, nämlich in Bereiche, die in wissenschaftlichen Untersuchungen keine Rolle spielen und an Rituale erinnern:

> „Man interessiert sich nicht wie die reduktionistischen Naturwissenschaften nur dafür, dass Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff aufgebaut sei, sondern auch dafür, warum man darin schwimmen und warum man es trinken könne, warum es nass sei und so fort […]. Solchen Forscherambitionen sind keine Grenzen gesetzt. Warum nicht auch noch fragen, ob und warum sich Wasserflöhe darin wohlfühlen? Wissenschaft fängt jedoch erst dann an, wenn man imstande ist zu erkennen, was man bei einer Analyse wegzulassen hat und was nicht" (Leiss, 2009a: 23).

Jouni Rostilas Replik auf Leiss' Artikel deckt im Wesentlichen mehrere Missverständnisse bezüglich der allgemeinen Konstruktionsgrammatik von Leiss auf, womit er auch schon auf ihre Angriffe des Konstruktionsbegriffs antwortet. Er versucht besonders darauf aufmerksam zu machen, dass Konstruktionen Regeln nicht abschaffen, sondern eine adäquatere und ökonomischere Weise sind, Regeln darzustellen. Sie sollen besonders ermöglichen, auch Veränderungen und den kontinuierlichen Prozess des Spracherwerbs wiederzugeben, denn „[i]m Gegensatz zu starren mathematischen Regelauffassungen wie die der Generativen Grammatik Chomsky'scher Prägung ermöglichen es Konstruktionen, die oft weniger als 100-prozentige Anwendbarkeit und die veränderliche Natur sprachlicher Regeln zu berücksichtigen" (Rostila, 2011: 121).

Obwohl also Leiss (was auch aus Rostilas Replik hervorgeht) die Konstruktionsgrammatik nicht im Detail kennt und sie sehr einseitig und im Allgemeinen unbegründet angreift, wird doch klar, welch wichtige Folgen für die einer Theorie zugeschriebene Wissenschaftlichkeit das Abschaffen von *Regeln* haben kann und, was damit

verbunden ist, wie ein Anfechten des Nativismus die Sprach*wissenschaft* in ihren Grundfesten erschüttert: sobald nicht von einem idealen *native speaker-hearer* ausgegangen wird, ist die Wissenschaftlichkeit der Analyse in Frage gestellt. Auch Rostila, der aus dem Feld der Konstruktionsgrammatik kommt, wo *Regeln* tatsächlich als theoretischer Begriff überwiegend abgelehnt werden, versucht schließlich im Grunde den Wert von Regelhaftigkeit, Abstraktion und Rekursion in der Theorie zu beweisen.

Um die Konstruktionsgrammatik als ernsthafte wissenschaftliche Theorie zu legitimieren, versuchen einige Forscher auch, Grenzen der Konstruktionsgrammatik zu bestimmen und nicht alles als Untersuchungsgegenstand zuzulassen. Paul Kay (2013: 46) versucht diese Grenzen primär dadurch zu zeichnen, dass er Konstruktionen als unbedingt produktiv definiert, nämlich im Gegensatz zu „patterns of coining", die nicht produktiv sind. Jedoch obwohl er versucht, die Unterscheidung aufrecht zu erhalten, scheint seiner Ansicht nach eine Theorie, in der Grammatik als ein sich ständig änderndes Phänomen aufgefasst wird und somit eher einem Würfelspiel gleicht, letztlich nicht wirklich definieren zu können, was überhaupt Teil dieser Grammatik ist:

> „Within the usage-based approach, which sees grammar as essentially heterogeneous, redundant, statistical, and in a state of flux – perhaps better analogized to a game of dice than to a game of chess – the utility of the distinction [between a pattern of coining and a true grammatical construction] is less clear" (Kay, 2013: 46).

Im Anschluss an die Debatte über Sprachregeln und die allgemeine Regelhaftigkeit von Sprache scheint es notwendig noch ein zentrales Prinzip der Theorie hervorzuheben. Und zwar versucht man in zahlreichen Ausprägungen der Konstruktionsgrammatik, die Unterscheidung Langue/Parole bzw. Kompetenz/Performanz[42] zu überwinden und stellt sie explizit als Performanzmodell dar (vgl. Goldberg, 2006; Smirnova & Mortelmans, 2010; Welke, 2013). Wie bereits im Abschnitt zu den verwendeten Daten in der Konstruktionsgrammatik erläutert wurde, befassen sich die Sprachanalysen also nicht nur mit Beschreibungen grammatischer Sätze idealisierter Muttersprachler (welche als Repräsentation der Kompetenz gelten), sondern mit dem allgemeinen Sprachgebrauch, d. h. mit allen Charakteristiken der Performanz. Somit gewinnt der reelle, *on-line* Gebrauch im tatsächlichen Diskurs mit seiner inhärent prozessualen Natur an Bedeutung, was sich in der weiteren Diskussion in dieser Arbeit als wesentlich erweisen wird. Eine Grundvoraussetzung der

[42] Dabei soll hier nicht der Eindruck entstehen, die beiden Dichotomien könnten gleichgestellt werden (siehe auch Abschnitt 1.2.1).

Theorie ist, wie erwähnt, auch die netzartige, aber nicht stabile Verbindung zwischen Konstruktionen, was ebenfalls als Anpassung an die dynamische Natur von Sprache aufgefasst werden kann und im nächsten Abschnitt genauer erläutert wird.

Strukturiertes Inventar und Konstruktions-Netzwerke

Der Begriff des *Structured Inventory* wurde in der Konstruktionsgrammatik von Langacker (1987) übernommen und bedeutet, dass Konstruktionen als *Inventar* gespeichert werden. Dieses Inventar ist aber in sich gut, und zwar als (taxonomisches) Netzwerk strukturiert. Die Frage, was genau die Natur und Struktur dieses Inventars ausmacht, ist aber innerhalb der Theoriebildung noch nicht völlig geklärt. Auch über die Rolle von Vererbungsmechanismen bzw. der Gebrauchsbasiertheit sind sich die Forscher noch nicht einig. Klar ist allerdings, dass die netzartige Strukturierung der Bedeutungen und Formen eine Alternative des Systems von Komponenten und Regeln in der generativen Theorie ist. Aufgrund ihrer Integrierung verschiedener Arten von Elementen und der Verbindungen zwischen verschiedenen Ebenen erscheint dieses Repräsentationsmodell sehr angemessen für eine schematische Repräsentation des dynamischen *non-native discourse*, weshalb in dieser Arbeit auch näher darauf eingegangen wird. In Anlehnung an mehrere Konstruktionsgrammatiker können die folgenden Behauptungen die Charakteristiken dieses strukturierten Inventars zusammenfassen:

- Das strukturierte Inventar erfasst Generalisierungen, aber es lässt gleichzeitig Irregularitäten und Ausnahmen zu (Goldberg, 1995: 67);
- Jede Konstruktion ist ein Knoten im Netzwerk und wird von den idiosynkratischen Sprachkenntnissen der Sprecher beeinflusst (Croft & Cruse, 2004: 263);
- Konstruktionen *erben* Eigenschaften von anderen Konstruktionen (Goldberg, 2006: 14) und formen somit eine Hierarchie, die jedoch nicht starr ist (Croft & Cruse, 2004: 264; Diessel, 2011: 838);
- Konstruktionen können mehrere Elternkonstruktionen (*multiple parents*) haben (Croft & Cruse, 2004: 264);
- In der Sprache können alle Strukturen als Konstruktion gedeutet werden und das Netzwerk erfasst alle diese Einheiten (Goldberg, 2006: 27);
- Die netzartige Repräsentation ist eine alternative Art der grammatischen Organisation zum System der generativen Theorie von Komponenten und Regeln (Croft, 2005: 276).

Das Netzwerk kann formal etwa folgendermaßen dargestellt werden:

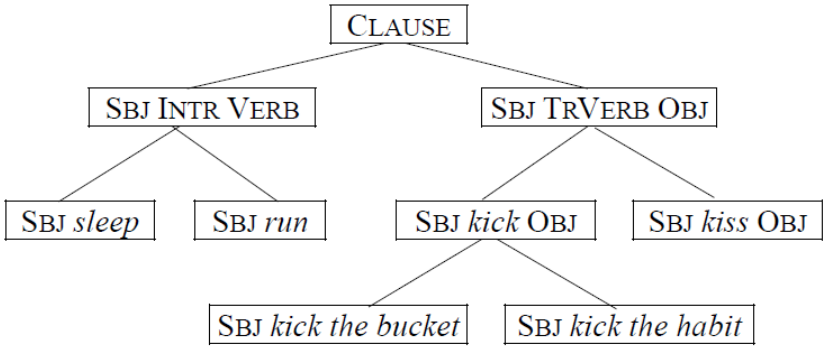

Abbildung 2: Beispiel eines taxonomischen Netzwerks (Croft & Cruse, 2004: 264).

Für einige Forscher sind nicht nur Konstruktionen, sondern auch Wörter in Netzwerken organisiert. Joan Bybee basiert ihr Modell etwa auf Ähnlichkeit, d. h. Analogie, die als „das essentielle Organisationsmerkmal des Netzwerks aus Wörtern" erachtet wird (Croft & Cruse, 2004: 303). Eine vereinfachte Version dieser Art Netzwerk wird in Abbildung 3 wiedergegeben:

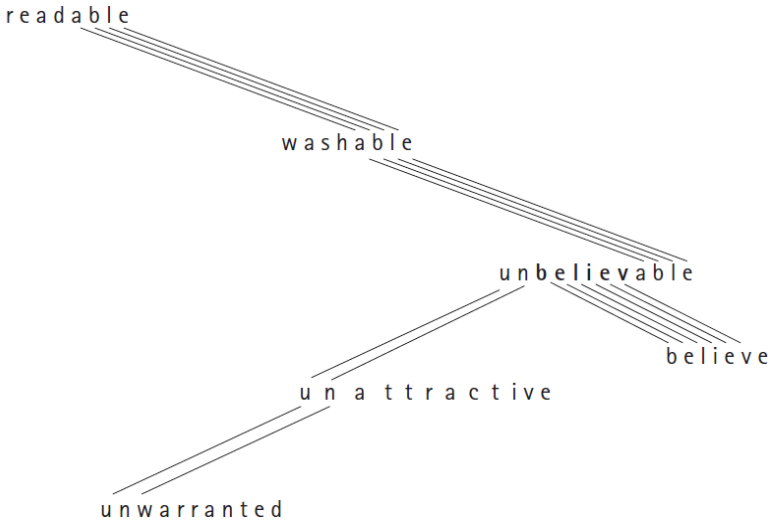

Abbildung 3: Die interne Struktur des Derivativs *unbelievable* mit seinen Relationen zu anderen Wörtern (Bybee, 2010: 23).

Obwohl die Netzwerk-Struktur eine der theoretischen Grundlagen der Theorie ist, muss am Ende dieses Abschnitts doch betont werden, dass die Eigenschaften des strukturierten Inventars weiterhin ein problematisches Thema bleiben. Es fällt auch auf, dass viele Konstruktionsgrammatiker gar nicht versuchen, einen netzartigen Formalismus auszuführen, sondern der Frage ausweichen, indem sie nur individuelle Konstruktionen darstellen, meist in linearer Weise (z. B. Goldberg, 1995; 2006). Wie es Croft (2005: 310) ausdrückt: „Of […]

[the] unresolved issues, one in particular stands out. This is the nature of the network organization of constructions.“ Auf die Diskussionen zur Natur des Netzwerk-Modells wird jedoch hier im Folgenden nicht weiter eingegangen, da sich auch die oben dargelegten Schemas von Croft & Cruse und Bybee als vorläufige Modelle für die Darstellung konkreter Strukturen im *non-native discourse* eignen (siehe Abschnitte 4.2.3, 4.2.5). Stattdessen werden im letzten Teil dieses Kapitels die bisher kontinuierlich angesprochenen möglichen Verbindungen dieser Grammatiktheorie mit soziolinguistischen Themenbereichen konkretisiert und grundlegend erörtert.

3.3 Konstruktionsgrammatik und Soziolinguistik

Nachdem bisher in diesem Kapitel die Theorie im Allgemeinen und einige ausgewählte Prinzipien genauer besprochen wurden, wird im folgenden Abschnitt speziell auf die (mögliche) Auseinandersetzung mit Interaktion und Variation eingegangen, um damit die Erforschung des *non-native discourse* einzuleiten. Ziem und Lasch (2013: 191) stellen zwar fest, dass „aus kommunikationstheoretischer und soziolinguistischer Sicht der Vorwurf an die Konstruktionsgrammatik herangetragen werden [könnte], ihr Modell sei hinsichtlich sozialer und kultureller Aspekte wenn nicht blind, dann zumindest desinteressiert“, es gibt aber doch in den letzten Jahren mehrere Bestrebungen dazu, zumindest ansatzweise soziale und kontextuelle Aspekte in die konstruktionsgrammatische Forschung einzubinden. Vorerst werden jene Prinzipien der grundlegenden Theorie (besonders ihrer gebrauchsbasierten Varianten) gesondert aufgezählt, die eine Untersuchung dynamischer Sprachphänomene (und somit des *non-native discourse*) zu ermöglichen scheinen.

3.3.1 Prinzipien der Konstruktionsgrammatik, die eine Verbindung mit Soziolinguistik ermöglichen

- Die Konstruktionsgrammatik versucht eine holistische und integrierte Sprachtheorie mit universaler Wirkungskraft zu erreichen (vgl. Östman & Fried, 2005: 1), die Theorie soll nämlich in der Repräsentation auch semantische, prosodische und pragmatische Charakteristiken integrieren können;
- Den gebrauchsbasierten Ansätzen zufolge beruhen Konstruktionen nur auf allgemeinen kognitiven Prozessen und der Gebrauchshäufigkeit;

- Innerhalb der gebrauchsbasierten Ansätze wird Sprache an sich nicht als angeboren aufgefasst, was bedeutet, dass Grammatik im Menschen nicht fest verdrahtet ist, sondern induktiv anhand von positivem Input, durch Nachahmung, erlernt wird;
- Das Untersuchungsobjekt sind nur Oberflächen-Konstruktionen, keine Tiefenstrukturen, es werden also keine versteckten Transformationen unterstellt;
- Weil die Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz abgelehnt wird, kann die Konstruktionsgrammatik (im Prinzip) auch Interaktionen und nicht nur grammatische Sätze ohne Kontext erfassen;
- Der Kontext soll wiederum Bedeutungen und ihre Veränderungen beeinflussen; was eigentlich verändert wird, sind die Verbindungen innerhalb des *strukturierten Inventars*. Dieses Netzwerk ist daher nicht stabil, sondern wird im Laufe der Spracherfahrung des Sprechers umstrukturiert;
- Der Begriff der Konstruktion als Schlüsselkonzept der Theorie wird immer häufiger durch einen dynamischen Charakter beschrieben und mit Prozessen der Emergenz und Modifikation verbunden. Auch Ad-hoc-Konstruktionen sollen deshalb zu Mustern und später verallgemeinert werden können.

Wenngleich derzeit meist (noch) mit regulären *wohlgeformten* Konstruktionen gearbeitet wird, ist demnach im konzeptuellen Apparat der Raum auch für unterschiedliche Arten von sprachlicher Kreativität und Unkonventionalität gegeben. Es kann also mit Fischer und Stefanowitsch doch die Ansicht vertreten werden, dass „[d]ie CxG […] hervorragend dazu geeignet scheint, Forscher aus verschiedenen theoretischen und beschreibenden Forschungsgebieten zusammenzubringen“ (Fischer & Stefanowitsch, 2006: 1).

Wie schon mehrmals erwähnt wurde, ist in der Konstruktionsgrammatik eine Tendenz zur Analyse von heterogenen Textformen in den verschiedensten Kontexten bemerkbar. Dies geht zumindest aus den allgemeinen Prinzipien der Theorie hervor, es muss dabei jedoch auch festgestellt werden, dass die Beispiele der größten Mehrheit der konstruktionsgrammatischen Publikationen doch (noch) *grammatische Sätze einer natürlichen Sprache* sind, wenngleich es sich im Vergleich zur mainstream Theorie der letzten Jahrzehnte um *periphere* Phänomene, also etwa Idiome oder (teilweise) lexikalisierte Satzmuster, handelt. Während hier nämlich der Standpunkt vertreten wird, dass das Einbeziehen und die systematische Beschreibung von kontextuellen, pragmatischen, funktionalen und diskursiven Komponenten nicht nur ein sinnvoller, sondern auch ein notwendiger Schritt ist, der auch die eigentliche Stärke der Theorie ausmachen wird, muss mit Östman (2005: 123–126) doch darauf verwiesen werden,

dass nicht alle Konstruktionsgrammatiker der Ansicht sind, konstruktionsgrammatische Untersuchungen überhaupt über die Satzgrenze hinaus zu tragen.

Trotz einiger Mängel, die diese Forschungsrichtung noch aufweist, tritt die Anknüpfung an den Gebrauch und die soziale Tätigkeit doch vonseiten mehrerer Forscher, die mit Konstruktionsgrammatik arbeiten, immer klarer zum Vorschein. Wie bereits eingangs erwähnt, sieht sich die Konstruktionsgrammatik selbst dazu berufen, sich mit Phänomenen, die bisher anderen (linguistischen) Gebieten vorbehalten waren, auseinanderzusetzen (vgl. Lasch & Ziem, 2011; Hoffmann & Trousdale, 2013). So heißt es im Rahmen bestimmter konstruktionsgrammatischer Debatten etwa, der Untersuchungsgegenstand sollte „eine kulturelle Praxis sozial handelnder Individuen" sein und die Themen der Konstruktionsgrammatik können von „Konstruktionen in Alltagsgesprächen, über strukturelle und syntaktische Phänomene (etwa bei Ad-hoc-Konstruktionen oder Appositionen), die Analyse der Orientierung von Sprechern an sprachlichen Vorbildern in konkreten Interaktionssituationen oder im Spracherwerbsprozess bis hin zur Beschreibung von Konstruktionen als sozio-emotionale Koordinationsmittel" reichen (Lasch, 2011). Alexander Ziem schlug 2011 in diesem Sinn sogar den Begriff „Social Construction Grammar" vor, der die kulturelle Praxis des Sprechens akzentuiert und die Annäherung an Soziolinguistik potenziert (vgl. Lasch, 2011), sich aber im Weiteren nur begrenzt durchgesetzt hat (vgl. Lasch & Ziem, im Druck).

Anhand einiger Beispiele soll im folgenden Abschnitt nun illustriert werden, wie diese Forschungsrichtung in den letzten Jahren doch merklich vorangetrieben wurde (vgl. Östman & Trousdale, 2013; Hollmann; 2013; Ziem & Lasch: 2013; Lasch & Ziem, 2014; im Druck). Dabei stehen nicht die konkreten (empirischen) Untersuchungen der Studien im Vordergrund, sondern es soll veranschaulicht werden, mit welcher Art von Fragestellungen und Problemen sie sich befassen und welche Art von Analysen und Modellierungen als Antwort darauf vorgeschlagen werden. Dies ist hier insofern wichtig, als es mit mehreren Problemfeldern der (konstruktionsgrammatischen) Analyse des *non-native discourse* in Verbindung zu bringen ist (siehe Kapitel 4). Außerdem stellt sich für die vorliegende Arbeit besonders die Frage, wie weit die Konstruktionsgrammatik als Grammatiktheorie überhaupt gehen will und kann. Aus dieser Ausweitung auf unterschiedliche Fachbereiche ergeben sich nämlich Fragen zu den Grundlagen und den Grenzen der Theorie, was auch zu Diskussionen über die Methode, d. h. die „Art und Weise der Fokussierung des Untersuchungsgegenstandes" (Lasch, 2011) führt. Angesichts der immer zahlreicheren und unterschiedlichen Richtungen innerhalb des Paradigmas ist daher der Wunsch nach einer metatheoretischen Reflexion und einer

genaueren Definition der zentralen Begriffe in der Theorie verständlich. Es scheint übrigens, als könnte gerade in einer *Social* oder *Cultural Construction Grammar* besonders wirksam nach Antworten zu der teilweise noch offenen Definition und dem Status von Konstruktionen in der Theoriebildung gesucht werden.

3.3.2 Rekontextualisierung der Daten in der Konstruktionsgrammatik; Situationsbedingtheit

Bei Verbindungen von soziolinguistischer und grammatiktheoretischer Forschung muss in erster Linie eine Veränderung in der Auswahl und im Umgang mit den zu untersuchenden Daten erfolgen. Wie bereits oben erläutert (Abschnitte 3.1.2 und 3.1.3), ist in dieser Forschungsrichtung ein anderes Verständnis von Grammatikalität notwendig, woraus folgt, dass auch die Informanten der linguistischen Analyse nicht mehr eindeutig auf idealisierte *native speaker* beschränkt werden können. Zusätzlich verlangt das Erforschen von dynamischen, veränderbaren und *emergenten* Phänomenen auch einen neuen und intensiven Bezug auf den sprachlichen und außersprachlichen Kontext, worauf in diesem Abschnitt genauer eingegangen wird. Sprachliche Variation und somit die veränderte Bedeutung des Kontexts in der theoretischen Sprachwissenschaft spielt in der kognitiven Linguistik und in den gebrauchsbasierten Ausprägungen der Konstruktionsgrammatik besonders seit den späten 1990er Jahren eine entscheidende Rolle. Vorerst kann von einem indirekten Einfluss auf die Konstruktionsgrammatik gesprochen werden (z. B. Gries, 1999; Grondelaers, 2000), in den letzten Jahren wird jedoch auch direkt innerhalb der Konstruktionsgrammatik zu sprachlicher Variation und der Relevanz des Kontexts geforscht (z. B. Glynn, 2004; Levshina & Heylen, 2014).

Einen aktuellen und allgemeinen Überblick zur *Re-kontextualisierung* in der Sprachtheorie liefert beispielsweise Dirk Geeraerts (2010). Er legt darin zunächst die Lage in der mainstream Generativen Grammatik dar, in welcher Grammatik konstitutiv *de*kontextualisiert wurde, und stellt dann einige wesentliche Prinzipien neuerer Forschungsrichtungen, besonders der kognitiven Linguistik dar, die seiner Ansicht nach eine notwendige Einbeziehung von konkretem Sprachgebrauch nach sich ziehen. Und zwar sollte dieser Gebrauch in seiner *natürlichen* Form untersucht werden, d. h. „as it appears in an online and elicited form in experimental settings or as it appears in its most natural form in corpora in the shape of spontaneous, non-elicited language data“ (Geeraerts, 2010: 84). Grammatik müsse also erneut *re*kontextualisiert werden, indem der Bedeutung, der Lexik,

dem Diskurs, dem Gebrauch und dem sozialen Kontext wieder besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Man müsse sich folglich von der Introspektions-Methode lösen:

> „In terms of the observational basis of Cognitive Linguistics, this suggests a shift from introspective conceptual analysis to the study of non-elicited language use, as epitomized by corpus linguistics, and to the study of on line processes, as epitomized by experimental research“ (Geeraerts, 2010: 94).

Wichtig ist besonders, dass Geeraerts auch den individuellen Sprecher hervorhebt, nämlich indem er behauptet, dass durch den Gebrauch das *individuelle* Sprachsystem – und nicht etwa ein abstraktes gemeinsames Konstrukt – verändert wird. Dabei hält er jedoch fest, dass viele der erwähnten Fragen noch grundlegender und eingehender erforscht werden müssen, um größere Klarheit zu erlangen.

Etwas konkreter widmet sich Willem Hollmann (2013) in seinem Überblicksartikel einigen Arbeiten und Entwicklungen im Bereich der Verbindung zwischen Konstruktionsgrammatik und Soziolinguistik und betont darin die Notwendigkeit, diskursive und soziale Komponenten in die kognitive Linguistik und die Konstruktionsgrammatik im Spezifischen überhaupt einzubinden, was in der Forschungsrichtung lange gar nicht eindeutig war. Hollmann zufolge soll die kognitive Linguistik besonders gut geeignet dafür sein, interne und externe Variablen in einem theoretischen Rahmen zu integrieren, was sich auch schon in mehreren Arbeiten zur Phonologie (Clark & Trousdale, 2009), Lexik (Speelman, Grondelaers & Geeraerts, 2008), Grammatik (Gries, 2003; Grondelaers, 2000; Grondelaers, Speelman & Geeraerts, 2008; Hollmann & Siewierska, 2006; 2007; 2011), Sprachpolitik (Berthele, 2008) und zum Spracherwerb (Holme, 2009; Littlemore, 2009) niedergeschlagen hat (vgl. Hollmann, 2013: 492).

Für das Thema der vorliegenden Arbeit scheinen besonders Croft (2009) sowie Hollmann & Siewierska (2006; 2007) einschlägig zu sein. Croft (2009) zeigt beispielsweise, dass unterschiedliche Sprecher die Situationen unterschiedlich konzipieren und dass sie nicht dieselben Erfahrungen mit den einzelnen Konstruktionen haben, weshalb diese nicht gleich gedeutet werden können. Das Verhältnis zwischen Verbalisierungsstrategien und den sogenannten *construals* (individuellen Situationsinterpretationen) ist also nicht eins-zu-ein. Dabei stellt sich Hollmann (2013: 496) aber die Frage, wie der Grad der Unbestimmtheit, der dem Hörer gelassen wird, empirisch prüfbar ist. Seiner Ansicht nach spielt dabei die geteilte Sprachgemeinschaft eine wesentliche Rolle, denn geteilte Konventionen lassen die gleich bleibenden Gesamtzusammenhänge (*the big picture*) funktionieren, innerhalb derer

vereinzelte persönliche Konzeptualisierungen nicht so sehr ins Gewicht fallen. Dabei will aber Croft auch klar machen, dass keine Interaktion der anderen gleicht und dass immer Diskrepanzen vorkommen, denn die Erfahrungen von Sprecher und Hörer sind immer verschieden. Croft versucht darauf auch seine Annahme aufzubauen, dass grammatische Veränderungen nicht, wie traditionell angenommen, wegen besserer Verständlichkeit oder Expressivität aufkommen, sondern stattdessen neue Varianten in gewöhnlichem alltäglichem Sprechen als Ergebnis der inhärent unbestimmten Bedeutung von Konstruktionen aufkommen (vgl. Hollmann, 2013: 497). Register, Region und Prestige sowie das Funktionieren davon in der Sprachgemeinschaft spielen dabei eine wichtige Rolle.

Weil dieses *construal* der Situationen nun explizit als subjektiv charakterisiert wird, ist damit im Prinzip auch den subjektiven Interpretationen von *non-native speakern* ein Platz in der Theorie geöffnet worden. Neben Register, Region und Prestige könnte man also noch die Herkunft oder Mehrsprachigkeit der Sprecher als Faktor anführen. Was aus traditioneller Sicht wegen syntaktischen Regeln als ungrammatisch aufgefasst wurde, könnte in dieser Ausweitung wegen der spezifischen Auffassung davon, was für *non-native speaker* neu und wichtig ist, durchaus berücksichtigt werden. In welcher Art und Weise genau die subjektive Sichtweise tatsächlich in die Analysen eingeschlossen werden kann, bleibt in den meisten bisherigen Studien zu dem Thema aber noch unbeantwortet.

Hollmann und Siewierska (2006; 2007) untersuchen ihrerseits dialektale Variation und zwar vom Standard abweichende Gebräuche (z. B. von *was* und *were* im Lancashire Dialekt). Es handelt sich dabei zwar um eine andere Art von Nicht-Standardität als beim *non-native discourse*, bei dem die nicht standardkonformen Formen nicht festgesetzt sind und nicht regelmäßig auftreten. Außerdem werden beim *non-native discourse* den Sprechern automatisch Fehler unterstellt, die folglich fast immer in Relation zu Standardgebräuchen bewertet werden. Hollmann und Siewierskas Arbeit ist jedoch bedeutend, da sie besonders das Phänomen der *accomodation* betonen. Sie verweisen auf das bekannte Postulat, dass sich Sprecher im Allgemeinen einander anpassen, machen jedoch deutlich, dass die sprachliche Anpassung ein äußerst komplexes Phänomen ist. Die sogenannte „sociolinguistic salience" spiele dabei eine zentrale Rolle: es handelt sich um „the degree to which speakers are consciously aware of a certain feature, and the extent to which they may (therefore) adjust their linguistic behaviour in respect to this feature" (Hollmann, 2013: 504). Obwohl ich hier eher dafür plädiere, dass nicht nur bewusste Merkmale, sondern auch viele Merkmale im Sprechen anderer imitiert werden, die nicht bewusst wahrgenommen werden, ist Hollmann

und Siewierskas Studie bedeutend dafür, dass sie das Zusammenspiel zahlreicher Faktoren, darunter der sozialen Gegebenheiten, in die linguistische Analyse einbringt.

Interessanterweise präsentieren mehrere Kognitionslinguisten auch in jüngeren Jahren die Erkenntnis, Sprache existiere nicht nur mental im Geist der Sprecher, sondern wesentlich auch außerhalb des Kopfes, in der sozialen Interaktion, als bedeutsame Neuheit. Sprache soll also nicht nur als mentales, sondern auch als sozial-interaktionales Phänomen studiert werden (vgl. Croft, 2009; Hollmann & Siewierska, 2007; Hollmann, 2013). Aus soziolinguistischer Sicht scheint das als eine ausgesprochen banale Aussage, was tatsächlich neu ist, ist jedoch der Anspruch dieser theoretischen Ausprägungen, zugleich sowohl kognitive als auch soziale Faktoren in die Analyse einzuschließen. Hollmann (2013) vermerkt sogar, dass die Annäherungsversuche zwischen den Teildisziplinen fast ausschließlich vonseiten der kognitiven Linguistik kommen, dass jedoch auch eine Öffnung der Soziolinguistik für kognitive Phänomene wünschenswert und für die Entwicklung der Disziplin (d. h. der Linguistik) im Allgemeinen nützlich wäre. Die vorliegende Arbeit könnte in diesem Sinne auch als Versuch verstanden werden, ausgehend aus dem Bereich der Soziolinguistik ein Interesse an neue Entwicklungen in der kognitiven Linguistik heranzutragen und Verbindungen zwischen den Teildisziplinen anzuregen.

3.3.3 Konstruktionsgrammatik und Gesprächslinguistik; Interaktion, Diskurs, Variation

Aus dem geschilderten Trend, soziale und interaktionale Aspekte von Sprache zu berücksichtigen, ergibt sich selbstverständlich die Ausweitung der Forschung auf konkrete Interaktionssituationen. Somit wird etwa in der konstruktionsgrammatischen Forschung des Deutschen schon seit mehreren Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass die Diskurslinguistik und die Gesprächslinguistik mit der Konstruktionsgrammatik viele Voraussetzungen teilen und deshalb voneinander in besonderem Maße profitieren könnten. Deppermann (2006) diskutiert zum Beispiel einige notwendige Grundvoraussetzungen einer (Grammatik-)Theorie, damit diese auf real auftretende Gespräche anwendbar ist. In der Konstruktionsgrammatik sei die Verbindung von Syntax mit Interaktion in besonderem Maße vorhanden:

> „Die *Construction Grammar* wendet sich gegen den Intuitionismus [im Sinne der Generativen Grammatik] und gegen die theoretische Vorabfestlegung, welche Strukturen unverfälschter oder

> zentraler Ausdruck grammatischer Kompetenz und welche defizitär oder nur von marginalem Interesse sind. Die Erkenntnis, dass ein großer Teil sprachlicher Praxis idiomatisch organisiert ist und damit gerade nicht durch möglichst abstrakte und allgemeine Regeln zu erfassen ist, bildet vielmehr den Ausgangspunkt ihres Zugangs zu sprachlichen Strukturen.“ (Deppermann, 2006: 57).

Deppermann betont folglich die Ablehnung von Regelkonformität in der Konstruktionsgrammatik und die wesentliche Rolle des Gebrauchs, der das *entrenchment* unanalysierter Einheiten und das Aufkommen sprachlicher Routinen bedingt. Die Konstruktionsgrammatik teilt also viele Voraussetzungen mit der Gesprächsanalyse, die genauso an üblichen Routinehandlungen interessiert ist. Obwohl Deppermann die Parallelen eindeutig feststellt, wären durch die Verbindung der Forschungsrichtungen, d. h. durch die grammatische Auseinandersetzung mit Emergenz und flexiblen syntaktischen Strukturen, noch Revisionen der Begrifflichkeiten unvermeidlich (vgl. Deppermann, 2006: 60).

Für die deutsche *Interaktions-Konstruktionsgrammatik* ist im Weiteren besonders der Sammelband *Konstruktionen in der Interaktion* (Günthner & Imo, 2006) bedeutend, der mehrere empirische Studien zu bis dahin in Grammatiken unberücksichtigten Sprachphänomenen liefert (etwa „dass“-, „so“-und Pseudocleft-Konstruktionen), aber auch wichtige metatheoretische Überlegungen zu dem Thema beiträgt. Auch Ziem und Lasch (2013: 156–161) fassen zusammen, dass die Konstruktionsgrammatik geeignet dafür zu sein scheint, sprachliche *Prozesse* und somit Interaktion zu konzipieren, weshalb etwa Analysen von *On line*-Syntax, sogenannten *Gartenpfad*-Sätzen oder *emergenter* Grammatik angegangen werden können (vgl. Auer, 2002; 2007; Auer & Pfänder, 2011). Sie heben zusätzlich auch die Bedeutung von qualitativen Korpusstudien beim Erforschen von gesprochener Sprache hervor, denn bei dieser Art von Konstruktions-Untersuchungen seien *rohe* Korpusdaten nicht ausreichend, um die zahlreichen Elemente, die auf die Prozesse Einfluss nehmen, zu berücksichtigen.

Der in diesen Studien betonte *On line*-Charakter der Sprachphänomene und die daraus folgende Art der Analyse sind für die Untersuchung des *non-native discourse* ausgesprochen einschlägig und werden auch in die ausführliche Diskussion dazu eingebracht (siehe Abschnitt 4.3). Andererseits hat der *non-native discourse* jedoch auch seine Spezifika, etwa in dem Sinne, dass nicht von einem notwendigen *entrenchment* der Konstruktionen ausgegangen werden kann. Außerdem sind Revisionen der Interpretation innerhalb eines Satzes sehr häufig notwendig, es handelt sich dabei aber meiner Ansicht nach meist nicht um (typische) *Gartenpfad*-Sätze, sondern die Veränderung der Interpretation ist eher auf *Fehler* (z. B. der

Kongruenz) zurückzuführen und nicht auf eine der Konstruktion inhärente „nicht beabsichtigte Ambiguität“ (vgl. Ziem & Lasch, 2013: 160).

Noch radikaler als die bisher erläuterten Studien gehen dieses Thema Östman und Trousdale (2013) an, indem sie versuchen, über soziolinguistische Variabilität hinaus auch den Bereich der *emergenten Variabilität* zu modellieren (Östman & Trousdale, 2013: 476). In Anlehnung an Hudson (2007: 384f) unterscheiden sie mehrere Arten von Variation, von denen für die vorliegende Arbeit besonders die kontextuelle Variation wichtig erscheint. Es geht dabei nämlich um „the ability of the theory to account adequately for the fact that speakers adopt different structures on different occasions, with different speakers, for different communicative purposes“ (Östman & Trousdale, 2013: 477). Es geht also erneut um den individuellen Umgang mit Diskurs-Situationen, was in traditioneller Grammatiktheorie gar kein Thema war. Obwohl es sehr aktuell sei, diskursive Aspekte in die grammatische Analyse einfließen zu lassen, müsse allerdings der Diskurs noch viel systematischer untersucht werden. Trotzdem geben Östman & Trousdale aber doch eine Liste von Attributen an, die in gewisser Weise die möglichen Diskurs-Merkmale wiedergeben. Sie meinen, dass

> „[i]n a discourse approach to constructions, context features like these are not outside of constructions, but part of the constructions. Together with the internal features, they specify resources for language users in an ordinary constructional fashion. When looked at in this manner, ‘contextual features’ that affect variability are not seen as being outside grammar, but as being part of grammar“ (Östman & Trousdale, 2013: 488).

Neben dem Berücksichtigen sozialer Interaktion und diverser kontextueller Merkmale ist schließlich idiolektale Variation eine wichtige Herausforderung für die Theorie, was auch für die vorliegende Arbeit zentral ist:

> „[W]e should also recognize the place of the idiolect, and the fact that Construction Grammar may also be seen as a theory of individual knowledge. As Honeybone (2011) observes, the problems faced by any linguistic theory which takes variation seriously include the problem of how to bring together inter-speaker variation at the level of dialect, and intra-speaker variation at the level of idiolect. Many challenges remain, but it is clear from the research that has already been published that Construction Grammars provide a framework in which to explore the nature of regional variation and discourse variability, and the relation of these to individual knowledge“ (Östman & Trousdale, 2013: 489).

Auch Östman und Trousdale haben also Bedenken bezüglich der tatsächlichen Möglichkeiten einer Modellierung dieser Art von Variation.

Diese Einstellung und auch der geäußerte Vorbehalt fassen gut den in der vorliegenden Arbeit vertretenen Standpunkt zusammen. Denn einerseits plädiere ich dafür, dass die im Grunde vorhandenen Möglichkeiten einer Theorie auch ausgearbeitet werden sollten, andererseits bleibt jedoch die Frage offen, wie das tatsächlich modelliert werden kann und welche Fragestellungen in der jeweiligen Theorie überhaupt sinnvoll sind. Außerdem ist, wie es auch Östman und Trousdale konstatieren, eine Systematisierung von Kontext und ein abgeschlossenes Repertoire an Attributen fraglich. Es fehlt etwa – aus Sicht des hier behandelten Themas – in der von Östman und Trousdale dargestellten Liste auf jeden Fall ein Attribut oder zumindest ein Attribut-Wert, der auf die *(non-)nativeness* Bezug nimmt, wie es etwa Östman (2005) andeutet, jedoch leider nicht weiter elaboriert.[43]

Abschließend zu diesem Abschnitt sind also für die vorliegende Arbeit folgende Einsichten aus den oben beleuchteten Ansätzen speziell zu markieren:

- Grammatik soll nicht mehr unter *de-kontextualisierten* Umständen untersucht werden, sondern ist wesentlich vom Kontext abhängig;
- Sprach-externe Merkmale (d. h. kontextuelle, diskursive, soziale Faktoren) müssen deshalb in der Analyse berücksichtig werden;
- Die individuellen Situations-Interpretationen und Erfahrungen mit den einzelnen Konstruktionen beeinflussen das Sprachsystem;
- Die Konstruktionsgrammatik sollte eine systematische Auseinandersetzung mit diesen Faktoren möglich machen, bisher stehen jedoch noch keine ausreichend elaborierten Modelle dafür zur Verfügung.

Für die Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* wären dazu noch folgende Punkte zu vermerken:

- Unter den kontextuellen bzw. diskursiven Merkmalen sollte es einen Faktor für die *Muttersprachlichkeit* bzw. *Fremdheit* der Gesprächsteilnehmer geben;
- Im Falle von *nicht-muttersprachlichen* Gesprächsteilnehmern muss von individuellen Situations-Interpretationen vor den üblichen, Standard-Interpretationen ausgegangen werden;

[43] Östman (2005) diskutiert den auf den ersten Blick ungrammatischen Satz *Mother drowned Baby* und führt (neben „headline“ und „family conversation“) als eine der Deutungsmöglichkeiten „something a non-native speaker would produce as part of his/her Interlanguage“ an, was er auch schematisch mit einem Diskursmarker [dp interlanguage] kennzeichnet (vgl. Östman, 2005: 137f; siehe auch Abschnitt 4.1.2).

- Im *non-native discourse* sind idiolektale Unterschiede besonders ausgeprägt, es bleibt jedoch fraglich, wie die Theorie Zugang zu diesen Idiolekten erhalten und sie systematisch berücksichtigen könnte.

Um die Diskussion nun noch gezielter auf die Problematik des Sprechens von Fremd- oder Zweitsprachen auszurichten, werden im nächsten Abschnitt konstruktionsgrammatische Studien zum Spracherwerb ausführlicher eingeführt.

3.3.4 Konstruktionsgrammatik und der Spracherwerb

Konstruktionsgrammatik und der Erstspracherwerb

Der Erstspracherwerb ist in der Konstruktionsgrammatik relativ umfassend bearbeitet und versteht sich besonders als Alternative zur Spracherwerbstheorie der (mainstream) Generativen Grammatik. Besonders in den gebrauchsbasierten Ansätzen steht der Spracherwerb im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, denn von der Erwerbstheorie leiten sich im Grunde alle wesentlichen Postulate der *usage-based theory* ab. Die beiden Forschungsrichtungen sind sogar soweit verknüpft, dass Konstruktionsgrammatik als ein integraler Bestandteil des gebrauchsbasierten Ansatzes aufgefasst wird (vgl. Tomasello, 2003; Goldberg, 2006; Diessel, 2011; 2013). Wie bereits in Abschnitt 3.2.4 ausgeführt, wird der Spracherwerb in den gebrauchsbasierten Modellen und also in konstruktionsgrammatischen Spracherwerbsstudien als aus dem konkreten Gebrauch abgeleitetes (symbolisches) Netzwerk von Konstruktionen aufgefasst.

> „[G]rammar is seen as a dynamic system of conventionalized form-function units (i.e., constructions) that children acquire based on domain-general learning mechanisms such as analogy, entrenchment, and automatization. On this account, syntactic categories are fluid entities that emerge from processing large amounts of linguistic data“ (Diessel, 2013: 348).

Eine prominente Stellung nimmt in den Spracherwerbsdiskussionen besonders Michael Tomasello ein, der schon seit Jahrzehnten als engagierter Gegner des Nativismus in der Spracherwerbstheorie eintritt (vgl. seine Kritik von Pinkers *Language Instinct*: Tomasello, 1995; siehe auch 1.2.2). Er liefert in seinen Diskussionen dazu auch empirisch belegte Argumente gegen die in der Generativen Grammatik postulierten Angeborenheit (vgl.

Chomsky, 1957; 1986) und beeinflusst bis heute maßgeblich die gebrauchsbasierte Sprachtheorie im Allgemeinen (vgl. Tomasello, 2003; 2006; 2009). Grob gefasst beruht seine Erklärung der menschlichen Kommunikation und im Besonderen des (Erst-)Spracherwerbs auf der These, dass Menschen als soziale Wesen Kommunikation im Miteinander erlernen und im Vollzug und der Praxis erlernen sie sprachliche Muster, Gebrauchskonventionen und damit Konstruktionen. Wesentlich für den Spracherwerb ist also schon beim Kind eine *kommunikative Intention*:

> „Von grundsätzlicher Relevanz ist der Befund, dass Konstruktionen schemageleitet und item-gestützt (‚item-based') gelernt werden müssen und funktional kategorisiert werden […]. Voraussetzung ist dafür soziales Lernen: Kommunikatives Handeln lässt sich nicht von kontextuellen Bedingungen ablösen, zu denen Umgebungs- und Situationsvariablen ebenso zu zählen sind wie (kopräsente) PartnerInnen der Interaktion. Nur in konkreten Kommunikationssituationen stellt sich die für den Erwerb von Konstruktionen notwendige intersubjektiv geteilte Intentionalität (‚shared intentionality') ein. Notwendig ist dafür ein gemeinsamer Aufmerksamkeitsfokus (‚joint attention') der InteraktionspartnerInnen" (Ziem & Lasch, 2013: 162).

Die konkreten Kommunikationssituationen und die Einstellungen der Sprecher zu diesen Situationen sind somit maßgeblich für den Erwerb der Sprache und die Strukturierung dieser Sprache verantwortlich. Dabei ist es entscheidend, dass Gesprächsteilnehmer überhaupt kooperieren wollen und die Fähigkeit besitzen, Intentionen wechselseitig voneinander zu erkennen.

Neben Tomasello untersuchen auch zahlreiche andere Forscher das Erlernen von Sprachstrukturen in der sozialen Interaktion mithilfe konstruktionsgrammatischer Prinzipien (vgl. Dąbrowska, 2004; Diessel, 2006; Goldberg, 2006; Behrens, 2009; 2011; Bybee, 2010). Bei Untersuchungen konkreter Erstspracherwerbs-Prozesse werden umfangreiche longitudinale Korpora verwendet, um durch Analysen der sich entwickelnden kindlichen Ausdrucksfähigkeiten das Aufkommen von Sprachkompetenz möglichst genau abzubilden. Dabei wird die Gebrauchsgeschichte genau nachgezeichnet, damit herausgefunden werden kann, wie Kinder aus dem (mehr oder weniger regelmäßigen) Sprachgebrauch ihrer Umgebung Konstruktionen mit verschiedenen Komplexitätsgraden (etwa kleinere Einwortsätze oder komplexe Satzmuster-Konstruktionen) abstrahieren. Es wird dabei in der Konstruktionsgrammatik gezeigt, dass Kinder *reguläre* Konstruktionen einer Sprache auf dieselbe Art und Weise *erlernen* wie die idiosynkratischen, eher *arbiträren* Konstruktionen (vgl. Goldberg, 1995; 2003; 2006; Tomasello, 2003; Diessel, 2013; Ellis, 2013).

Anders als bei traditioneller Spracherwerbsforschung, wo der Untersuchungsgegenstand als defizitär gegenüber der Erwachsenensprache aufgefasst wurde, wird in konstruktionsgrammatischen Arbeiten die Kindersprache als ein sich veränderndes System mit seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten angenommen. Sprache als ein inhärent emergentes, nie abgeschlossenes Phänomen zu betrachten, ist schließlich auch eines der grundlegenden Postulate der Konstruktionsgrammatik (siehe auch Abschnitt 4.3.3 zum Begriff der Emergenz). In diesem Sinn sollte sich auch die Konzipierung des Fremd- und Zweitspracherwerbs in der Konstruktionsgrammatik nicht substanziell von jener des Erstspracherwerbs unterscheiden. Besonders beim Zweitspracherwerb im Erwachsenenalter werden jedoch noch einige andere Prozesse (z. B. Interferenzen, aber auch Normativität und Korrektheit) einbezogen, was im folgenden Abschnitt näher besprochen wird.

Konstruktionsgrammatik und der Zweitspracherwerb

Obwohl der Zweitspracherwerb an sich innerhalb der verschiedenen Ausprägungen der Konstruktionsgrammatik erst in den letzten Jahren Beachtung zu finden scheint, weist die Untersuchung von formelhafter, holophrastischer, phraseologischer Sprache in der Zweitspracherwerbsforschung schon eine relativ lange Tradition auf (vgl. Corder, 1973; Hakuta, 1974; Wong-Fillmore, 1976; Ellis, 1994), die zum Teil direkt beim Erforschen von Konstruktionen als erstarrten Strukturen im Zweitspracherwerb übernommen werden kann. Außerdem stellt die Spracherwerbsliteratur aus der kognitiven Linguistik und der Korpuslinguistik für die Konstruktionsgrammatik einen wichtigen Hintergrund dar (vgl. Ellis, 1998; 2003; Robinson & Ellis, 2008; Ellis & Cadierno, 2009). Und schließlich ist, wie bereits oben erwähnt, die Erstspracherwerbsforschung für den Zweitspracherwerb unentbehrlich. Trotz der zahlreichen Gemeinsamkeiten zwischen dem Erst- und dem Zweitspracherwerb müssen jedoch beim Zweitspracherwerb auch Transfer- und Interferenz-Phänomene beachtet werden, die beim kindlichen Erstspracherwerb noch nicht vorhanden sind. Ellis (2013) meint deshalb, dass der Zweitspracherwerb neben Prozessen der Konstruktion auch *Re*konstruktion einschließt (Ellis, 2013: 366).

Zum Zweit- und Fremdspracherwerb aus konstruktionsgrammatischer Sicht sind in den letzten Jahren nun schon mehrere Arbeiten verfasst worden, bei denen im Wesentlichen zwei unterschiedliche Ansätze wahrgenommen werden können: einerseits handelt es sich um eine Art *angewandte* Konstruktionsgrammatik, in der konstruktionsgrammatische Prinzipien als pädagogische Ansatzpunkte verwendet werden, und auf der anderen Seite werden die

Eigenschaften des Zweitspracherwerbs in stärker theoretischer Form definiert. Während im angewandten Ansatz nach Methoden gesucht wird, die mithilfe konstruktionsgrammatischer Prinzipien Schülern den Spracherwerb erleichtern würden, wird im zweiten Ansatz der Zweitspracherwerb mit dem Erstspracherwerb verglichen und es wird versucht zu ermitteln, welche Rolle Konstruktionen bei Fremdsprachigen überhaupt spielen. Die beiden Forschungsrichtungen hängen natürlich untrennbar miteinander zusammen, für die vorliegende Arbeit scheint jedoch besonders letztere einschlägig, da es sich dabei um das Funktionieren des *non-native discourse* handelt, ohne dass dabei (unbedingt) eine Verbesserung der Sprachkenntnisse angestrebt würde.

Wenn nun in der Konstruktionsgrammatik Konstruktionen als sprachliche Einheiten festgelegt werden, muss, wie es Ellis (2013: 368) schlicht ausdrückt, auch der Spracherwerb notwendigerweise das Erlernen von Konstruktionen sein. Ellis, einer der bedeutendsten Forscher zum Zweitspracherwerb aus konstruktionsgrammatischer Sicht, gibt im Weiteren mehrere Faktoren an, die den Spracherwerb bestimmen und fasst die wesentlichen Forschungsfragen und Forschungsbereiche auf diesem Gebiet folgendermaßen zusammen:

> „Constructionist accounts of language acquisition thus involve the distributional analysis of the language stream and the parallel analysis of contingent perceptual activity, with abstract constructions being learned from the conspiracy of concrete exemplars of usage following statistical learning mechanisms […] relating input and learner cognition.
> The determinants of learning include (1) input frequency (type-token frequency, Zipfian distribution, recency), (2) form (salience and perception), (3) function (prototypicality of meaning, importance of form for message comprehension, redundancy), and (4) interactions between these (contingency of form-function mapping)“ (Ellis, 2013: 368).

Laut Ellis ist allerdings im Zweitspracherwerb, wie erwähnt, wesentlich auch ein Phänomen beteiligt, das er *Re*konstruktion nennt. Die Erstsprache soll nämlich unsere Perzeption und Kategorisierung der Wirklichkeit grundlegend prägen, deshalb wird auch beim Lernen und Sprechen einer Zweitsprache darauf zurückgegriffen. Idealerweise sollte deshalb auch eine Zweitsprache durch „participatory experience“ erlernt werden, denn durch eine teilnehmende Praxis wird die Sprache während der sogenannten „embodied interaction“ im sozialen Kontext, in dem individuelle nichtsprachliche Ziele angestrebt werden, viel unmittelbarer verarbeitet (vgl. Ellis, 2013: 374). Ellis sieht zwar keine konkreten Vorschläge einer Modellierung der komplexen Sachverhalte und Analysen vor, er schließt jedoch den Aufsatz

mit einem Verweis auf mögliche weiterleitende Forschung im Zusammenhang mit sogenannten *Complex Adaptive Systems*:

> „Linguistic patterns are not pre-ordained by God, genes, school curriculum, or other human policy. Instead they are emergent […] – synchronic patterns of linguistic construction at numerous levels (phonology, lexis, syntax, semantics, pragmatics, discourse, genre, etc.), dynamic patterns of usage, diachronic patterns of language change (linguistic cycles of grammaticalization, pidginization, creolization, etc.), ontogenetic developmental patterns in child language acquisition, global geopolitical patterns of language growth and decline, dominance and loss, and so on. We cannot understand these phenomena unless we understand their interplay. The framework of Complex Adaptive Systems can usefully guide future research and theory" (Ellis, 2013: 378).

Diese interessante Verbindung mit *Complex Adaptive Systems* ist hier auch insofern bedeutend, als diese auch in der ELF-Forschung zunehmend berücksichtigt und in die Konzeptualisierung von ELF eingebunden werden, weshalb im abschließenden Kapitel auf diese Zusammenhänge noch zusätzlich verwiesen wird.

Im Bereich der *pädagogischen* Konstruktionsgrammatik können neben vereinzelten Publikationen (z. B. Gries & Wulff, 2005; 2009; Ellis & Ferreira-Junior, 2009; Holme, 2010) beispielhaft die Themen des kürzlich stattgefundenen Symposiums zu Pädagogischen Implikationen der Konstruktionsgrammatik aufgezählt werden, die auch treffend die Problemfelder der Zweitspracherwerbsforschung aus konstruktionsgrammatischer Sicht darstellen. Auf dem Symposium wurden unter anderem folgende Fragen erörtert (vgl. CALP, 2013):

- ob Lerner überhaupt *Konstruktionen* gespeichert haben;
- wie negative Evidenz beeinflusst werden kann;
- ob Lerner beim Verwenden von Konstruktionen eher analytisch oder synthetisch (also konstruktionistisch) vorgehen;
- wie/ob in einer Fremdsprache die Wirklichkeit anders interpretiert wird und daher fremdsprachige Konstruktionen schwerer zu erwerben sind;
- was (z. B. grammatischer und sonstiger Kontext) die Wahl bestimmter Konstruktionsmuster in Zweit- und Fremdsprachen beeinflusst;
- wie der konkrete Gebrauch (etwa die sozial-interaktionale Verortung) der Zweitsprachlerner ihren Erwerb beeinflusst;

- wie in Zweit- und Fremdsprachen-Varietäten bestimmte Konstruktionen (nicht) wohlgeformt gebraucht werden.

Bei dieser Auflistung handelt es sich natürlich nur um eine Auswahl der mit dem Spracherwerb verbundenen Bereiche, sie fassen aber tatsächlich die grundlegenden Fragestellungen dazu zusammen. Es geht nämlich im Grunde immer darum, welchen ontologischen Status Konstruktionen beim Sprechen von Zweitsprachen haben, welche (externen) Faktoren die vorgebrachten Strukturen beeinflussen und wie die – oft ungrammatischen – Formen theoretisch konzipiert werden können.

In der Forschung zur Konstruktionsgrammatik des Deutschen (als Fremdsprache) können illustrativ einige Arbeiten von Klaus Welke (2009c; 2010; 2013) und Stefanie Haberzettl (2006) angesprochen werden. Welke (2013) betont etwa, dass die Konstruktionsgrammatik im Allgemeinen wichtige Ansätze mit Beschreibungsgrammatiken und Fremdsprachengrammatiken teilt, weshalb sie im Fremdsprachenunterricht produktiv als grammatiktheoretische Basis genutzt werden sollte. Besonders das Prototypen-Prinzip, das die bevorzugte Suche nach Invarianz ersetzt, sollte seiner Ansicht nach im Fremdsprachenunterricht eingesetzt werden. Überdies sollte der Fremdsprachenunterricht auch klar machen, wie groß die Bedeutung von Implikaturen und das Erschließen der Bedeutung daraus sind. Implikaturen gelten jedoch sprachunabhängig und müssen somit nicht gelernt, sondern den Lernern nur bewusst gemacht werden. Auf jeden Fall ermöglichen laut Welke die vorgeschlagenen Alternativen zum Invarianz-Prinzip den Lernern einen besseren Umgang mit sprachlicher Varianz (vgl. Welke, 2009c; 2010).

Stefanie Haberzettl (2006) macht ebenfalls anhand von konkreten Korpus-Studien individueller Sprachlerner auf die wichtige Rolle von prototypischen Szenen aufmerksam. Sie spricht dabei im Besonderen noch die interessante und wichtige Tatsache an, dass bei Zweitsprachlernern bzw. –sprechern Zwischenstufen oder *Konstruktionen-Blends* einer Interimsprache erhalten bleiben können und somit eventuell zu eigenständigen Konstruktionen herausgebildet werden. Die Frage, die dabei unweigerlich aufkommt, ist, ob diese neuen bzw. individuellen Strukturen Konstruktionen sind oder, wenn nicht, welchen Status sie in einer Konstruktionsgrammatik überhaupt bekommen.

Tatsächlich sollte trotz der offenbar großen Produktivität der Prinzipien der Konstruktionsgrammatik und der gebrauchsbasierten Ansätze im Allgemeinen für die Spracherwerbsforschung die Frage danach, was der Konstruktions-Begriff in diesen Kontexten bedeutet, noch genauer präzisiert und kritisch betrachtet werden. Obwohl nämlich bereits mehrere Studien belegen, dass auch *non-native speaker* in ihrer Sprachproduktion

syntaktisches Priming aufweisen, das auf komplexen Konstruktionen basiert (vgl. Gries & Wulff, 2005; 2009; McDonough & Trofimovich, 2008), ist nicht genügend geklärt, wie der in der ursprünglichen Konstruktionsgrammatik definierte Konstruktionsbegriff in dieser Sachlage überhaupt zu deuten ist.

Da beim Sprechen von Zweit- und Fremdsprachen nicht von einer homogenen Sprachgemeinschaft und einem automatischen *entrenchment* der jeweiligen Konstruktionen gesprochen werden kann, muss in diesen Untersuchungen in besonderer Weise geklärt werden, was unter dem Begriff der *Konstruktionen* zu verstehen ist. In der folgenden Definition aus Ellis' Beitrag zum Zweitspracherwerb (Ellis, 2013), die auf Goldbergs und Crofts Arbeiten aufbaut, wird die Rolle der Sprachgemeinschaft zwar übernommen, dem Thema des Artikels entsprechend wird diese allerdings mit dem *Gedächtnis* des Lerners („the learner's mind") zusammengebracht (Ellis, 2013: 365):

> „Constructions are form-meaning mappings, conventionalized in the speech community, and entrenched as language knowledge in the learner's mind. They are the symbolic units of language relating the defining properties of their morphological, syntactic, and lexical form with particular semantic, pragmatic, and discourse functions."

Es scheint, dass Ellis hier, zum Zwecke des Themas seines Beitrags, den *Sprecher* einer Sprachgemeinschaft einfach direkt mit dem *Lerner* der Sprache, die in dieser Sprachgemeinschaft gesprochen wird, ersetzt. Der Übergang von der Sprachgemeinschaft zum einzelnen Gedächtnis des Sprach*lerners* wird allerdings nicht verdeutlicht. Ellis erklärt auch nicht, ab wann eine Konstruktion als solche im Lerner vorhanden ist und wie sie mit den konventionellen Konstruktionen der Sprachgemeinschaft verbunden bzw. von ihnen zu unterscheiden ist.

Ähnlich oberflächlich gehen auf die Bestimmung des Untersuchungsobjekts in ihrem Artikel zu Konstruktionen bei *non-native speakern* Gries und Wulff (2005) ein. Sie übernehmen darin die – auf Konstruktionen in Erstsprachen basierende – Definition von Goldberg (1995) und fügen lediglich hinzu, dass

> „[o]ne question that proponents of Construction Grammar need to face is that of the ontological status, or psychological reality, of constructions. More precisely, while there is little doubt that lower-level constructions such as morphemes and words do have some mental representation, this is not equally obvious for sentence-level constructions such as argument structure constructions" (Gries & Wulff, 2005: 183).

Gries und Wulff versuchen folglich eben diese mentale Repräsentation von komplexen Strukturen zu beweisen und kommen anhand von empirischen Experimenten zu dem Schluss, dass sich das Sprachsystem von *non-native speakern* (in ihrem Fall Studierende des Englischen mit Deutsch als Muttersprache) auch aus dieser Art von Konstruktionen zusammensetzt.

Auch Holme (2010) geht in seinem Artikel zur Sprachpädagogik direkt auf Kontroversen bei der Definition von Konstruktionen ein, nämlich indem er betont, dass „[a]ny attempt to identify constructions as a central unit of language pedagogy encounters disagreements among cognitive linguists about how these forms should be described" (Holme, 2010: 117). Seine Untersuchung läuft allerdings darauf hinaus, dass es für pädagogische Zwecke einen eigenen, diesen Zwecken angepassten Konstruktionsbegriff bedarf. Um im Sprachunterricht die Formen den Schülern beizubringen, schlägt er vor, (unterschiedliche oder ein und dieselben) Konstruktionen als entweder kompositional oder nicht-kompositional darzustellen (Holme, 2010: 118). Mit der Frage des *entrenchment* befasst sich jedoch auch Holme nicht. Sein Ziel ist es lediglich, die Konstruktionen zu deuten, d. h. deren Form und Bedeutungen sowie die Verbindung zwischen ihnen den Sprachlernern durchschaubar zu machen.

Für das hier behandelte Thema ist es jedoch von besonderer Bedeutung, welchen Grad des *entrenchment* die Form-Bedeutungspaare aufweisen müssen, um als Konstruktion zu gelten. Beim Experiment von Gries und Wulff ging es z. B. nur um das Erkennen und Gruppieren von Konstruktionen, nicht jedoch um den aktiven Gebrauch. Die Grenze dazwischen, wann es sich um eine Zwischenstufe im Spracherwerb oder eine stabile, festgesetzte Konstruktion handelt, bleibt somit unklar und ist erneut an die Problematik des ontologischen Status von Konstruktionen gebunden.

Etwas eingehender geht auf die Frage Thomas Hoffmann (2011) ein, der in seiner Abhandlung über Präpositionsstellungen das britische Englisch und das (*non-native*) kenianische Englisch berücksichtigt. Durch das ganze Buch wird von unterschiedlichen „degrees of entrenchment" gesprochen: besonders merkt Hoffmann immer wieder an, dass Unterschiede im Gebrauch von bestimmten Formen auf die Tatsache zurückzuführen sind, dass die Konstruktionen bei den kenianischen Sprechern weniger tief festgesetzt, d.h. *entrenched* sind. Der Grund dafür sei wiederum der beschränkte Input:

> „Now usagebased Construction Grammar approaches straightforwardly allow for the incorporation of such probabilistic mental knowledge since entrenchment is a gradual phenomenon: the higher the input frequency of a particular construction, the stronger it is going to be entrenched in the neural network" (Hoffmann, 2011: 271).

Diese Argumentationslinie, d. h. dass Konstruktionen verschiedene Grade von *entrenchment* aufweisen, aber trotzdem als Konstruktionen identifiziert werden, scheint nun am besten geeignet für eine Annäherung an den *non-native discourse* per se, also eine Untersuchung, die nicht mit einer direkten Anwendung etwa im Sprachunterricht motiviert ist. Der Ansatz klärt nämlich auch prinzipielle Fragen hinsichtlich des Umgangs mit den grundlegenden Begriffen und Voraussetzungen der Theorie in dieser Art von Untersuchung. Die Eigenschaften von Konstruktionen stehen darin selbstverständlich im Mittelpunkt.

Im nächsten Kapitel, das als eine Erweiterung des vorliegenden zu betrachten ist, wird nun in diesem Sinne eine präzisere Analyse des *non-native discourse* vorgelegt. Neben der theoretischen Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* und der Einbettung des Phänomens in die allgemeine Theorie der Konstruktionsgrammatik werden darin auch konkrete Beispiele aus dem Englischen als Lingua Franca mithilfe konstruktionsgrammatischer Prinzipien interpretiert.

4 Konstruktionsgrammatische Analyse des *non-native discourse*: ELF-Konstruktionen

4.1 Einleitung: Konstruktionsgrammatik und der *non-native discourse*

Nachdem im vorigen Kapitel die Konstruktionsgrammatik als theoretisches Modell ausführlich beschrieben wurde und auch ihre Möglichkeiten für die Auseinandersetzung mit (mündlicher) Interaktion, dem Sprachwandel sowie dem Erst- und Zweitspracherwerb diskutiert wurden, wird nun in diesem Kapitel genauer der Frage nachgegangen, ob sich die Prinzipien dieser theoretischen Ausprägung auch für Analysen des *non-native discourse* eignen. Es werden dafür einige der oben erläuterten Ansätze verwendet und versucht, sie in die Analyse einzugliedern. Allerdings muss hervorgehoben werden, dass es doch einige wichtige Unterschiede zwischen den bisher und den im Weiteren geschilderten Ansätzen gibt, die auch in den vorigen Kapiteln schon öfters angesprochen wurden: beim Erforschen von *non-native varieties* handelt es sich um die Analyse relativ stabiler Varietäten, in denen zwar oft innovative, kreative und neue Konstruktionen aufkommen, bei denen aber auch angenommen wird, dass sich die Konstruktionen stabilisieren und im Grunde gut verankert sind (sowohl im Geist des einzelnen Sprechers als auch in der Sprachgemeinschaft als solcher). Beim Zweit- und Fremdspracherwerb handelt es sich wiederum um das Erforschen von *Interlanguage*-Phänomenen, also Übergangsstrukturen, und meistens besteht die Absicht, diese Übergangsstrukturen zu identifizieren, um sie effektiv mit Zielstrukturen (der entsprechenden Sprache oder Varietät) ersetzen zu können. Die Motivation dahinter ist also eine Anwendung in der Sprachvermittlung. Demgegenüber ist bei dem hier vorgeschlagenen und auch etwa von der ELF-Forschung geförderten Verständnis das Erforschen des *non-native discourse* per se ein Untersuchen von *innovativen* Strukturen, die unstabil sind, aber auch nicht zu einer Stabilität neigen bzw. nicht unbedingt der (z. B. institutionelle) Rahmen gegeben ist, eine stabile Zielsprache bzw. Varietät zu erreichen. ELF wird etwa, wie in Kapitel 2 eingehend diskutiert wurde, als eigenständiges, inhärent dynamisches Phänomen betrachtet, in dem die einzelnen Interaktionen die konkrete Wahl der Konstruktionen wesentlich prägen. Wegen dieser radikalen Dynamik und Heterogenität erhalten in dieser Art

von sprachlicher Interaktion eher die Konzepte von Online-Prozessen, Ad-hoc-Konstruktionen und gegenseitiger Anpassung einen zentralen Stellenwert.

Im Folgenden wird vorerst kurz die Rolle des *native speaker* in den grundlegenden Texten der Konstruktionsgrammatik dargestellt. Danach werden einige Arbeiten diskutiert, die sich gezielt (auch) dem *non-native discourse* (sei es in Form von *non-native varieties* oder von inhärent unstabilem *non-native discourse*) widmen. Im Kernstück dieses Kapitels wird darauf an der Verbindung zwischen konstruktionsgrammatischen Ansätzen und Daten aus ELF gearbeitet, wo auch versucht wird, konkrete konstruktionsgrammatische Explikationen und Formalismen zu entwickeln. Schließlich werden im letzten Teil des Kapitels einige für die Konzipierung des *non-native discourse* wesentliche theoretische Begriffe wieder aufgenommen oder neu eingeführt und näher diskutiert.

4.1.1 Der *non-native speaker* in ausgewählten *Standardwerken* der Konstruktionsgrammatik

Obwohl anfangs in der Theorie fast ausschließlich die notwendigerweise auf *native speaker*-Urteilen basierende Introspektions-Methode angewendet wurde, ist durch die Jahre ein deutlicher Trend zur Lockerung dieser Beschränkung und die Einführung diverserer Methoden zu vermerken. Der *native speaker* wird in mehreren zentralen Werken der Konstruktionsgrammatik nicht als eindeutige Referenz der linguistischen Analyse hervorgehoben (vgl. etwa Goldberg, 1995), deshalb scheint die Konstruktionsgrammatik schon auf den ersten Blick für die Beschäftigung mit dem *non-native discourse* geeignet zu sein. Das Syntagma *native speaker* tritt in dieser expliziten Form deutlich seltener auf als es besonders in Texten der mainstream generativen Grammatiktheorie der Fall war und ist. Die unten angeführten Beispiele sollen repräsentativ dafür sein, wie in der allgemeinen Konstruktionsgrammatik mit der Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* umgegangen wird.

Die Verbindung *native speaker* kommt etwa in Goldberg (1995), einem der einflussreichsten Werke der Konstruktionsgrammatik, gar nicht vor, interessanterweise scheint es jedoch, als erfülle einfach der *Sprecher* als solcher, also der *speaker*, die Rolle des üblicherweise mit *native speaker* benannten Informanten der linguistischen Analyse, was die folgenden Aussagen über die Akzeptabilität und die Kennzeichnungen der Grammatikalität von Sätzen (mit den üblichen Sternchen und Fragezeichen) veranschaulichen können. (1) und (2) sind zwei zufällig gewählte Sätze aus Goldbergs Buch, in denen beiläufig

Grammatikalitäts- und Akzeptabilitätsurteile von *native speakern* erwähnt werden. (3) soll hingegen zeigen, wie in der Abhandlung Sätze als grammatisch (Beispiele *a*) und ungrammatisch bzw. grammatisch fraglich gekennzeichnet werden (mit * und ?) (Hervorhebung A. M. P.):

(i) „There are certain benefactive ditransitives […] which are **acceptable to varying degrees for different speakers**" (Goldberg, 1995: 36).

(ii) „[Fillmore] notes that while it is perfectly **acceptable for a speaker** to admit ignorance of the identity of a missing indefinite argument, it **sounds odd for a speaker** to admit ignorance of a missing definite complement" (Goldberg, 1995: 59).

(iii) „a. She forgave him his sins.
b.?*She forgave him his goof.
a. She envied him his vast fortune.
b.?*She envied him his extensive stock portfolio." (Goldberg, 1995: 132).

Auch die folgenden Beispiele aus Goldberg (2006) verdeutlichen, dass die Auswahl und anschließende Analyse von Konstruktionen (noch) eindeutig auf Grammatikalitätsurteilen von *native speakern* beruht (Hervorhebung A. M. P.):

(iv) a. „Informal judgments were solicited from twelve naive **native speakers** based on a six-point scale, where 1 was 'terrible' and 6 was 'perfect.'" (Goldberg, 2006: 149).
b. „Thai is an in situ language for which I was able to **collect judgements from five native speakers** about whether questions within islands are acceptable" (Goldberg, 2006: 152).
c. „We saw above that brand-new recipient arguments do not necessarily **strike native speakers as ungrammatical**. Thus the scope properties of the ditransitive construction can be seen to follow naturally from the combination of lexical facts and a topicality scale" (Goldberg, 2006: 160).

Goldberg macht jedoch auch deutlich, dass systematische Belege aus möglichst umfangreichen Textkorpora notwendig wären, um zu verlässlichen Schlüssen bezüglich der Verwendung von Strukturen zu kommen (vgl. Goldberg, 2006: 113), was auf eine Relativierung der Verlässlichkeit auf *native speaker*-Urteile hindeutet.

Ein äußerst interessantes, und fast einziges Beispiel zum *non-native discourse* in Goldberg (2006) ist die Erwähnung eines *non-native speakers* im Kommentar zu einem literarischen Textausschnitt, wobei die *non-nativeness* des Sprechers nicht anhand von Ungrammatikalität der Aussage, sondern anhand von nicht-konventioneller Wortwahl und

Ausdrucksweise identifiziert wird. Hier wird also die wichtige Rolle der Pragmatik in dieser Theorie deutlich:

> „Mother dubs me Alexi-stop-spleening-me!, because I am always spleening her . . . because I am always elsewhere with friends, and disseminating so much currency, and performing so many things that can spleen a mother. Father used to dub me Shapka, for the fur hat I would don even in the summer month. He ceased dubbing me that because I ordered him to cease dubbing me that. […]
> The narrator of the passage above is **clearly intended to be a nonnative speaker**. How can we tell? It is because much of the phrasing used and combination of lexical choices are non-conventional, even if fully grammatical“ (Goldberg, 2006: 54; Hervorhebung A. M. P.).

Es stellt sich anhand des als *non-native* identifizierten Auszugs allerdings die Frage, warum derart automatisch zwischen (nicht-konventionellen) Wortverbindungen der *non-native* und der *native speaker* unterschieden wird. Die aufgeführten Beispiele geben dafür keinen eindeutigen Anhaltspunkt, besonders wenn man berücksichtigt, dass auch der *native discourse* durchaus unkonventionell sein kann, wie etwa folgende Sätze, die in Goldberg (2006: 59) übergeneralisierte Argumentstruktur-Muster darstellen und von Goldberg als „adult novel productions“ bezeichnet werden, d. h. dass sie Erweiterungen bestimmter Muster bei erwachsenen *native speakern* illustrieren:

(v) a.„He concentrated his hand steady.“
b „I'll just croak my way through, I guess.“
c. „Diane hasn't Botoxed and siliconed herself into some kind of weird creature.“ (Goldberg, 2006: 59).

In allen Zitaten sind nämlich Konstruktionen enthalten, die konstruktionsgrammatisch bearbeitet werden können, wenngleich alle tatsächlich neue Bildungen sind und eigenartig klingen. Der Unterschied zwischen *innovativen* Kombinationen erwachsener *native speaker* und der *eigenartigen* Wortwahl eines *non-native speakers* lässt sich wohl definitiv kaum festlegen. Auch die *native* Sätze klingen nämlich eigenartig und es stellt sich die Frage, wieso sich die Fähigkeit für (absichtlich) unkonventionellen Sprachgebrauch nur auf eine bestimmte Sprechergruppe beziehen sollte.

Ein weiteres Beispiel aus Goldberg (2006) ist ein Experiment, bei dem den Probanden eine ihnen unbekannte, also für sie nicht-konventionelle und *ungrammatische* Konstruktion vorgetragen wurde und diese relativ schnell von den Teilnehmern angenommen, und somit als grammatisch aufgefasst wurde:

> „Kaschak and Glenberg […] have investigated adults' online processing of the construction exemplified by *This shirt needs washed*, a construction that was novel to their experimental subjects, although it is used by native speakers of western Pennsylvania. They found that speakers were able to read instances of this construction with greater fluency after hearing or reading other instances of the construction" (Goldberg, 2006: 74).

Dieses Experiment beweist also, dass eine Konstruktion ausgesprochen schnell als vertraut und akzeptabel angenommen werden kann und zugleich auch, wie Goldberg doch auf Grammatikalitätsurteilen von *native speakern* beharrt, denn bei dem dargestellten Experiment scheint es wesentlich zu sein, dass es sich nicht um irgendeine, womöglich inkorrekte bzw. ungrammatische Form handelt, sondern dass in einer bestimmten Varietät, auch wenn diese nicht standardisiert ist, die Konstruktion grammatisch ist.

William Croft, als Vertreter der ebenfalls sehr einflussreichen *Radical Construction Grammar*, versucht hingegen in seinen Texten stärker darauf aufmerksam zu machen, dass sowohl beim *üblichen* Sprechen seiner (Erst-)Sprache als auch beim Sprechen von Fremdsprachen immer Konstruktionen, d. h. komplexe syntaktische Einheiten und nicht einzelne Wörter (mit kategorialen Etiketten) wahrgenommen und produziert werden. Erst nach einer *globalen* Rezeption und Planung der Konstruktionen folge die Abstraktion der Kategorisierung und Untergliederung (vgl. Croft, 2005). Der Sprecher frage sich also in jeder Kommunikationssituation, was er im Grunde ausdrücken möchte, und sucht die notwendige Konstruktion dazu, die er dann mit den entsprechenden Elementen füllt. Obwohl also auch Croft nicht explizit Fälle aus dem *non-native discourse* diskutiert, ist seine Theoriebildung mit den Voraussetzungen dieser Art von Kommunikation relativ gut vereinbar.

Zusammengefasst sind Untersuchungen von Sätzen und Konstruktionen, die für *native speaker* akzeptabel sind, in der Konstruktionsgrammatik dominant, es ist aber auch eine Öffnung in Richtung *non-native discourse* bemerkbar, die daher kommt, dass Introspektion und die Konzepte von Grammatikalität und ihrer Stabilität in der Theorie grundlegend hinterfragt werden. Konkrete konstruktionsgrammatische Arbeiten zum *non-native discourse* werden im folgenden Abschnitt vorgestellt.

4.1.2 Konstruktionsgrammatische Arbeiten zum *non-native discourse* per se

Trotz der für Untersuchungen des *non-native discourse* geeigneten theoretischen Grundvoraussetzungen bleibt auch in konstruktionsgrammatischen Arbeiten das Befassen mit dieser Art von Sprachgebrauch ein Randphänomen. Neben den Arbeiten zum Zweit- und Fremdspracherwerb, die schon im vorigen Kapitel besprochen wurden, gibt es aus einer nicht-angewandten Perspektive relativ wenig Forschung dazu. Besonders Untersuchungen zum *non-native discourse* an sich, also nicht im Vergleich mit stabilen Varietäten, scheinen in der Konstruktionsgrammatik nicht wirklich Beachtung zu finden.

In konstruktionsgrammatischen Studien zum Deutschen wird dieser Themenbereich nur sporadisch erforscht. Einige bescheidene Ansätze sind bei Heike Wieses und Ines Urbans Arbeiten zum Kiezdeutschen zu beobachten (vgl. Urban, 2007; Wiese, 2012). Urban übernimmt nämlich Wieses Konzeptualisierung des Kiezdeutschen als eigenständigem (nicht-muttersprachlichem) deutschem Dialekt und schlägt in ihrer Magisterarbeit eine konstruktionsgrammatische Analyse der spezifischen Kiezdeutsch-Formen vor (z. B. der Konstruktion „Lassma“; Urban, 2007). Es handelt sich dabei aber nur um einen ersten Versuch, der verständlicherweise zu der Zeit auch noch auf keinen umfangreichen konstruktionsgrammatischen Untersuchungen zum *non-native discourse* aufbauen konnte.[44]

In den englischsprachigen Publikationen zur Konstruktionsgrammatik werden hingegen neben Studien, die etwa Varietäten der *New Englishes* betreffen, in den letzten Jahren auch sogenannte Lernersprachen-Varietäten stärker berücksichtigt, was im Folgenden näher vorgestellt werden soll. Eine der einflussreichsten Studien auf diesem Gebiet ist laut Östman und Trousdale (2013) Mukherjee und Gries' (2009) Forschung zu Verb-Konstruktionen in *New Englishes*. Sie kommen darin zu dem Schluss, dass „the more advanced the new English variety is in the evolutionary cycle, the more dissimilar it is to present-day British English with regard to collostructional preferences“ (Mukherjee & Gries, 2009: 46).

Eine umfassendere Studie über den *non-native discourse* liegt in der Analyse von Präpositionen im Britischen und Kenianischen Englisch von Thomas Hoffmann (2011) vor.

[44] Außerdem betrachte ich es als durchaus fraglich, ob es sich beim Kiezdeutschen wirklich um ein eigenständiges Phänomen handelt, das den Status eines deutschen Dialekts haben sollte, oder ob nicht doch eine wesentliche Abhängigkeit vom Standarddeutschen vorhanden ist und es eher als Epiphänomen zu beschreiben wäre. Als solches könnten auch zahlreiche Parallelen zum Englischen als Lingua Franca gezogen werden, deshalb wäre es auf jeden Fall von Vorteil, wenn man die Forschung dazu wieder aufnehmen würde.

Hoffmann untersucht darin direkt *non-native* Konstruktionen von Kenianischen Englisch-Sprechern. Obwohl es sich auch dabei um eine stabile *New Englishes* Varietät handelt, können viele seiner Einblicke auch für die in dieser Arbeit erläuterte Art des *non-native discourse* übernommen werden. Erstens sind sein systematischer Zugang und sein Anspruch auf eine erschöpfende Analyse der Phänomene äußerst wertvoll, denn er versucht auch detaillierte Formalismen für seine Analysen zu entwickeln, was in der Konstruktionsgrammatik eher selten ist. Außerdem unterscheidet er verschiedene Grade des *entrenchment*: wie bereits in Kapitel 3 (3.3.4) angesprochen, wird das *entrenchment* meist nicht wirklich diskutiert, deshalb ist es wichtig, dass auf die Eigenschaften der Verfestigung speziell aufmerksam gemacht wird. Interessanterweise besteht Hoffmann jedoch darauf, dass zufällige Ad-hoc-Formen für eine grammatische Analyse nicht in Frage kommen, sondern nur tatsächlich festgesetzte Konstruktionen sprachwissenschaftlich berücksichtigt werden sollten. Das steht im Grunde im Gegensatz zu einigen neuesten Tendenzen in der Forschung zur Konstruktionsgrammatik und dem Spracherwerb, die genau darauf hinauslaufen, dass die Beschreibung von Formen in (stabilen) Zweitsprachen und (unstabilen) Fremdsprachen nicht scharf getrennt werden sollte (siehe den Kommentar zu Gilquin (2013) und Deshors (2013) unten). Eigentlich geht Hoffmann im Schlusswort des Buches sogar selbst in diese Richtung, nämlich indem er den äußerst eigenartigen, Winston Churchill zugeschriebenen Satz „This is something up with which I will not put“ als eindeutig ungrammatisch, aber potentiell produktiv und somit (konstruktions-)grammatisch relevant bezeichnet (Hoffmann, 2011: 276). Und genau diese Art von Argumentation innerhalb der konstruktionsgrammatischen Forschung kann für die Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* in besonderem Maße fruchtbar gemacht werden.

Dieser unstabile, vorübergehende Charakter sprachlicher Formen wird, wie erwähnt, in einigen jüngsten Studien zur Konstruktionsgrammatik und dem Zweit- bzw. Fremdspracherwerb hervorgehoben. Gaëtanelle Gilquin untersucht etwa, wie im *English as a Foreign Language* (EFL) und *English as a Second Language* (ESL), die sie als zwei „non-native varieties of English“ bezeichnet, bestimmte Konstruktionen richtig oder falsch gebraucht werden, also welche Verben in die Leerstelle der Konstruktion eingefügt werden und wie die Konstruktion überhaupt gebaut wird. Obwohl es sich eigentlich um *Interlanguage*, also einen vorübergehenden, unstabilen Stand der Sprachkenntnisse und keine (stabilen) Varietäten handelt, macht Gilquin deutlich, dass die Konstruktionsgrammatik für die Untersuchung solcher Interlanguage-Phänomene durchaus genutzt werden kann:

> „More generally, [the study] will demonstrate the viability of construction grammar as a theoretical framework to conduct a corpus-based study of interlanguage since, given the right level of abstraction, this framework provides a *tertium comparationis* for the contrastive analysis of varieties that may not necessarily follow the same norms. The study will also underline the relevance of the collostructional method to perform a contrastive interlanguage analysis, by showing that in both native and non-native varieties words interact with constructions (though sometimes in different ways)“ (Gilquin, 2013: 43).

Ähnlich erforscht Sandra Deshors die Verhältnisse zwischen EFL, ESL und dem *native* English: ESL, das eher institutionalisiert ist, unterschiedliche Register und Stile hat, wird oft von EFL (oder dem Lernerenglisch) unterschieden, das eher als „performance variety“ ohne sozialen Status aufgefasst wird und in dem die Sprecher nur eine beschränkte Anzahl von Formeln verwenden. Mithilfe eines sogenannten *multifactorial approach* zu den Daten kommt sie allerdings zu dem Schluss, dass EFL und ESL nicht als zwei getrennte Entitäten aufgefasst und untersucht werden sollten, sondern dass zwischen den „Varietäten“ ein Kontinuum besteht. Bei dem Ansatz geht es darum, dass Korpusdaten (in ihrem Fall sind es Lernerkorpora von Hongkong-, Französisch- und Deutsch-Englischem Interlanguage) mit zwölf Variablen (darunter Transitivität, Genus Verbi, Belebtheit, Pronominalität, Varietät des Englischen) annotiert werden (vgl. Deshors, 2013). Während es sehr produktiv ist, mehrere Faktoren zu berücksichtigen und zu kennzeichnen, ist es doch eindeutig, dass Deshors von den Sprach-externen Merkmalen nur eines auswählt, nämlich das „Land“ („country“). Es fehlen also meiner Ansicht nach mehrere kontextuelle und diskurs-pragmatische Eigenschaften, die auch entscheidend die Sprachproduktion beeinflussen, z. B. das Niveau der Sprachkenntnisse, das Alter der Sprecher, die Muttersprachlichkeit, Stressfaktoren oder die Formalität der Gesprächssituation. Es ist gewiss schwer, diese Art von Informationen über die Gesprächssituationen überhaupt zu bekommen, geschweige denn sie einheitlich zu operationalisieren. Genau das wäre aber ein nächster und ausgesprochen vielversprechender Schritt in Richtung ganzheitlicher Annotierung von Interaktionen für die grammatische Analyse, die immerhin auch durch den Trend zur Re-Kontextualisierung der Daten in der Grammatiktheorie bekräftigt wird (siehe Abschnitt 3.3.2).

Die meisten Parallelen zum *non-native discourse*, wie er in dieser Arbeit konzipiert wird, scheinen im Prinzip in Östman (2005) zu finden zu sein. Jan-Ola Östman kommentiert im Kapitel *Construction Discourse* nämlich das „Konstrukt“[45] *Mother drowned Baby* und meint, dass es zur Deutung davon zumindest drei Möglichkeiten der Aussagesituationen gibt,

[45] Zu der Benennung von mehr oder weniger schematischen Konstruktionen bis hin zu vollständig lexikalisierten Konstrukten siehe Traugott (2008b) und Abschnitt 3.2.5 oben.

in denen diese Mikrokonstruktion vorkommt, und zwar „as a Headline, which is the attested source of (3) [= der Beispielsatz, A. M. P.]; as an utterance in a Family conversation; and as *something a non-native speaker would produce as part of his/her Interlanguage*“ (Östman, 2005: 137f; Hervorherbung A. M. P.). Aus dieser Aussage ist ersichtlich, dass, erstens, Interlanguage-Phänomene überhaupt in Betracht gezogen werden und, zweitens, dass dieselbe Konstruktion von verschiedenen Sprechern geäußert werden kann und als solche jeweils unterschiedlich aufgefasst wird. Der Äußerungskontext spielt also in der Analyse eine wesentliche Rolle. Es geht Östman aber nicht primär darum, dass die Konstruktion allgemein annehmbar ist bzw. wie viele *native speaker* sie als *korrekt* betrachten würden, sondern es wird klar konstatiert, dass diese – zwar *periphere* – Konstruktion (sogar in der Schriftsprache) vorkommt und man sie also nicht aus der Theorie ausschließen kann. Östmans vorläufiger Vorschlag ist die Einführung der sogenannten „discourse pattern“-Kategorie, die für den Fall des *non-native discourse* mit dem Marker „[dp interlanguage]“ gekennzeichnet wird (Östman, 2005: 138). Die Konstruktion wäre also als Instanz einer spezifischen diskurs-Kategorie analysierbar, allerdings ist sie Östman zufolge den anderen beiden Fällen nicht gleichgesetzt. Weil seine Ausführung zum *non-native discourse* überaus aussagekräftig ist, wird hier der vollständige Absatz zitiert:

> „If the construct in (3) is an instance of [dp interlanguage], it will have to be seen in a wholly different manner than if it is an instance of [dp headline] or [dp family]. From the point of view of standard English it would be ‘ungrammatical’, but from the point of view of comprehensibility and interpretability in a particular context it might score fairly high with respect to its degree of acceptability.
>
> Some readers may be appalled at the fact that I bring in language learners’ language – and from a grammatical point of view rightly so. But the ultimate question is: What is learner language if it is not English? Naturally, we can discard the utterance completely, but if we see it in relation to a discourse as a whole in which it may have occurred, we know that such a construct is not something extraordinary. For instance, people (nowadays) code-switch abundantly; people who do not speak several languages code-switch between registers or dialects. In such situations, if we want to give a full account of a language, would we then have to see *dp*-marked constructs like (3) as being the result of unifications and inheritances that cut across languages? This is an area of research that has not been explored at all so far“ (Östman, 2005: 138f)

Für die vorliegende Arbeit ist es nun von höchster Wichtigkeit, dass sich Östman der Kontroverse, die er mit der Analyse eines aus muttersprachlicher Sicht eindeutig ungrammatischen Satzes auslösen könnte, bewusst ist, dass er aber trotzdem darauf beharrt,

solche Fälle als Teil der Sprache und somit einer allgemeinen Grammatiktheorie (oder sogar Sprachtheorie) anzuerkennen. Dass es sich dabei womöglich um komplexe Querverbindungen zwischen mehreren Sprachen handelt, scheint er zudem nicht als allgemeine Einschränkung, sondern eher als (notwendige) Erweiterung der Theorie aufzufassen. Er ist somit einer der seltenen Konstruktionsgrammatiker, der eine radikale Auffassung dazu vertritt, was als *Sprache* gilt und tatsächlich die „universale Wirkungskraft" (*universal impact*, vgl. Östman & Fried, 2005: 1) der Theorie ausschöpfen will. Die von mir vorgeschlagene Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* versteht sich besonders als Anknüpfung an diese Art von Argumentation, was in den folgenden Abschnitten mit Analysen von Beispielen aus ELF und Diskussionen zu den Begriffen von Emergenz, Ad-hoc-Konstruktionen und anderen dynamischen Prozessen in der Sprachproduktion genauer ausgeführt werden soll.

4.2 Konstruktionen im Englischen als Lingua Franca: Analyse

Im Folgenden sollen nun einige Beispiele aus ELF zur Analyse herangezogen werden. Wie bereits in Kapitel 2 ausführlich erläutert, wurde ELF hier erstens deshalb gewählt, weil es eindeutig als *non-native discourse* im eigentlichen Sinn aufgefasst werden kann und zweitens, weil es dazu umfangreiche und gut strukturierte Korpora gibt. Dazu muss jedoch auch angemerkt werden, dass ELF-Konstruktionen immer vom Kontext, von den jeweiligen Erstsprachen und anderen (meist Standard-)Englischen Konstruktionen abhängen und deshalb Verbindungen mit Untersuchungen von Daten aus dem Zweit- und Fremdspracherwerb nahe liegen. Andererseits sollte ELF laut zahlreichen Forschern auf dem Gebiet aber nicht im Sinne einer (unvollständigen) Lernersprache, sondern als eigenständiges Sprachphänomen mit seinen eigenen Konstruktionen konzipiert werden. Deshalb wurden in der vorliegenden Arbeit sowohl Arbeiten zum Zweitspracherwerb und zum *non-native discourse* als auch allgemeine konstruktionsgrammatische Arbeiten herangezogen. Es muss schließlich noch darauf hingewiesen werden, dass es hier nicht um eine gründliche Analyse der Daten geht, sondern primär geprüft werden soll, welche Möglichkeiten das konstruktionsgrammatische Modell eröffnet und in welche Richtung diese Art der Untersuchung führen kann.

Die Auswahl der Beispiele ist im Prinzip durch ihre Ungrammatikalität begründet. Denn Grammatikalitätsurteile als das leitende Kriterium traditioneller Grammatiken beschränkten die Analysen dieser Grammatiken auf den *native speaker discourse*. Zusätzlich zur Ungrammatikalität und Nicht-Standardkonformität der Formen können auch die Online-Produktion, Emergenz oder das Mischen von Formen und die gegenseitige Anpassung der

Gesprächsteilnehmer als typische Merkmale des *non-native discourse* gerechnet werden, und sind somit auch bei der Wahl der Beispiele mitbeteiligt.[46]

Spezifische lexiko-grammatische Eigenschaften

Konkret wird die Diskussion vorerst auf einige Strukturen beschränkt, die in der frühen ELF-Forschung als für ELF typisch bezeichnet wurden und sich auch in der späteren ELF-Forschung als durchaus dauerhaft erwiesen. Seidlhofer (2004: 220) führt die folgenden sogenannten „preliminary lexicogrammatical characteristics" als mögliche ELF-Formen auf:

> „'Dropping' the third person present tense -*s*;
> 'Confusing' the relative pronouns *who* and *which*;
> 'Omitting' definite and indefinite articles where they are obligatory in ENL, and inserting them where they do not occur in ENL;
> 'Failing' to use correct forms in tag questions (e.g., *isn't it?* or *no*? instead of *shouldn't they?*);
> Inserting 'redundant' prepositions, as in *We have to study about …*);
> 'Overusing' certain verbs of high semantic generality, such as *do, have, make, put, take*;
> 'Replacing' infinitive-constructions with *that*-clauses, as in *I want that*;
> 'Overdoing' explicitness (e.g. *black color* rather than just *black*)."

Eine spezifische ELF-Lexik oder Grammatik zu ermitteln, wird zwar in der heutigen ELF-Forschung nicht mehr als vorrangiges oder gar notwendiges Ziel erachtet, da sich ELF, wie erwähnt, eher durch spezifische Funktionen als durch formale Eigenschaften kennzeichnet.[47] Weil es sich bei dem von Seidlhofer vorgebrachten Überblick aber um die meines Wissens konsistenteste und oft zitierte Liste der Merkmale handelt, sollen diese *lexiko-grammatischen Eigenschaften* hier als Orientierung für die Auswahl der analysierten ELF-Formen dienen. Einige von ihnen scheinen außerdem besonders angemessen für eine weitere Untersuchung zu sein, denn sehr ähnliche Fälle werden in Ellis (2013) diskutiert, wodurch es möglich wird,

[46] Durch diese Aufzählung typischer Eigenschaften soll nicht der Eindruck erweckt werden, der *non-native discourse* sei essentiell verschieden vom *native discourse*; Sprecher versuchen immer sich einander anzupassen, Konstruktionen können in jeder Art von Kommunikation laufend neu aufkommen und hängen natürlich vom Kontext ab. Was für den *non-native discourse* speziell ist, ist die Tatsache, dass diese Prozesse weniger konventionell und als solche auffallender und wichtiger für die gegenseitige Verständlichkeit sind.

[47] Andererseits werden genau diese Eigenschaften noch in einigen aktuellsten Studien über ELF als für ELF typisch und systematisch vorkommend beschrieben (vgl. Jenkins, 2013): „These features have been found to occur frequently among speakers from a wide range of linguacultural backgrounds, and have been shown, by means of close analysis including the use of concordancing software, to be used systematically. They have also been shown, by means of careful qualitative analysis, to be communicatively effective, and as Cogo and Dewey (2012) point out, arguably more so than the equivalent forms of ENL. In effect, they tend to replace ENL forms that ELF speakers do not find communicatively important" (Jenkins, 2013: 33)

direkte Parallelen zwischen theoretischen, konstruktionsgrammatischen Ansätzen und ELF-Daten zu ziehen.

4.2.1 Dritte Person Singular Präsens *-s*

Zunächst werden die häufig vorkommenden Konstruktionen aus ELF expliziert, in denen die Endung „–s“ der dritten Person Präsens nicht realisiert wird. Beispiele aus dem VOICE-Korpus können dieses Phänomen folgendermaßen veranschaulichen (Hervorhebung A. M. P.):

(9) S5 [Spanish]: no in this case i will concentrate on somebody for the operations i mean which er knows already traffics if **he start now to be** er only booking reservation afterwards then i still he already told me one step i mean we can be a xxx
S1 [German]: yeah but if if you need somebody who knows the commercial market who has market knowledge who knows to do his carriers
(VOICE, 2013: PBmtg27: 1161–1163; 1180)

(10) S1 [Korean]: so in most cases **he make** his own decision
(VOICE, 2013: PBmtg3: 497)

(11) S4 [French]: **this visitor** in fact er s- er **call** us because is when **he have seen** the the the the advertisement in the newspaper **he say** can i come in a session and **he say** i will come at the first session then **he come he came** but it's the only one
(VOICE, 2013: POmtg439: 311)

Die von Ellis (2013) vorgeschlagene konstruktionsgrammatische Analyse dieses allgemeinen Phänomens im *Learner English* lautet wie folgt:

> „For example, some forms are more salient: *'today'* is a stronger psychophysical form in the input than is the morpheme '*-s*' marking 3rd person singular present tense, thus while both provide cues to present time, *today* is much more likely to be perceived, and *-s* can thus become overshadowed and blocked, making it difficult for second language learners of English to acquire“ (Ellis, 2013: 371).

Ellis fasst also offenbar Verb-Formen mit einer Null-Markierung der dritten Person Singular Präsens als eigenständige Konstruktion auf. Mit Ausnahme der Tatsache, dass das –s der dritten Person Singular Präsens nicht direkt das Tempus, sondern eher die dritte Person anzeigt und im modernen Englisch im Grunde ein (kommunikativ) redundanter morphologischer Marker ist (siehe auch Breiteneder (2005)), ist seine Deutung durchaus

überzeugend: die hervorstechenden Merkmale (wie Adverbien) werden leichter erworben oder im Input wahrgenommen und sind folglich für das richtige Verständnis ausreichend. Dementsprechend ist in (9) das Adverb *now* aussagekräftig genug, um die Gegenwart als Zeitform des Satzes zu bestimmen. Oder die Verbindung *in most cases* in (10) reicht aus, um auf eine Allgemeingültigkeit und dadurch auf das Präsens hinzudeuten.

In derselben Art und Weise werden auch andere morphologische Marker in ELF-Gesprächen sehr oft nicht umgesetzt, was ebenfalls zahlreiche Belege veranschaulichen. Im folgenden Auszug ist das Tempus im Grunde morphologisch nur ganz zu Beginn des Berichts und durch einige Fälle von konjugierten Verben gekennzeichnet, es ist aber trotzdem klar, wie die Ereignisse ablaufen und wie sie aufeinander folgen, was sich besonders durch die Verwendung von Adverbien (wie *then* und *second*) ergibt (Hervorhebung A. M. P.):

(12) Beginn des Berichts über eine Veranstaltung:

S4 [French]: […] then the organizer was saying everything was done but not the papers not yet this written fact hh then it was the eight of july the idea it is to do erm er a session during a braderie you know braderie it is sort of sale can you say sale
(VOICE, 2013: POmtg439: 207)

Weitere Schilderung der Ereignisse:

S4: this is why **we decide to do this session there at this moment not in a- another time** in the supermarket
[…]
S4: and this event **it has** two part inside and outside hopefully **july was sunny then** plenty of people outside but **we thought** that **we need** to be inside
[…]
S4: **then** we because all **people are** outside **we even need** first to be outside second er **we need** to be outside but not in a in a area without passage you know **we need** to be in a in their way
SX: mhm
S1[Dutch]: yeah
S4: then **we find** a tree er where the com- the the people from the the comp- er the supermarket **put** all of sangria tortilla et cetera **we went** under the tree er in in t- their way you know @@@@
(VOICE, 2013: POmtg439: 251; 304; 315–318)

Somit kann in Übereinstimmung mit Ellis der Schluss gezogen werden, dass diese – wenngleich geringen – Tempusmarkierungen auffälliger („more salient“) sind und dass daher die *-s, -ed* und andere Endungen überschattet und blockiert („overshadowed and blocked“) werden (Ellis, 2013: 371). Wie diese Heterogenität der Merkmale (d. h. Salienz, Blockaden

usw.) schematisch dargestellt werden könnte, ist jedoch in Ellis‘ Artikel nicht erwähnt. Das liegt wohl an der Tatsache, dass diese Art von Einflüssen sehr schwer zu formalisieren sind, weil sie über den Rahmen von Grammatikalität, besonders über Satz-Grammatikalität, hinausgehen und somit jenseits der (üblichen) Form-Bedeutungs-Paare, d. h. Konstruktionen stehen, die ausschließlich innerhalb der Satzgrenzen bestimmt werden. Der Konstruktionsbegriff müsste daher derart modifiziert werden, dass Elemente außerhalb des einzelnen Satzes erklären werden könnten. Dabei handelt es sich aber um eine Modifizierung, die unter Linguisten, die versuchen, die Konstruktionsgrammatik auch in die Konversationsanalyse zu integrieren, eher umstritten ist und keine klaren Modelle vorweist (vgl. Günthner, 2008; Deshors, 2013; Gilquin, 2013; siehe auch Abschnitt 4.3 unten).

4.2.2 *Generische* Verben

Als zweites Beispiel werden nun einige Fälle einer weiteren oben erwähnten Eigenschaft der sogenannten „preliminary lexico-grammatical characteristics“ aufgeführt, nämlich der übermäßige Gebrauch von bestimmten Verben mit einem hohen Grad semantischer Allgemeinheit (wie etwa *do, have, make, put, take*) (vgl. Seidlhofer, 2004: 220). Dieses Phänomen ist auch eine der Charakteristiken von Lernersprachen, die Ellis (2013) auswertet: er nennt sie „generic“ oder „light verbs“ (darunter etwa *go*, *do*, *make*, *come*, *put* und *give*) und kommentiert die Fälle folgendermaßen: „[L]earners start transitive word combinations with these generic verbs. Thereafter, as Clark (1978) describes, ‘many uses of these verbs are replaced, as children get older, by more specific terms’“ (Ellis, 2013: 372). Mit dieser Beobachtung wird der vorübergehende Charakter dieser Art von Konstruktionen offenkundig, denn die Formen sollen im Laufe der zunehmenden Sprachbeherrschung geändert werden. Ellis spezifiziert jedoch in keiner Weise die charakteristische Situation, in der sich Fremdsprachlerner befinden, die sich nämlich in vielerlei Hinsicht von der Erstspracherwerbssituation, auf die das Zitat von Clark ursprünglich referiert, unterscheidet. Denn Sprecher einer Zweit- oder Fremdsprache erreichen nicht notwendigerweise ein sehr hohes Sprachniveau, was bedeutet, dass die allgemeinen Ausdrücke viel stärker festgesetzt, also *entrenched* sind und konstanter gebraucht werden. Als solche sind diese Konstruktionen nicht unbedingt nur als *prototypische* Hintergrundschemata im Geist eines *non-native speakers* vorhanden, sondern sie dienen als *generische* und gleichzeitig *konkrete* Konstruktionen für den tatsächlichen Gebrauch. Einige Beispiele mit den Verben *make* und

do aus dem VOICE- und dem ELFA-Korpus können diesen Aspekt verdeutlichen (Hervorhebung A. M. P.):

(13) S2 [Danish]: it's the publication of report probably solves yes but in the danish case we in our accreditation we are going to **make the full process** and it ends with a report which will be public and which recommends a yes or no but we do not **make the yes and the no** that's for the government to me
S3 [Catalan]: hm
(VOICE, 2013: POmtg541: 1096–1098)

(14) S1 [Dutch]: going to **make a password** or something
S5 [English]: yeah cos you don't want what you don't want is once you've got your final version is other people
S1: mhm
S5: **doing things**
S2 [Romanian]: yeah yeah yeah yeah
S7 [Lithuanian]: no no
S5: it's all right for you **to do things** with it
(VOICE, 2013: POmtg444: 978–984)

(15) S14 [Finnish]: no and the thing is that they **make the questions** but they don't say how to **go** about **doing** it
S1 [Norwegian]: er
S1: exactly
S14: answering the questions and this is what we need
(VOICE, 2013: POwgd325: 324–327)

(16) S23 [Finnish]: [can] er can you say s- er perhaps say something i first er er mention that i happen happened to . **make the sa- same question** er last week to to two knowledgeable friends
[…]
S29 [Finnish]: yeah o- yeah of course and it's not not clear it's not clear-cut i'm just presenting the sort of extremes in order to to **make the** in order to **make the make the point** and **make the make the** different er types visible
(ELFA, 2008: CDIS08B)

(17) S3 [Italian]: the dissertation is quite apparatical in a <S2> [mhm-hm] </S2> [philosophical sense] but you **make a political er give a political solution** in in the sense that you take , a stand <S2> [yes] </S2> [you] want to , translate you want to have a contact <S2> [yes] </S2> [how] would you , [speculate on this er]
(ELFA, 2008: UDEFD110)

Die Beispiele machen also sichtbar, dass Kollokationen, die üblicherweise mit semantisch spezifischen Verben (wie etwa *chose*, *create*, *ask*, *offer*, usw.) oder gänzlich anderen Verbindungen geformt sind (oder sein können), von ELF-Sprechern mit sehr allgemeinen

Verben gebildet werden. *Make the process* wäre spezifischer *undergo the process*, *make the yes and the no* würde man eher durch *approve and reject* formulieren, *make a password* durch *create a password*, *make the question* mit *ask/put/state the question* und *make a solution* mit *find* oder *offer a solution*. Im zweiten Teil von (16) ist es außerdem interessant, wie das *generische* Verb *make* sozusagen vorbereitend geäußert wird, also noch bevor der Sprecher eindeutig weiß, wie er fortfahren wird und somit, durch diese semantische Allgemeinheit des Verbs praktisch alle möglichen Ergänzungen hinzugefügt werden können. Dieses Beispiel veranschaulicht also treffend, wie die Allgemeingültigkeit solcher Verben im *non-native discourse* zweckmäßig angewendet wird, denn die Konstruktionen scheinen auch keine Auswirkung auf die kommunikative Effektivität der Interaktion zu haben.

In gewisser Weise könnten die *generischen* Konstruktionen auch als eine Art Funktionsverbgefüge interpretiert werden, die besonders in der Konstruktionsgrammatik des Deutschen Beachtung gefunden haben (vgl. Zeschel, 2008). Es handelt sich nämlich in beiden Fällen um Konstruktionen, bei denen die Verben weniger semantisch, sondern eher funktional beladen sind (z. B. eine Frage stellen, ein Gespräch führen, etwas in Ordnung bringen, sich Sorgen machen, einen Entschluss fassen usw.). Die semantische Komponente wird grundsätzlich vom Substantiv, also vereinfacht gesagt dem Objekt des komplexen Prädikates getragen, das Verb erfüllt jedoch eher eine grammatisch-syntaktische Funktion (zur Analyse von Funktionsverbgefügen vgl. Welke, 2007: 215–229). Bei den Konstruktionen mit generischen Verben im *non-native discourse* handelt es sich zwar nicht, wie bei üblichen Funktionsverbgefügen, um fixe Verbindungen, das Prinzip des Aufkommens und des Aufbaus dieser Konstruktionen ist jedoch durchaus ähnlich.

Schließlich könnten sogar die zeitlich nicht genau markierten Verben in 4.2.1. oben, in denen die Sprecher ausgesprochen allgemeine, aber wohl besser festgesetzte Konstruktionen verwenden, um gleich mehrere Tempora auszudrücken, damit erklärt werden, dass es sich bei den Präsens-Formen um eine *generische* Form handelt.

4.2.3 *Redundante* Präpositionen

Als nächstes kann von den lexiko-grammatischen Eigenschaften aus ELF das Einfügen von redundanten Präpositionen („Inserting ‘redundant’ prepositions, as in *We have to study about* . . .“: Seidlhofer, 2004: 220) als Beispiel fruchtbar gemacht werden. Seidlhofer führt als relativ häufiges Beispiel die Verbindung *discuss about* auf und deutet den Gebrauch solcher Wortverbindungen mit dem Prinzip der zweckmäßigen kommunikativen Ökonomie

(„appropriate communicative economy“: Seidlhofer, 2011: 145). Auch ENL-Sprecher wenden laut Seidlhofer dieses Prinzip an, die formalen Realisierungen in einer homogenen Sprachgemeinschaft seien jedoch einheitlicher als in ELF. Die kommunikative Funktion bleibt allerdings auch bei diverser formaler Realisierung erhalten. Die von Seidlhofer angeführten Beispiele sind Fälle, in denen das Standardenglische ein direktes Objekt verlangt, in ELF aber eine Präposition eingefügt wird (*reject against sth.*, *return back*, *discuss about sth.*, *answer to sb.*). Einige weitere Beispiele aus dem VOICE Korpus und dem ELFA Korpus können diese Strategie zusätzlich veranschaulichen (Hervorhebung A. M. P.):

(18) S2 [German]: […] what is important we're coming together to **discuss about the subject** and not to prepare a presentation
(VOICE, 2013: EDwsd306: 541)

(19) S10 [French]: they found a format in when er physicist and chemist **discuss about another type of project** […]
(VOICE, 2013: POwgd14: 489)

(20) S1 [German]: i have got a situation and somebody is telling me i have to **handle with this situation** and it's important to **handle** good **with this situation** and and that's my goal and then i'm satisfied and and and that's what really i get to know
(ELFA, 2008: USEMD180)

(21) S4 [Romanian]: […] i thought i i need more language skills i had to er er to **manage with (papers)** of a company or or to know the legislation finnish legislation […]
(ELFA, 2008: UOTH010)

Diese scheinbar unkorrekten und redundanten Präpositionen sind für Seidlhofer nur ein Mittel der ELF-Sprecher, um die Bedeutung des Verbs bzw. der Konstruktion zu betonen. Diese Deutung ist durchaus plausibel, sie lässt aber meiner Ansicht nach wichtige Prozesse von Interferenzen und Transfers sowie das Konzept der Analogie außer Acht. Denn ähnliche Konstruktionen aus anderen Sprachen, die der jeweilige Sprecher beherrscht, und analoge englische Konstruktionen spielen eine wichtige Rolle und beeinflussen die Wahl der Präposition.

Mit dem Begriffssystem der Konstruktionsgrammatik wären derartige Wortverbindungen damit zu erläutern, dass der ELF-Sprecher im Laufe des Erst- und Zweitspracherwerbs die Präpositionalverb-Konstruktion als konzeptuelle Einheit kognitiv erfasst hat.[48] Die abstrakte und allgemeine Konstruktion [Verb + Präposition] ist somit

[48] Zur Diskussion der Analyse unterschiedlicher Verbindungen von Verb + Präposition, siehe Hoffmann (2011). Die Fälle aus (18)-(21) nennt Hoffmann übrigens „transitive prepositional verbs (i.e. verbs which obligatorily select for an object and a prepositional phrase)“ (Hoffmann, 2011: 52). Gezielt als Abweichungen von *native*

festgesetzt und kann mit den jeweils konkreten Verben und Präpositionen gefüllt werden. Da das Verb nicht (unbedingt) als eigenständiges lexikalisches Element mit grammatischen Eigenschaften gespeichert ist, wird es in die Leerstelle der Konstruktion (den *open slot*, siehe Abschnitt 3.2.5) der Konstruktion eingefügt. Am Beispiel *handle with sth.* (siehe Beispiel (20)), das im Englischen als *native language* (ENL) zwar ungrammatisch ist, lassen sich diese Prozesse konkret noch genauer veranschaulichen:

Das Schema (intransitives) Verb + Präpositionalobjekt (*Verb + with + Obj*) mit der Bedeutung *deal with sth.*, *cope with sth.* (fertig werden mit etw., zurechtkommen mit etw.) ist eine häufig im Gebrauch auftretende Konstruktion und wird somit stark festgesetzt (*entrenched*), die konkreten Verben, die der Konstruktion als Bestandteil zugeordnet werden können, sind aber nicht in gleicher Weise beschränkt wie im Englischen als *native language* und schließen auch die Verben *handle* oder *manage* ein.[49] Mit William Crofts Bezeichnung kann auch von spezifischen „selectional restrictions" (Auswahleinschränkungen) für den *non-native discourse* gesprochen werden (Croft, 2001: 179). Die Formen sind aber in jedem Fall verständlich und somit kommunikativ wirksam und können als solche beim einzelnen Sprecher in ein jeweils unterschiedlich stabiles Netz von Zeichen eingeprägt und sogar als *reguläre* Form-Bedeutungspaare aufgefasst werden. In (vi) wird die vorgebrachte Gliederung von abstrakten Konstruktionen zu konkreten, lexikalisch gefüllten Instantiierungen noch mit einem gebräuchlichen linearen Formalismus (in Anlehnung an Goldberg, 2006) schematisch dargestellt:

(vi) a. [V – PP]
[V – about-PP][50]
[talk – about – sth.]
[discuss – about – sth.]

b. [V – PP]
[V – with-PP]
[deal – with – sth.]
[handle – with – sth.]

Diese Beispiele zeigen, dass die Wortverbindung *discuss about sth* analog zu *talk about sth* gebildet wurde und dass, in der gleichen Weise, *handle with sth* als Analogie zu *deal with sth*. betrachtet werden kann. Die allgemeine schematische Konstruktion [V – PP – Obj] ermöglicht es also unterschiedlichen Verben, das *V-slot* zu füllen. Diese Art von Analyse lässt

speaker-Normen werden derartige verbale „Innovationen" aus konstruktionsgrammatischer Perspektive etwa von Samantha Laporte (2013) untersucht. Sie vergleicht in ihrer Forschung besonders die Konstruktionsgrammatik mit der Valenzgrammatik und fragt sich, wie z. B. solche Fälle aufzeigen könnten, auf welcher Ebene der Generalisierungen Innovationen auftreten. Allerdings basiert auch ihre Studie auf Daten des *Indian English* und hat bisher noch zu keinen eindeutigen Schlüssen geführt.

[49] Die beiden Verben sind demnach nicht als transitive Verben, sondern entweder als präpositionale oder (noch) nicht kategorisierte Formen gespeichert.

[50] Vgl. Hoffmann (2011: 69).

jedoch unter anderem die Fragen danach offen, wie der *Bedeutungs*-Teil repräsentiert werden kann und wie das strukturierte Inventar, einer der Schlüsselbegriffe der Theorie, aussieht. Die lineare Form ist in Wirklichkeit nicht gut geeignet dafür, Analogie-Verbindungen darzustellen, die jedoch die letztliche Form der Konstruktionen wesentlich prägen. Denn durch Interferenz- und Transferprozesse hat Analogie, die in den gebrauchsbasierten Ansätzen ein zentrales Konzept ist (vgl. Bybee, 2010: 57ff), im *non-native discourse* einen spezifischen, noch stärkeren Gehalt. Weil also in der Konstruktionsgrammatik eine netzartige Verbindung zwischen den Formen und Bedeutungen postuliert wird, kann davon ausgegangen werden, dass *handle with* auch *netzartig* mit analogen Konstruktionen im Englischen (z. B. *deal with* und *cope with* oder sogar mit der Kollokation *handle with care*) verbunden ist, was im folgenden Abschnitt thematisiert wird.

Netzwerke nicht-standardkonformer Wortverbindungen

Als übersichtlicheres und gründlicheres Schema lässt sich tatsächlich die Darstellung in Form eines Netzwerks nützen. Dafür wird hier Bybees Modell (siehe 3.2.5, Abbildung 3) verwendet. Es soll damit gezeigt werden, wie, erstens, die Repräsentation der internen Verbindungen auf Verbindungen zwischen mehreren Wörtern ausgeweitet werden kann und, zweitens, wie sogar nicht-standardkonforme und unstabile Konstruktionen mithilfe einer Erweiterung dieser Art von Modell gedeutet werden können:

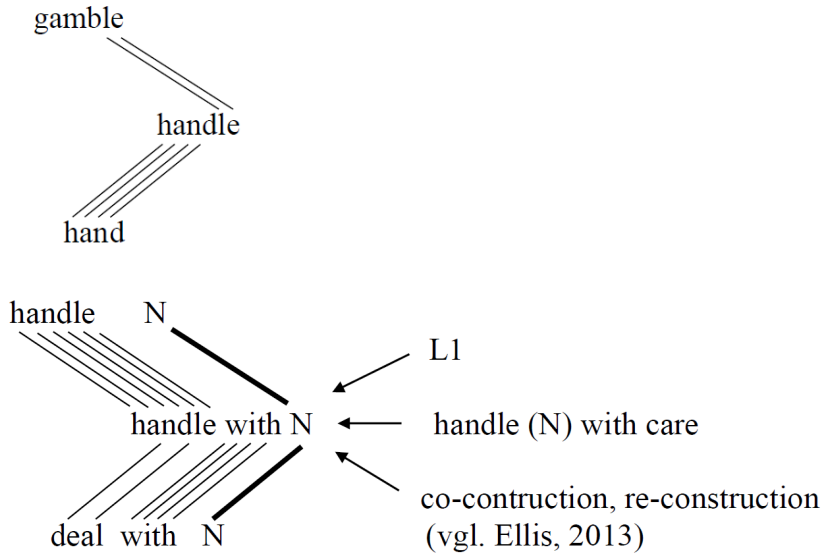

Abbildung 4: Die interne Struktur des Verbs *handle* und die Struktur der ELF-Konstruktion *handle with sth.* (vgl. Bybee, 2010: 23)

Die interne Struktur von *handle* lässt sich also meiner Ansicht nach übersichtlich mit dem Bezug zum Substantiv *hand* und wegen der spezifischen Endung mit anderen Verben, z. B. *gamb**le*** erläutern. Abbildung 4 zeichnet also analog zu Bybees Schema der Verbindungen zwischen *un-believ-able* und *believ-e*, *wash-able*, *un-attractive* usw. für jeden Buchstaben eine Verbindungslinie. Dadurch sollen besonders die morphologischen und phonetischen Beziehungen zwischen den Lexemen hervorgehoben werden. Und genauso sollte es eben möglich sein, Verbindungen zwischen mehreren Wörtern darzustellen, auch wenn die Struktur teilweise abstrakt ist (in diesem Fall repräsentiert durch N, das für *noun* steht). Die ELF-Konstruktion *handle with N* ist somit in ihrer Struktur teilweise an die Struktur von *handle N* und teilweise an die Struktur des semantisch ähnlichen *deal with N* gebunden. Dass es tatsächlich zu dieser Form kommt, hängt aber auch von anderen Faktoren ab, die die Diskurs-Situation beeinflussen, was durch die zusätzlichen Pfeile außerhalb der Konstruktion gekennzeichnet ist. Die *hybride* Form *handle with something* kommt etwa in ELF vor, wo die Erstsprachen der Sprecher (L1), andere ähnliche Konstruktionen (z. B. *handle (something) with care*) und Strategien der Anpassung (z. B. Ko-Konstruktion und Rekonstruktion) in die Produktion und Interpretation der Formen eingebracht werden.

In Abbildung 5, einer weiteren Ausweitung des Modells, sollen zusätzlich zu den formalen Beziehungen, welche durch die geraden Linien gekennzeichnet werden, die gekreuzten Linien den unkonventionellen (und ungrammatischen) Charakter der Verbindungen zum Ausdruck bringen. Und die gekrümmten Linien markieren semantische Analogie, die in Bybees Schema nur indirekt berücksichtigt werden, wenn die Formen übereinstimmen (z. B. die Markierung des Adjektivs mit dem Morphem *–able* oder die Negation mit dem Präfix *un-*). Die Verben *handle*, *deal* und *cope* sind nämlich bedeutungsähnliche Wörter, was – etwa im *non-native discourse* – auch eine formale Analogie der Konstruktionen, in denen sie vorkommen, hervorrufen kann:

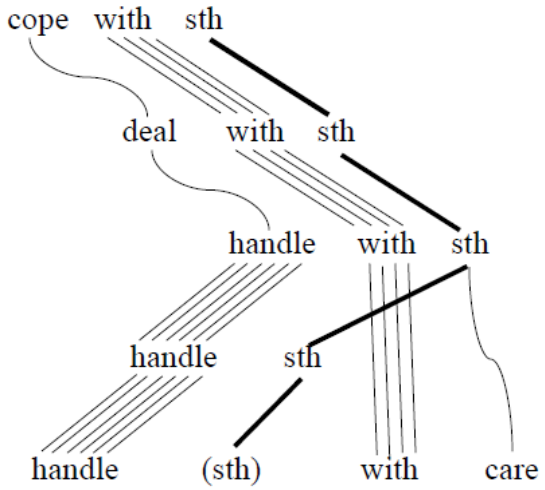

Abbildung 5: Eine schematische netzartige Darstellung der ELF-Konstruktion *handle with sth*.

Die hier vorgelegten Diagramme können also einerseits als Versuch der Ausweitung der gebrauchsbasierten Theorie verstanden werden, andererseits zeigen sie aber auch einige Schwächen des Modells auf, besonders wenn sie auf derart dynamische Sprachphänomenen wie den *non-native discourse* angewendet werden. Das ursprüngliche Modell von Bybee sieht nämlich keine Darstellung semantischer Verbindungen vor und ist auch eher einzelnen, auf klare Morpheme aufteilbaren Wörtern angepasst.

4.2.4 *Irreguläre* Pluralbildung

Eine weitere für ELF charakteristische Formenbildung, die auch in ELF-Publikationen mehrfach ausgelegt wurde, ist die Pluralbildung, die in zahlreichen Fällen nicht der Standardform entspricht. Am Beispiel der – aus normativer Sicht unkorrekten – Pluralbildung *evidences* aus einer Aussage vom UNO-Generalsekretär Ban Ki-moon führt Seidlhofer aus, dass es sich dabei eigentlich um die Realisierung der morphosyntaktischen Eigenschaften des Sprachcodes an sich handelt: „His unconventional pluralization of *evidence* can be seen as the exploitation of the morphosyntactic potential inherent in the code that has been realized in innumerable other cases which have become established as normal“ (Seidlhofer, 2011: 126). Noch häufiger kommen Pluralformen von *information, knowledge* oder *advice* vor, die im Standardenglischen ebenfalls unzählbar sind. Trotz der nichtstandardgemäßen Formen sind die unüblichen Plurale allerdings absolut verständlich und stellen keine Kommunikationsprobleme dar, was auch aus den folgenden Beispielen ersichtlich ist (Hervorhebung A. M. P.):

(22) S3 [Polish]: […] this is one of the risk of this project that we are working as a industry er on one common project we exchange er between each others a competitive **informations** and it's important to reassure external audiences that it's not against the law […]
(VOICE, 2013: PBmtg269: 153)

(23) S3 [Latvian]: yeah and communicate and to go work or something er to do there so maybe in spain it isn't and er then er his **knowledges** would be lost if he couldn't erm erm know the language
(VOICE, 2013: EDwgd241: 955)

(24) S1 [French]: erm h- how did it happen i mean how did you know that they needed the kind of **advices**
(VOICE, 2013: EDwsd499: 936)

Dass z. B. das Substantiv *information* im Englischen nicht zählbar ist, ist der hier erläuterten Theorie zufolge keine inhärente Eigenschaft der Sprache und muss durch den spezifischen konventionellen Gebrauch im Englischen erworben werden. *Information* ist letztendlich in zahlreichen natürlichen Sprachen zählbar und kann auch deshalb von vielen Sprechern des Englischen als Zweit- oder Fremdsprache vorab als zählbare Entität aufgefasst werden. Solange also ein ELF-Sprecher das Wort nicht ausreichend häufig im Gebrauch vernimmt, um es als unzählbares Substantiv zu generalisieren, wird dieser Sprecher laut Seidlhofer in der tatsächlichen Interaktion das sogenannte „open-choice principle", das sie von Sinclair (1991) übernimmt, anwenden (Seidlhofer, 2011: 130). Damit sind Prozesse der *Online* Formenbildung gemeint, bei denen über konventionelle Restriktionen hinaus Formen aus jenen sprachlichen Mitteln ko-konstruiert werden, die den Sprechern zugänglichen sind, wobei sie allerdings eher analytisch vorgehen, d. h. „in a bottom-up fashion, drawing on what is semantically encoded in the grammar and lexis of the language" (Seidlhofer, 2009c: 202). Seidlhofer macht im Weiteren darauf aufmerksam, dass dieses Prinzip bei ELF-Sprechern „a general regulative strategy" (Seidlhofer, 2011: 144) ist.

Aus konstruktionsgrammatischer Perspektive betrachtet kann wiederum von einer Konstruktion mit offenem *slot* gesprochen werden, das mit diversen lexikalischen Elementen gefüllt wird. Aus der elementaren Liste von Konstruktionen aus Goldberg (2006, siehe Tabelle 2, Abschnitt 3.2.5) kann hierfür die Konstruktion des regulären Plurals übernommen werden. Goldberg bringt den „regular plural" unter anderen (abstrakten oder lexikalisch gefüllten) Konstruktionen als eine „Complex word"-Konstruktion vor (Goldberg, 2006: 5):

„[N - s] (for regular plurals)"

Welche lexikalischen Einheiten in diese teilweise abstrakte Konstruktion hineinpassen, ist jedoch in ELF nicht so beschränkt wie in stabilen Sprachgemeinschaften mit etablierten Konventionen. Dadurch, dass die Gesprächssituation ein *non-native discourse* ist, wird über die spezifischen diskurs-funktionalen Eigenschaften (die theoretisch ein wesentlicher Bestandteil der Konstruktion an sich sind, siehe Abbildung 1, Abschnitt 3.2.5) der formale Teil der Konstruktion beeinflusst und eine unkonventionelle Form hervorgebracht. Mit Croft könnte man in diesen Fällen wieder von spezifischen „selectional restrictions" (Croft, 2001: 179) sprechen, die nicht in gleicher Weise beschränkt sind wie im Standardenglischen. Beschränkt sind sie allerdings mit ihrer Verständlichkeit, ihrer kommunikativen Wirksamkeit und dem allgemeinen Weltwissen. Formal könnte die Konstruktion *information-s* also folgendermaßen dargestellt werden:

(vii) Goldberg 2006: *Complex word* (partially filled)
[N - s] (for regular plurals)
[word-s], [thing-s], [book-s]
(viii) ELF, Seidlhofer 2011: *open-choice principle*
[N - s] complex word construction
[word-s], [information-s], [evidence-s], [sheep-s], [knowledge-s], [media-s]

Theoretisch sind die Prinzipien für eine derartige Analyse demnach angemessen, ein Schwachpunkt der konstruktionsgrammatischen Repräsentationsmodelle bleiben jedoch die unzureichenden Möglichkeiten der formalen Darstellung pragmatischer, diskurs-funktionaler und kontextueller Komponenten, die im Fall von *non-native discourse* auch Interferenz- und Transferphänomene einschließen. Außerdem kann folglich diese Art von Analyse, in der auch die Einflüsse von anderen Sprachen, verwandten Konstruktionen und dem Kontext mit einbezogen werden, nur für vereinzelte Kommunikationssituationen vorgenommen werden, was für wissenschaftliche Theorien äußerst problematisch ist und auch in dieser Arbeit noch eingehend besprochen wird (siehe unten, Abschnitt 4.3).

4.2.5 Valenzverschiebung

Neben den oben erläuterten *typischen* lexiko-grammatischen ELF-Charakteristiken wird nun noch ein interessantes und oft vorkommendes Beispiel diskutiert, nämlich die Verschiebung (oder Erweiterung) der Valenz eines Wortes. Hierzu wurde der intransitive Gebrauch eines (normalerweise) transitiven Verbs gewählt, weil es zum einen ein häufiger *Fehler* im *non-*

native discourse ist,[51] auf den auch in Sprachkursen und Lernerwörterbüchern hingewiesen wird, und zum anderen die transitiven und intransitiven Konstruktionen zu den grundlegenden Konstruktionen in der grammatischen Analyse gehören und auch oft das Untersuchungs- und Repräsentationsobjekt in der Konstruktionsgrammatik sind. Die folgenden Beispiele zeigen, dass dieses Phänomen in ELF relativ üblich ist (Hervorhebung A. M. P.):

(25) S1 [L1: Somali] **i** don't really **enjoy with him** erm during the er the elections er presidential elections in united states
(ELFA, 2008: ULECD030)

(26) S1 [L1: Polish] i hope that **you will enjoy** and you will be mhm erm er you will take a part in the discussion so please put the questions
(ELFA, 2008: USEMD150)

(27) S3 [L1: Serbian] thank you very much […] **i really enjoyed**
(VOICE, 2013: LEcon548: 684-6)

(28) S1 [L1: German] so you've loads of time **to enjoy**
S5 [L1: Indonesian] yeah. @@
(VOICE, 2013: PRint595: 506-8)

Dadurch, dass das Augenmerk auf den intransitiven Gebrauch von dem standardgemäß transitiven Verb *to enjoy* gelegt wird, soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Valenz eines Verbs nicht unbedingt als ein ausschließlich inhärentes und unveränderbares Merkmal des Lexems aufgefasst werden muss, sondern dass das Verb – in weniger konventionellen Sprach-Settings, wie etwa ELF – ebenso als *filler* für die Leerstelle (*open slot*) der intransitiven Konstruktion fungieren kann. Die *selectional restrictions* weichen, wie in den Fällen oben, im *non-native discourse* von den konventionell(er)en Einschränkungen ab. Im folgenden Abschnitt werden nun mithilfe des Netzwerk-Modells drei Deutungsmöglichkeiten für das Aufkommen der intransitiven Konstruktion mit *enjoy* vorgelegt.[52]

[51] Siehe auch Seidlhofer (2011: 190f), die das *Oxford Advanced Learner's Dictionary* zitiert und es folgendermaßen kommentiert: „[T]here is no […] concession to 'World English' but on the contrary a rigid insistence on standard ENL norms. […] [Learners] are advised that enjoy cannot be used intransitively or be followed by the infinitive, and this point is driven home graphically with strikethrough: ~~'Thanks, I really enjoyed'~~".

[52] Eine Kombination der vorgeschlagenen Verbindungen wäre zwar die plausibelste Darstellungsvariante, aber der Eindeutigkeit halber wurde hier eine Darstellung in drei getrennten Netzwerken gewählt.

In der Darstellung mithilfe eines Formalismus aus Croft und Cruse (2004: 264; siehe Abbildung 2, 3.2.5) kann somit erstens die Einführung des Lexems *enjoy* in das *open slot* der schematischen Konstruktion [SBJ INTRVERB] (siehe Abbildung 6) postuliert werden. In der konkreten Sprachsituation in ELF kann nämlich *enjoy* ein Objekt haben oder nicht, was bedeutet, dass man davon ausgehen kann, dass es die transitive und die intransitive Konstruktion als Eltern hat. Die Besonderheit im Vergleich zu Situationen, in denen standardsprachliche Strukturen vorkommen, ist also einerseits die Besetzung der intransitiven Konstruktion mit dem Verb *enjoy* und andererseits die mehrfachen Eltern der konkreten Form im (ELF-)Gespräch, was durch die Pfeile außerhalb des eigentlichen Netzwerks abgebildet wird.

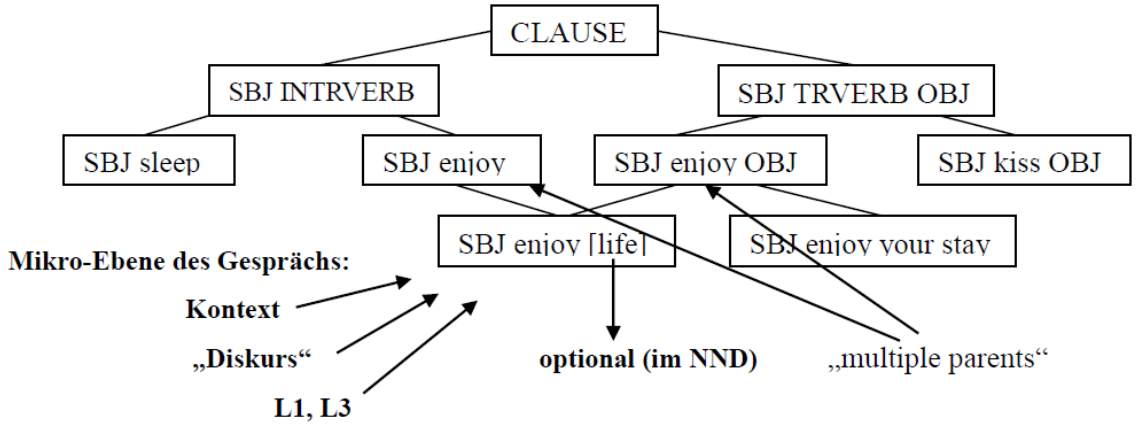

Abbildung 6: Eine Netzwerk-Darstellung von *enjoy* im intransitiven Gebrauch in ELF

Eine weitere Deutungsmöglichkeit ist, dass *enjoy* INTR in Analogie zu anderen teilweise lexikal gefüllten intransitiven Konstruktionen mit einer ähnlichen Bedeutung gebildet wird, wie etwa zu *relax* INTR. Die beiden Eltern der Konstruktion im konkreten Gespräch sind somit zwei völlig standardkonforme englische Konstruktionen, die beide ihre Eigenschaften an die ELF-Konstruktion vererben und somit die Optionalität des direkten Objekts bedingen:

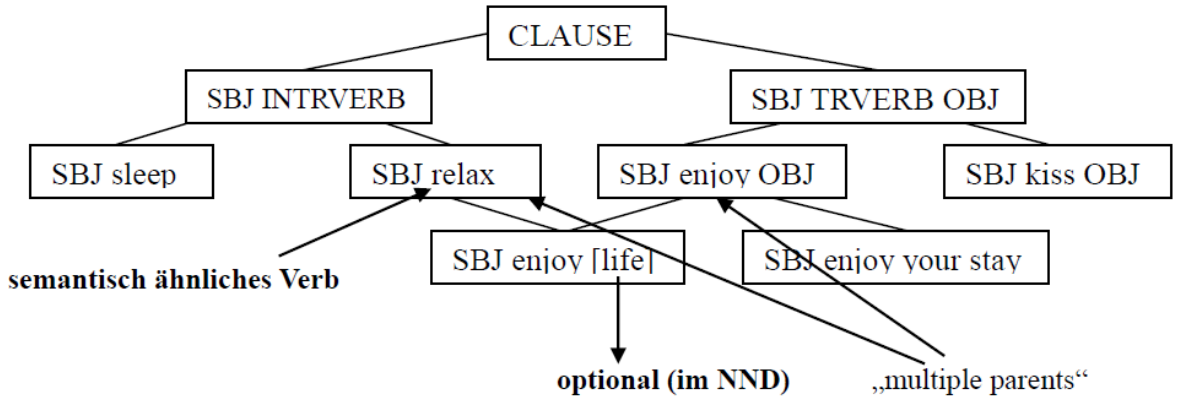

Abbildung 7: *Enjoy* INTR mit zwei Eltern-Konstruktionen mit verschiedenen Verben

Schließlich kann auch die Einführung anderer Sprachen (im Prinzip der Erstsprache(n) der Sprecher) ins Netzwerk als Erläuterung des Falles dienen, was traditionell eigentlich durch die Begriffe Interferenz und Transfer benannt würde. Diese Darstellung würde auch die neurolinguistischen Belege dafür einbeziehen, dass mehrsprachige Kompetenz nicht mit einer Summe einsprachiger Sprachkompetenzen gleichgesetzt werden kann, sondern es um komplexere Verflechtungen geht (vgl. Auer & Wei, 2007; Cenoz, 2006). Anstatt eines semantisch ähnlichen Verbs aus der Zielsprache, das durch seine Eigenschaften die konkrete Konstruktion im *non-native discourse* beeinflusst, wird also angenommen, auch Konstruktionen aus anderen Sprachen können als Knoten im Netzwerk auftreten und mit den anderen Konstruktionen Relationen aufbauen.:

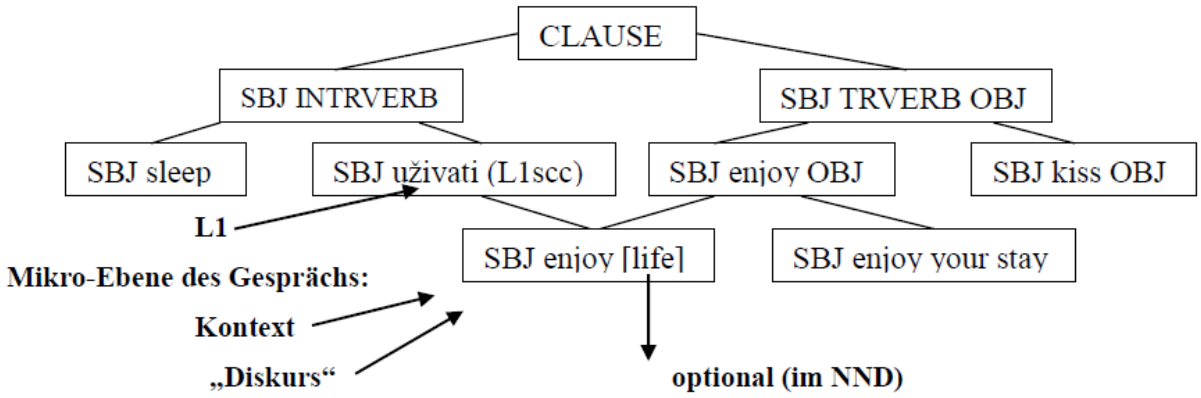

Abbildung 8: Der L1-Einfluss, repräsentiert innerhalb eines Netzwerks

Wenn nun diese (formalen und semantischen) Verbindungen berücksichtigt werden, sind die nicht-standardkonformen und ungrammatischen Konstruktionen eindeutig verständlich und somit legitime Elemente des (oder der) sprachlichen Repertoires des Sprechers. Wie oben angegeben, sollten in diesen Repräsentationen auch Analogie und Interferenz eine wichtige Rolle spielen. Im Grunde haben diese Phänomene auch eine Wirkung außerhalb des Rahmens

der einzelnen Sprache, denn im *non-native discourse* beeinflusst auch die jeweilige Erstsprache (oder andere Fremdsprachen) der Sprecher die Form der Konstruktionen. Somit ist Analogie, eines der zentralen Begriffe in den gebrauchsbasierten Ansätzen im Allgemeinen (vgl. Bybee, 2010: 57ff), im *non-native discourse* noch *wirksamer*.

Die oben dargelegten Diagramme sind natürlich nur Hypothesen, die (empirisch) getestet werden müssten. Als offene Frage bleibt vorläufig beispielsweise, wie die Netzwerke der verschiedenen Sprachen miteinander interagieren und auf welcher Ebene der Schematizität die Transfers und Interferenzen tatsächlich stattfinden. Darüber hinaus ist ein bedeutendes noch verbleibendes Problem, wie diese unterschiedlichen Arten von Analogie und die diskurs-funktionalen Eigenschaften darzustellen sind, die – theoretisch – Teil der Konstruktion selbst sind, aber bisher keinen Platz im Repräsentationsformat des Modells haben. Das Netzwerk-Modell als solches ermöglicht es dennoch, viele Zusammenhänge darzustellen und kann deshalb meiner Ansicht nach auch für den *non-native discourse* angepasst werden. Es sollte allerdings noch weiter entwickelt werden, um die Darstellung komplexerer Verknüpfungen, mehrfacher (nicht nur binärer) Verzweigungen, die Integration diskurs-funktionaler und pragmatischer Eigenschaften ins Netzwerk usw. zu ermöglichen.

Zum Abschluss dieses Teilkapitels soll nun noch eine Parallele zwischen konstruktionsgrammatischen Repräsentationsformaten und der Darstellung nicht-standardkonformer Strukturen im *non-native discourse*, genauer zwischen Konstruktionen als Form-Funktions-Paaren und dem Annotieren von Korpus-Daten, gezogen werden.

4.2.6 Variable Form-Funktions-Paare

Für den letzten Vergleich zwischen den konkreten soziolinguistischen und grammatiktheoretischen Ansätzen möchte ich nun im Gegensatz zu den bisher diskutierten Fällen nicht die konstruktionsgrammatische Konzeptualisierung variabler Daten, sondern eine praktische Lösung für das Annotieren von Korpus-Daten aus der ELF-Forschung als Ausgangspunkt heranziehen. Es handelt sich dabei um Parallelen, die zwischen der Darstellung von Konstruktionen als untrennbaren Form-Funktions-Einheiten und den unüblichen, dynamischen Zuordnungen von Form und Funktion in der Wortart-annotierten Version des VOICE Korpus gezogen werden können. Im *Part-of-Speech Tagging and Lemmatization Manual* (VOICE Project, 2014: 11) werden die POS-Tags folgendermaßen dargelegt:

„For all tokens in the corpus, separate tags for paradigmatic form and syntagmatic function are assigned. The tag for form is indicated first, followed by a tag for function, given in brackets.
Format: **FORM-tag(FUNCTION-tag)**
There are **2 options** of this format:
OPTION 1: form and function converge → identical form(function) tag is assigned,
e.g. a **house _NN(NN)**
OPTION 2: form and function do not converge → different tags for form and (function) are assigned, e.g. two **house_NN(NNS).**"

Dieses Tagging-Format wurde also entwickelt, weil in ELF die verwendeten lexikalischen Formen oft (noch) andere Funktionen erfüllen, als es im Standardenglischen der Fall wäre. Anhand des Ko- und Kontexts ist jedoch meist ersichtlich, welche Funktion die jeweilige Form erfüllt und diese wird dann mit dem entsprechenden Tag im zweiten Teil des zusammengesetzten Tags gekennzeichnet. Bei „option 1" oben wird die Funktion von „house" sowohl formal als auch funktional (unter anderem wegen des Artikels im Singular) als Nomen Singular (NN bedeutet „Noun, singular or mass") erkannt. In Beispiel 2 wird jedoch die Form „house" als Plural identifiziert, weil vor dem Substantiv das Zahlwort „two" [zwei] steht. Während die Form konventionell ein Singular anzeigt, wird die Funktion im zweiten Teil des Tags trotzdem als Plural gekennzeichnet (NNS = „Noun, plural") (VOICE Project, 2014: 13).

Obwohl dieses Annotationsformat ursprünglich wegen sogenannten zweideutigen ELF-Formen und ELF-Formen, bei denen die Funktion nicht der standardisierten Form entspricht, entwickelt wurde (vgl. VOICE Project, 2014: 11), kann meiner Ansicht nach die allgemeine Kennzeichnung der Formen mit Form- und Funktionsmarkern auch auf die Verbindung zwischen Form und Funktion in der Sprache überhaupt übertragen werden. Und in besonderer Weise wird dieser Zusammenhang durch die Bilateralität von Form und Bedeutung im Repräsentationsformat der Konstruktionsgrammatik abgebildet (siehe z. B. Abbildung 1, 3.2.5). Ohne auf Details einzugehen, ist es evident, dass in beiden Ansätzen die beiden Ebenen wesentlich und untrennbar sind und bei jeder Beschreibung berücksichtigt werden. Bei den POS-Tags handelt es sich zwar jeweils immer um einzelne Wörter, diese konkrete Maßnahme der Wortart-Annotierung eines *non-native discourse* scheint aber trotzdem direkt der theoretischen Konzipierung eines kohärenten Grammatikmodells zu entsprechen.

Mit den in diesem Abschnitt vorgebrachten Analysen wurde demnach versucht, einige Verbindungmöglichkeiten zwischen konstruktionsgrammatischen Repräsentationsformaten und konkreten Beispielen aus ELF-Korpora zu ziehen. Außerdem wurde gezeigt, dass im Zusammenhang mit diesen Analysen mehrere Entsprechungen zwischen theoretischen Begriffen der beiden Forschungsrichtungen festgestellt werden können. Zusätzlich zu der Deutung und Modellierung einzelner konkreter Strukturen scheint es aus der spezifischen Perspektive der Beschreibung des *non-native discourse* auch besonders konstruktiv, die Begriffe von Emergenz, Ad-hoc-Konstruktionen und der Online-Sprachproduktion einzuführen und zu diskutieren. Es geht dabei um die Bildung von neuen Strukturen, die (noch) nicht Teil des strukturierten Inventars (oder nur Teil des Netzwerks eines Individuums) sind. Diese Art von Ansätzen ist in der linguistischen Theoriebildung (und in der Wissenschaft als solcher) höchst umstritten und wird im nächsten Abschnitt, neben einigen allgemeinen sprachtheoretischen Grundlagen, genauer erörtert.

4.3 Veränderte Konzipierung einiger (grammatik)theoretischer Grundlagen und Prinzipien im Hinblick auf den *non-native discourse*

Im vorigen Abschnitt wurde veranschaulicht, wie konkrete Beispiele aus dem *non-native discourse* konstruktionsgrammatisch analysiert werden können und wie die Repräsentationsformate der Konstruktionsgrammatik für die Darstellung konkreter *ungrammatischer* Strukturen modifiziert werden könnten. Im Folgenden wird nun eine metatheoretische Betrachtung einiger speziell auf dynamische Sprachphänomene bezogener Begriffe vorgebracht. Dadurch wird die Diskussion auch an die in Kapitel 3 erläuterten theoretischen Entwicklungen angeschlossen und weiter ausgearbeitet.

4.3.1 Veränderte Rolle der Sprachgemeinschaft und des Kontexts

Wie bereits in den vorigen Kapiteln wiederholt angesprochen, wird in den letzten Jahren vermehrt versucht, die kontextuelle und individuelle Variation in die Sprachwissenschaft, darunter auch die Grammatiktheorie, aufzunehmen. Östman (2005), Croft (2009), Östman und Trousdale (2013) sind bestrebt zu zeigen, dass die Konstruktionsgrammatik, oder auch andere moderne Grammatiktheorien, angemessene Erklärungen für die Variabilität der sprachlichen Strukturen in Bezug auf verschiedene Gelegenheiten, verschiedene Sprecher und

deren verschiedene Intentionen erstellen können (bzw. sollten). Es sollte demnach möglich sein, diese kontextuellen und individuellen diskursiven Bedingungen wissenschaftlich zu modellieren. Diese auf den ersten Blick logische und notwendige Weiterentwicklung der Grammatiktheorie birgt jedoch viele grundlegende Folgen für die Konzipierung des Untersuchungsobjekts und somit der (möglichen) sprachwissenschaftlichen Modellierung überhaupt in sich: wenn kontextuelle Elemente der konkreten, individuellen Situation im Repräsentationsformats wiedergegeben werden sollen, wird die Abstraktion der Sprache grundsätzlich abgeschafft. Wenn die Abstraktion einer (natürlichen) Sprache aufgehoben wird, wird die Abstraktion der Sprachgemeinschaft aufgehoben und dadurch bleibt im Grunde nur der individuelle Sprecher (und sein Idiolekt) als Untersuchungsgegenstand übrig. In die Analyse müssten folglich möglichst viele oder sogar alle diskursiven, kontextuellen und pragmatischen Komponenten eingegliedert werden.

Wenn also in traditionelleren grammatischen Analysen eine im Grunde real existierende, aber auch notwendigerweise abstrahierte und idealisierte Sprachgemeinschaft den Hintergrund für die Analyse – meist de-kontextualisierter einzelner Sätze – fungierte, reichte es aus, die Benennung dieser Sprache als Kontext und als Basis für die Identifizierung der Grammatikalität einzusetzen. Dadurch war auch eine ausreichende Grundlage für die (grammatische) Analyse an sich gegeben, denn bei abstrahierten Gegenständen sollte – zumindest unter Sprachwissenschaftlern – ein Konsens darüber herrschen, mit welchen Eigenschaften das Objekt ausgestattet ist oder wie diese Eigenschaften identifiziert werden können. Normalerweise wurden die Eigenschaften der Sprache, im Wesentlichen also die Grammatikalität der untersuchten Strukturen, eben durch erneut idealisierte Mitglieder dieser Sprachgemeinschaft, die das System direkt abzubilden scheinen, ermittelt. Wenn nun aber die Einheit von natürlichen Sprachen (oder Dialekten) nicht mehr als hinreichender Hintergrund der Analyse aufgefasst werden, sondern der direkte Kontext als wesentlich dargestellt wird, muss bei konkreten Untersuchungen meiner Ansicht nach eine ganze Reihe von Hintergrundinformationen aufgezählt werden, die diese neue Konzipierung von *Sprache* festlegen und sich zusätzlich auch noch von Fall zu Fall unterscheiden.

Im Grunde sollte es also dabei um genau die Merkmale gehen, die jeder Gesprächsteilnehmer automatisch vor dem Gespräch oder während dessen wahrnimmt. Die grammatische Analyse von re-kontextualisierten Daten sollte also so viele wie möglich von diesen Informationen ermitteln und zumindest vermerken, damit die Daten in angemessener Weise gedeutet werden. Wenn eine Grammatiktheorie Anspruch auf Universalität, Kontextualisierung und sogar individuelle, idiolektale Variation erhebt, muss darin eben auch

praktisch ein Kontextualisierungsverfahren durchgeführt werden. Was etwa bei der Kennzeichnung von Sprachkorpora eine durchaus gängige Praxis ist, nämlich die Gesprächsteilnehmer und die Sprachereignisse genau zu beschreiben, sollte auch in der grammatischen Repräsentation abgebildet sein. Es geht dabei um persönliche Informationen über das Geschlecht, das Alter, die Ausbildung, den Beruf der Interagierenden und kontextuelle Informationen zum Thema des Gesprächs, zu Raum und Zeit, Verbindungen zwischen den Teilnehmern, Formalitätsgraden der Sprachsituation usw. Wie bereits oben angedeutet, ist für Analysen des *non-native discourse* besonders auch der sprachliche Hintergrund relevant: es handelt sich dabei um die Erstsprache(n) der Sprecher, aber auch um andere bekannte Sprachen und das Niveau der Beherrschung dieser Sprachen.

Dadurch kann der Eindruck entstehen, dass tatsächlich der *Idiolekt* die ehemalige Rolle der *natürlichen Sprache* einnimmt: es schein also, als ginge es in der Theorie nicht mehr um Allgemeinheiten, sondern um das Individuelle. Die Konstruktionsgrammatik wird in diesem Zusammenhang als Theorie dargestellt, die eine ernsthafte Berücksichtigung individuellen Wissens ermöglicht (vgl. Abschnitt 3.3.3; Östman & Trousdale, 2013: 489). Es wird jedoch kaum möglich sein, derart genaue Informationen über die Sprecher und die Situationen in Erfahrung zu bringen. Außerdem ist es fraglich, wo die Grenzen zu ziehen sind, zwischen dem, was berücksichtigt wird und dem, was unberücksichtigt bleibt und wie diese Merkmale zu operationalisieren sind, also wie eine Theorie tatsächlich damit (systematisch) umgehen kann. Die Zahl der abgebildeten Merkmale bleibt nämlich immer beschränkt.

In diesem Sinne ist die Liste der sogenannten diskursiven und kontextuellen Attribute in Östman und Trousdale (2013: 489) ein wertvoller Ansatz:[53] in einer begrenzten Anzahl von Merkmalen und deren Werten sind laut den Autoren im Prinzip alle wesentlichen Eigenschaften systematisch erfasst. Wie bereits in Kapitel 3 angesprochen, sollte zu den aufgeführten Attributen noch die Mutter- bzw. Fremdsprachlichkeit hinzugefügt werden. Es würde sich dabei aber auch nur um eine Ausweitung der bereits bestehenden Liste handeln, denn es scheint, als könnte besonders unter dem Attribut „Speech community" der *non-native discourse* berücksichtigt werden. Östman und Trousdale (2013: 488) beschreiben diese „Eigenschaft" folgendermaßen:

[53] Die aufgeführten Attribute (und ihre Werte) sind: Implicit anchoring (Coherence, Interaction, Involvement); Discourse pattern (D-Frame, Text type, Activity type (Genre)); Sociolinguistic variables (Age, Gender, Style (Education, Lifestyle, Role)); Speech community (Place/Space, Size, Modernity); Nonverbal Grounding (vgl. Östman & Trousdale, 2013: 487).

> „The values of Speech community, *Place/Space*, *Size*, and *Modernity*, suggest that rather than talking about dialects in terms of geography per se, characteristics having to do with how large the community is, the members' sense of space […], and at what perceived stage of 'development' (traditional, modern, late modern) it is, will be more decisive as constraints and resources of usage."

Daraus ist nun ersichtlich, dass die *traditionelle* Sprachgemeinschaft, die in Bezug auf geografische Faktoren definiert war, als Referenz nicht (mehr) haltbar ist. Die Sprachgemeinschaft ist also nicht (nur) durch den geteilten Raum, sondern essentiell noch mit ihrem Umfang und der „Entwicklungsstufe" definiert. Bei Sprachphänomenen, die an keine oder keine eindeutig bestimmbare Sprachgemeinschaft gebunden sind, könnten somit diese Werte einfach nicht besetzt werden oder einen negativen Wert erhalten, was auch sehr aufschlussreich ist. Wie in Kapitel 3 vorgeschlagen, wäre es sinnvoll, noch einen Wert zur Mutter- bzw. Zweit- oder Fremdsprachlichkeit hinzuzufügen. Außerdem wäre es möglich, die *Größe* (*size*) mit *einem Individuum* zu besetzen, was *Idiolekt* bedeuten würde. Für den *non-native discourse* ist es zudem wesentlich, dass es unter den aufgezählten Attributen einen Wert für die Bildung (*education*) gibt, unter dem auch das Niveau der Sprachbeherrschung einbezogen werden könnte.

Ein weiterer Punkt, der konkret von der möglichen Modellierung individueller Variation in der Konstruktionsgrammatik (und anderen kognitiven Sprachtheorien) betroffen ist, ist die bereits angesprochene Frage des *entrenchment*, d. h. der Verfestigung von Konstruktionen. Solange von *einer Sprache* ausgegangen wird, stellt sich die Frage nach den genauen Eigenschaften des *entrenchment* in Wahrheit nicht wirklich. Denn, wenn diese gemeinsame Sprache als selbstverständliche Grundvoraussetzung postuliert wird, muss nicht thematisiert werden, ob es sich um eine Verfestigung im Geist einzelner Sprecher oder in einer abstrakten Gemeinschaft, also einer Art Abstraktion des Geistes der Sprecher, handelt. Um Konstruktionen als solche zu identifizieren, ist es lediglich wichtig, *dass* diese Strukturen *entrenched* sind. Wenn nun diese (ideale) Sprachgemeinschaft als Grundlage abgeschafft wird und der individuelle Sprecher als Träger von Sprachformen und somit Grammatik aufgefasst wird, muss notwendigerweise die Natur der Verfestigung der Konstruktionen angesprochen werden. Es ist dann wesentlich, ob vom individuellen Geist des Sprechers oder von geteilten Netzwerken die Rede ist. Es sollte bestimmt werden, welchen Grad der Verfestigung die Konstruktionen aufweisen, ob es um individuelle oder kollektive Festsetzung geht und welche unterschiedlichen Kombinationen bzw. Übergänge es von individueller Festsetzung über Festsetzungen in kleinen Gruppen bis hin zu gemeinschaftlichen Festsetzungen gibt. Dieses

Thema wurde, wie bereits angedeutet, in der Literatur bisher kaum besprochen, es scheint aber auch durch das Erforschen des *non-native discourse* wesentlich zu sein, auch Grade des *entrenchment* als notwendigen Faktor in der Grammatiktheorie festzulegen.

4.3.2 Konstruktionswandel und Grammatikalisierung

Neben der *synchronen* Variation zwischen Sprechern und Sprachereignissen bewirken laut Konstruktionsgrammatik die konkreten Interaktionssituationen außerdem die *diachronen* Veränderungen von Sprachformen. Die konkreten sprachlichen Strukturen sind also auch wesentlich verantwortlich für den Sprachwandel. Wie bereits mehrfach hervorgehoben wurde, wird in den gebrauchsbasierten Ausprägungen davon ausgegangen, dass der konkrete Sprachgebrauch das Erlernen und das Aufkommen neuer Konstruktionen wesentlich bestimmt. Eine besondere Stellung nimmt im Sprachwandel die *Grammatikalisierung* ein, die auch in der Konstruktionsgrammatik intensiv erforscht wird (Hopper & Traugott, 2003; Traugott, 2008a; b; Fried, 2013). Dabei handelt es sich um das Resultat von Prozessen des Sprachgebrauchs, die systematische Veränderungen der Morphosyntax und der Bedeutung hervorrufen:

> „[A] lexical element becomes part of the grammar as a functional morpheme. Grammaticalization is a general process occuring in all languages […], whereby patterns that occur frequently in discourse may get reinterpreted. As a result lexical items acquire a grammatical function, or functional elements become more grammatical […]. Often, the change in categorial status goes hand in hand with a phonological reduction and a shift from more to less concrete on the semantic level, or, especially in later stages of the development, with semantic generalization or bleaching“ (Arends, Muysken & Smith, 1995: 113).

In der Konstruktionsgrammatik wird postuliert, dass auch der Sprachwandel seinen Ursprung in konkreten Aussagen, also in Konstrukten, nicht in (schematischen) Konstruktionen hat (vgl. Fried, 2013: 423). Konstrukte sind dabei als konkrete Realisierungen von Konstruktionen zu verstehen. Diese konkreten Konstrukte rufen allerdings Veränderungen der schematischen Konstruktionen hervor, denn in der Konstruktionsgrammatik wird davon ausgegangen, dass Grammatikalisierung in der Konstruktion passiert, es handelt sich also eigentlich um *Konstruktionalisierung*, d. h. das Aufkommen neuer Konstruktionen (vgl. Fried, 2013). Es werden nicht die Eigenschaften von lexikalischen Einheiten verändert, sondern Konstruktionen verändern sich bzw. es kommen neue auf. Jede Mikro-Konstruktion,

die einmal geäußert wird, ist also potentiell in der Funktion eines Musters für zukünftige Konstruktions-Instantiierungen. In der Grammatikalisierungstheorie der Konstruktionsgrammatik wird zudem betont, dass es auch dafür wesentlich ist, die pragmatische und semantische Umgebung zu berücksichtigen. Es ist nämlich genau das, was Veränderungen hervorruft (vgl. Traugott, 2008a: 222). Die Konstruktionsgrammatik eignet sich als Theorie für die Modellierung von Grammatikalisierung besonders gut, weil sie eben auch diese Merkmale im eigentlichen Modell einschließt. Obwohl es sich bei dieser Art von Sprachwandel um dynamische Prozesse und Veränderungen handelt, geht es in der Grammatikalisierungsforschung grundsätzlich um systematische Veränderungen, die auch nach und nach festgesetzt werden. Die Zwischenstadien sind zwar labil, am Ende bildet sich aber doch eine stabile neue Konstruktion heraus, d. h. eine Form, die eine bestimmte Bedeutung hat und mit ihr fix verbunden ist.

Verständlicherweise wurde bisher in der Forschung eher den dauerhaften Veränderungen im System Beachtung geschenkt. Da es sich beim *non-native discourse* kaum um systematische und dauerhafte Veränderungen handelt, die zudem über Jahrhunderte zurückverfolgt werden könnten, kann hier auch nur schwer die Grammatikalisierungsforschung als solche übernommen werden. Für das Thema der vorliegenden Arbeit sind daher die oben genannten Postulate insofern wichtig, als sie darlegen, dass konkrete, auch einmalige Veränderungen in der Realisierung (dauerhafte) Modifikationen hervorrufen können. Ich werde also nicht versuchen, tatsächliche Beispiele von *non-native* Grammatikalisierungen bzw. *Konstruktionalisierungen* darzustellen, sondern will im Grunde erneut auf die theoretischen Potenziale der Konstruktionsgrammatik hinweisen. Obwohl es sich im *non-native discourse* nicht (oder scheinbar nicht) um beständige neue Formen handelt, geht es meiner Ansicht nach nur um einen graduellen, keinen substanziellen Unterschied im Vergleich zu *systematischen* Realisierungsshifts, die neue Grammatikalisierungen im eigentlichen Sinn hervorrufen. Denn diese Veränderungen können nun entweder das Sprachsystem als Ganzes betreffen, besonders wenn eine *natürliche* Sprache mit einer mehr oder weniger etablierter Sprachgemeinschaft untersucht wird. Oder es geht eher um kurzfristige Veränderungen lokaler Systeme oder sogar nur vereinzelter Idiolekte. Schließlich ist auch die Frage danach, was genau „volle Konventionalität" bedeutet, d.h. wann eine „fully conventional" bzw. „fully established" (Fried, 2013: 427) Struktur als neue Konstruktion gelten kann, noch offen. Weil unterschiedliche Merkmale und lokale Kontexte die Konstruktionen beeinflussen, gibt es laut Fried auch viele Zwischenstadien der Konventionalisierung:

> „[The] feature-based conceptualization of grammaticalization, which is motivated by the focus on partial transitions, does not reject the notion of construction or the holistic dimension as relevant; on the contrary. But it calls for examining the internal make-up of constructions and for acknowledging the role of very local contexts and particular, lexically specific subtypes ('micro-constructions' in Traugott's [(2008a)] terminology), which may gradually acquire the status of more generalized collocational combinations, as a kind of intermediate stage of conventionalization" (Fried, 2013: 427f).

Da es sich beim *non-native discourse* um eine besonders unsystematische Diskursform handelt, bei dem die Sprachformen in der Regeln nicht allgemein konventionalisiert werden und in stabilen Zielstrukturen münden, wird im folgenden Abschnitt noch diese *lokalere* Art des Aufkommens neuer Strukturen diskutiert. Es soll dafür besonders der Begriff der *emergenten* Grammatik, deren Prinzipien offenbar besser auf die Eigenschaften des *non-native discourse* zutreffen, erläutert werden.

4.3.3 *Emergente Grammatik* und Ad-hoc-Konstruktionen

Im letzten Teil dieses Kapitels wird nun das Aufkommen neuer Strukturen diskutiert, bei denen der Wandel nicht historisch, sondern viel direkter, sozusagen laufend in der Interaktion betrachtet wird. In Anlehnung an den gebrauchsbasierten Ansatz ist die sogenannte *Emergenz* von Konstruktionen ein zentraler Punkt in bestimmten Ausprägungen der Sprachtheorie: im Gegensatz zu grammatischen Regeln können Konstruktionen immer wieder neu entstehen, es können also *emergente* Strukturen und nicht (unbedingt) stabile und definierte Muster sein.[54] In konstruktionsgrammatischen Arbeiten wird auf sogenannte „emergent constructions", die nicht (unbedingt) in einer stabilen Endform münden, vermehrt aufmerksam gemacht (vgl. Hopper, 1998; 2011; Traugott, 2008b; Geeraerts, 2010; Auer & Pfänder, 2011; Diessel, 2011; Deshors & Gries, im Erscheinen).

Nach der Auffassung von Hopper (1998) gibt es gar keinen stabilen, definitiven Zustand einer Erwachsenen-Grammatik: Spracherwerb ist nie vollkommen abgeschlossen, Grammatik ist stets *emergent*, auch der kompetente Sprecher kann sie noch ändern und erweitern. Die Performanz wird von sozialen, kulturellen und diskursiven Kräften zusammengehalten: „Structure, or regularity, comes out of discourse and is shaped by

[54] Für mehr zur Unterscheidung Konstruktionen-Regeln, siehe Abschnitt 3.2.5.

disourse in an ongoing process. Grammar is, in this view, simply the name for certain categories of observed repetitions in discourse“ (Hopper 1998: 156).

In jüngeren Arbeiten legt Hopper auch Wert auf die begriffliche Differenzierung zwischen *emerging* und *emergent grammar*: bei Ersterer handelt es sich seiner Auffassung nach um die diachrone Entwicklung von sprachlichen Strukturen in einen stabilen Endzustand. Diese *emerging grammar* wäre also ein Begriff zur Explikation von Grammatikalisierungsphänomenen (vgl. Fried, 2013; siehe oben) oder auch von Innovationen in stabilen *non-native varieties* (vgl. Hoffmann, 2011; Gilquin, 2013). Die, für Hopper interessantere, *emergent grammar* betrifft jedoch das ununterbrochene Aufkommen von neuen Strukturen, deren Kombinierung und Veränderung in der Interaktion. Weil Grammatik folglich immer ephemer und vorübergehend ist, könne auch der Spracherwerb nie als abgeschlossen aufgefasst werden (vgl. Hopper, 1998: 171; 2011: 26). Hopper plädiert dafür, dass die zeitliche Komponente, die traditionell in Grammatiktheorien durch fixe, stabile und zeitlose Systeme ersetzt worden ist, viel ernster genommen werden muss, denn Sprecher *bewegen* sich durch das Sprechen immer weiter (Hopper, 2011: 22f). Bei diesen *emergenten Gestalten* des sprachlichen Ausdrucks wird eine breite Palette an sprachlichen Ressourcen verwendet, denn bereits bekannte, konventionelle Formen werden weiter verarbeitet und umgearbeitet: „Informal dialogue from an on-line perspective consists not of sentences generated by rules, but of the linear on-line assembly of familiar fragments. Grammar is emergent and epiphenomenal to the ongoing creation of new combinations of forms in interactive encounters“ (Hopper, 2011: 26). Hopper macht auch darauf aufmerksam, dass *Emergenz* bisher eher aus einer historischen Perspektive, also eher als Grammatikalisierung, erforscht wurde, die Unstabilität von tatsächlichen Konstruktionen in der Interaktion wurde hingegen nicht ernsthaft beachtet. Deshalb ist es sein Anliegen, die Aufmerksamkeit auf die tatsächliche Mikro-Ebene des Sprechens und die Bewegungen innerhalb und zwischen den Kategorien zu richten (siehe auch Abbildungen 6-8, Abschnitt 4.2.5):

> „[T]hey are constantly being elaborated in and by communication itself. They are unfinished and indeterminate. It is in this sense that the term ‘emergent’ is used. Emergent Grammar focuses on the boundaries of categories rather than their prototypes, explaining the leading edges and the territory around them as they move“ (Hopper, 2011: 28).

Diese Überlegungen stellt Hopper zwar basierend auf Beobachtungen von üblichem *native speaker discourse* an, wenn die Prinzipien der *Gebrauchsbasiertheit* und des

Nichtangeborenseins wirklich ernst genommen werden, sollte allerdings meiner Ansicht nach jede Art von Diskurs auf die gleiche Art und Weise betrachtet werden: sprachliche Strukturen sind an den jeweiligen Kontext gebunden und werden auf der Grundlage der sprachlichen und allgemeinen sozialen Erfahrung des einzelnen Sprechers hervorgebracht. Die Form der Strukturen kann sowohl konventionell als auch ad hoc gebildet sein. Da eine ad hoc gebildete Konstruktion allerdings keinesfalls als festgesetzt betrachtet werden kann, kommt hier erneut die Frage nach der Bedeutung des *entrenchment* bei der Konzipierung von Konstruktionen auf.

Ähnlich wie Hopper argumentiert aus der ELF-Perspektive auch Seidlhofer im Anschluss an Cameron und Larsen-Freeman (2007), dass die Auffassung einer Endstand-Grammatik eigentlich anomal ist (Seidlhofer, 2011: 99). Seidlhofer hebt auch hervor, dass ELF-Sprecher alle sprachlichen Features verwenden, die sie kennen, um ihr kommunikatives Ziel zu erreichen und deshalb geschieht vieles ad hoc. Das *Verhandeln über Bedeutungen* (*negotiation of meaning*) kommt somit in der konkreten Situation zur Geltung und wird durch den spezifischen Kontext beeinflusst. In der ELF-Forschung werden die Emergenz und Ad-hoc-Produktion der sprachlichen Einheiten im Allgemeinen vermehrt hervorgehoben. Jenkins, Cogo und Dewey zeigen z. B. auf, dass Sprecher „routinely – but not unvaryingly – exploit the language systems of English to the extent that we can identify EMERGING PATTERNS of lexical and grammatical forms“ (Jenkins et al., 2011: 288f).

Im Bereich der Grammatiktheorie kam ein Versuch, sich explizit mit Ad-hoc-Konstruktionen zu befassen, kürzlich von einer deutschen Forschungsgruppe, die ihre Forschung auf Prinzipien der Konstruktionsgrammatik basiert. In ihrem Aufsatz über Ad-hoc-Konstruktionen versuchen Zima und Brône im Grunde zu zeigen, wie spezifische Formen in der jeweiligen Sprachsituation aufkommen und wie sie von anderen Sprechern übernommen und schließlich auch modifiziert werden. Sie behaupten, dass diese spezifischen Formen auf einer „lokalen Mikroebene“ verortet sind und als solche Konstruktionen (im konstruktionsgrammatischen Sinn) genannt werden können (vgl. Zima & Brône, 2011: 266; Brône & Zima, 2014). Zudem versuchen Zima und Brône sogar zu zeigen, dass diese Konstruktionen auf dieselbe Art und Weise zustande kommen wie übliche, konventionalisierte Konstruktionen, mit dem Unterschied, dass die Prozesse sozusagen vor unseren Augen, d. h. *online* ablaufen, und dass die Formen gar nicht langfristig verfestigt werden müssen. Die Syntax sei in diesen Fällen *dialogisch* (vgl. auch Zima, 2013). Der springende Punkt dabei ist eigentlich, dass sie unterschiedliche Sprachebenen in der Grammatiktheorie postulieren und ihre Untersuchung auf einer sogenannten *Mikroebene*

verorten. Das Problem dabei ist, dass in den Hauptrichtungen der Konstruktionsgrammatik weder verschiedene Ebenen definiert sind noch die Wahl der Sprachebene unter den Faktoren des Modells auftritt. In den ursprünglichen und prominentesten konstruktionsgrammatischen Forschungsrichtungen sind Konstruktionen als konventionalisierte, festgesetzte Einheiten definiert und in diesem Sinne sind sie Teil eines taxonomischen Netzwerks (siehe Abschnitt 3.2.5). Es stimmt zwar auch, dass die sozio- und variationslinguistischen Ausprägungen in der Konstruktionsgrammatik eine – durchaus konstruktive – Frequenz-basierte Operationalisierung von Konstruktionen vorschlagen (vgl. Gries & Wulff, 2005; Gilquin & Gries, 2009; Stefanowitsch, 2013; Ellis, 2012; Gries, 2013; Deshors, im Erscheinen). Aber dennoch, wenn die Konstruktionen ad hoc gebildet werden, ohne Hinweis auf ihre Häufigkeit, kommt die Frage nach deren Status auf, was meiner Ansicht nach eine große Herausforderung für die zukünftige Forschung in der Konstruktionsgrammatik darstellt.

4.4 Zusammenfassung und Schlussbemerkungen

Im abschließenden Teil soll daher noch kurz auf die Diskrepanz zwischen einigen Hauptgrundsätzen der Konstruktionsgrammatik aufmerksam gemacht werden. Auf der einen Seite ist nämlich der Begriff der Konstruktion dynamisch (d. h. stabilen grammatischen Regeln entgegengesetzt und an online, lineare und Ad-hoc-Produktion geknüpft); auf der anderen Seite sind jedoch Konstruktionen üblicherweise als konventionalisierte, vererbte und festgesetzte (*entrenched*) Einheiten konzipiert. Es scheint also noch ein Widerspruch zwischen der linearen, Online-Betrachtung von grammatischer Produktion und den *festgesetzten Routinen* und fixen, vererbten Relationen zwischen den Konstruktionen zu herrschen.

Daraus ergibt sich auch eines der wesentlichen Probleme in der Konstruktionsgrammatik, und zwar die Frage, welche Arten von Diskurs in die Untersuchung einbezogen werden sollten und welche nicht. Die Heterogenität des Modells öffnet einerseits den Weg für die Untersuchung von dynamischen gesprochenen Interaktionen (darunter der *non-native discourse*), aber andererseits wird dadurch die Theorie auf ein nur schwer überschaubares Untersuchungsfeld ausgedehnt, das tatsächlich schwer fassbar ist. Einige anerkannte Sprachwissenschaftler betrachten die Konstruktionsgrammatik sogar als unwissenschaftliches Programm, das nicht ernst genommen werden sollte (vgl. Leiss, 2009a; b; siehe auch oben, Abschnitt 3.2.5). Insofern ist es interessant zu beobachten, dass mehrere Forscher die grundlegende Idee und die ursprüngliche Theorie wertvoll finden, die neuen

theoretischen Richtungen aber eher ablehnen. Es scheint, dass das besonders an der Tatsache liegt, dass die neuen Arbeiten in der Konstruktionsgrammatik Sprachphänomene in all ihrer Komplexität einbeziehen wollen, womit sie unter Umständen zu weit gehen und die Theorie zu vage wird.[55] Der Begriff der Konstruktion ist an sich womöglich nicht klar genug; tatsächlich herrscht kein akademischer Konsens über die Eigenschaften des *entrenchment* und die jeweiligen Rollen der Semantik, Pragmatik und des Diskurses im Repräsentationsmodell. Entsprechend wird in der vorliegenden Arbeit die Notwendigkeit betont, klarere Abgrenzungen und besser definierte, womöglich standardisierte Repräsentationsmodelle zu erstellen. Im Anschluss an Nick Ellis wird auch darauf aufmerksam gemacht, dass die angemessene Darstellung von Semantik und diskurs-funktionalen Eigenschaften in diesen Modellen ein großes Problem bleibt (vgl. Ellis, 2013: 377).

Zum Abschluss kann nun zusammengefasst werden, dass in diesem Kapitel versucht wurde, anhand von Analysen ungrammatischer Konstruktionen im *non-native discourse* einige der genannten Fragen zu beleuchten. Es wurde schließlich festgestellt, dass sich mithilfe eines ausreichend dynamischen und teilweise angepassten Konstruktionsbegriffs auch *ungrammatische* Strukturen als Realisierungen von Konstruktionen deuten lassen und dass folglich mehrere der grundlegenden Prinzipien der Konstruktionsgrammatik mit dem *non-native discourse* vereinbar sind: Spracherwerb aus dem Gebrauch, Konstruktionen als netzartig miteinander verbundene Spracheinheiten sowie das Aufkommen von Strukturen aus der jeweiligen Gesprächssituation erfordern als Referenz keinen (idealisierten) *native speaker*, der traditionellerweise über *grammatische* Formen urteilte. Dadurch werden allerdings auch die Begriffe der Sprachgemeinschaft und der Grammatikalität undeutlich, was in der Sprachtheorie allgemein wohl künftig zu einer Rekonzeptualisierung der Konzepte führen wird.

Im Zusammenhang mit der Auffassung vom Aufkommen und der Bildung neuer, *emergenter*, vom spezifischen Kontext abhängiger Konstruktionen wird sich vermutlich das Konzept des „co-constructing language“ (Jenkins et al., 2011: 12), zusammen mit den jeweiligen Strategien, die es ermöglichen, als eines der Schlüsselkonzepte der (allgemeinen linguistischen) Analyse herausstellen. Dieses aktive Konstruieren von Sprache in der Interaktion ist in den gebrauchsbasierten Ansätzen ein wesentliches Moment: „The sequential decision-making process is at the heart of language use; it determines the language users’

[55] Siehe auch Stefanowitsch (2011) zu den Schwierigkeiten, die Konstruktionsgrammatik als Grammatiktheorie im eigentlichen Sinne aufzufassen, sondern als „allgemeine Theorie des Erwerbs, der Repräsentation und der Verarbeitung sprachlichen Wissens“ zu verstehen (Stefanowitsch, 2011: 15).

linguistic behavior and the development of linguistic structure over time“ (Diessel 2011: 841). Die wesentlichsten Grundlagen in der Sprache liegen nach dieser Auffassung in allgemeinen Strategien der Kommunikation, der Anpassung und Modifizierung vorheriger Annahmen während des Sprechens, was nun im Anschluss auch aus einer philosophischen Perspektive betrachtet wird.

5 Eine Neufassung des Unterschieds zwischen Muttersprache und Fremdsprache: philosophische Konzipierung des *native* und des *non-native discourse*

5.1 Regelfolgen und der *non-native discourse* in der Philosophie

Aus philosophischer Perspektive öffnet das Thema des *non-native discourse*, wie bereits in Kapitel 1 dargestellt, einige neue Blickpunkte. Die Unterscheidung zwischen *native* und *non-native speakern* ist in der Philosophie nicht so klar gezeichnet wie in den meisten sprachwissenschaftlichen Studien, gleichzeitig wirft die Dichotomie jedoch auch in philosophischen Arbeiten Fragen zur Angeborenheit sprachlichen Wissens, zur *Natürlichkeit* und *Intuition* sogenannter *Muttersprachler* und zu Spezifika interkultureller Kommunikation auf, die in unterschiedlichen philosophischen Denkrichtungen ausgearbeitet werden (analytische Philosophie, interkulturelle Philosophie usw.). Dabei werden zumeist keine empirisch belegten Sätze und biografisch klar definierte Informanten ausgesucht, sondern die überwiegenden Methoden sind Gedankenexperimente oder Textinterpretationen. In letzter Zeit wird zwar auch die Möglichkeit der Verwendung empirischer Methoden aus der Linguistik in der Philosophie geprüft, es handelt sich dabei aber um ein eher marginales Phänomen (vgl. Bluhm, 2014).

5.1.1 Einleitung

Auf jeden Fall ist besonders das Regelfolgen an sich, das durch den weitgehend als *unregelmäßig* bezeichneten *non-native discourse* aufgeworfen wird, in der Philosophie traditionell ein wichtiger Themenbereich. Dazu werden neben einem allgemeinen Überblick zur philosophischen Regel-Debatte im nächsten Abschnitt hauptsächlich Ludwig Wittgensteins Überlegungen zum Regelfolgen erläutert, die nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Linguistik und anderen Wissenschaften ausgesprochen einflussreich waren und sind.

Im Folgenden stehen hier jedoch Donald Davidsons theoretische Ansätze noch weiter im Mittelpunkt. Eine Auswahl seiner Texte, vorrangig seine Artikel *Radical Interpretation* (1973) und *A Nice Derangement of Epitaphs* (1986a), sind für die zentrale Fragestellung

dieser Arbeit insofern bedeutsam, als sie zwei radikale Positionen im Umgang mit sprachlicher Unregelmäßigkeit und/oder Fremdheit zum Ausdruck bringen: die radikale Interpretation baut auf der Situation des Treffens zweier vollkommen fremder Sprachen und Kulturen aufeinander auf, wohingegen *A Nice Derangement of Epitaphs* sonderbare Unregelmäßigkeiten innerhalb der Kommunikation in einer Sprache als Ausgangspunkt nimmt. Wie bereits in den bisherigen Kapiteln dargestellt wurde, wird durch das Erforschen des Sprechens von *non-native speakern* der Begriff von Sprache selbst verschwommen, nämlich besonders der Sprache als System, als Regelapparat und als (mehr oder weniger) feste Konventionen. Auch das Untersuchen der Sprache, d. h. eine angestrebte Sprachtheorie, wird angesichts solch unstabiler, dynamischer Phänomene zunehmend erschwert und kann leicht ihren wissenschaftlichen Charakter verlieren (vgl. etwa die Modellierung von *non-native*-Konstruktionen, Kapitel 4). In diesem Sinne wird im vorliegenden Kapitel nicht nur eine philosophische Konzipierung interkultureller oder fremd- und mehrsprachiger Phänomene berücksichtigt, sondern es geht im Wesentlichen um die Konzipierung von *Sprache* an sich, die sich aus jeder Art von – mehr oder weniger ausgeprägten – sprachlichen Besonderheiten ergibt. Deshalb beruht die hier vorgeschlagene Argumentation neben einigen Paragraphen aus Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*, Quines *Radikaler Übersetzung* und Davidsons *Radikaler Interpretation* grundlegend auf Donald Davidsons Artikel *A Nice Derangement of Epitaphs*.

Neben der scharfen Ablehnung des in der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie gängigen Regelbegriffs werden noch einige spezifische Begriffe aus Davidsons Sprachphilosophie, die, wie es scheint, in besonderer Weise an den *non-native discourse* angewendet werden können, hervorgehoben. Es sollen besonders das *Prinzip der Nachsichtigkeit* (*principle of charity*), die sogenannte *Übergangstheorie* (*passing theory*) und *Wortverdrehungen* (*malapropisms*) genau erläutert werden. Anknüpfend an eine aktuelle Tendenz, empirisch erworbene Daten auch in philosophischen Theoriebildungen heranzuziehen, werden schließlich mithilfe der diskutierten Argumentation und der Begriffe konkrete, *natürlich aufkommende* ELF-Gesprächssituationen kommentiert.

5.1.2 Einige Überlegungen zum Regelfolgen, insbesondere in der Sprache

Für eine erschöpfende Darstellung des überaus komplexen Themenbereichs *Regeln und Regelfolgen* in der Philosophie reicht der Rahmen dieser Arbeit bei weitem nicht aus, deshalb

wird hier nur eine kurze einleitende Übersicht vorgebracht. Es ist aber, wie bereits erwähnt, wichtig, eine Regeldebatte zumindest soweit einzuführen, dass die wiederholten Verweise auf die (problematische) Unregelmäßigkeit des *non-native discourse* und die (problematische) Verwendung des Regelbegriffs bei der Konzipierung unterschiedlicher Arten von (mehr oder weniger) fehlerhaftem Sprechen in einen breiteren Kontext eingebettet sind. Zudem kommt noch die Tatsache hinzu, dass *Sprachregeln* in einem der im Weiteren eingehend erörterten Texte ausdrücklich abgelehnt werden, was auch nur auf der Grundlage einer allgemeineren Regeldebatte angemessen diskutiert werden kann. Dieser Abschnitt soll deshalb anhand einiger ausgewählter Auslegungen des Regelbegriffs nur auf einige, unter anderem für die Konzipierung des *non-native discourse* wichtigen, Differenzierungen aufmerksam machen.

Eigenschaften von Regeln

Ganz allgemein soll für Regeln gelten, dass sie folgende wesentliche Eigenschaften aufweisen (vgl. Pagin, 1997; Baker & Hacker, 1985; 2009; Iorio & Reisenzein, 2010; Iorio, 2011; Ertz, 2008: 137–159):

- *Strukturiertheit*: Regeln lassen sich in typische Elemente zerlegen;
- *Allgemeinheit*: Regeln regeln eine allgemeine Klasse von Fällen, keine Einzelfälle;[56]
- Normalerweise gibt es einen Regel*autor* und (mindestens einen) Regel*adressaten*, sowie einen *Akt der Aufstellung* einer Regel. Hierfür ist es notwendig, dass der Regelautor über *Autorität* verfügt;
- Der Regel*inhalt* ist vom Regel*ausdruck*, also der Proposition zu unterscheiden;
- Es gibt unterschiedliche Regeltypen, z. B. beschreibende (deskriptive) und vorschreibende (präskriptive), konstitutive und regulative Regeln, Faustregeln usw. (siehe unten);
- Regeln werden üblicherweise für *Verfahren* und *institutionelle Aktivitäten* aufgestellt;
- Regeln sind, im Vergleich zu Normen und Konventionen, eher *arbiträr* bestimmt;
- Normalerweise führen Regeln eine Beurteilung von *richtig* und *falsch* ein;

In gewissem Sinne kann man die Eigenschaften von Regeln auch dadurch ermitteln, dass man sie anderen Begriffen des gemeinsamen *Begriffsknäuels* gegenüberstellt. Dazu

[56] Somit können etwa Gebrauchsanweisungen als Regeln definiert werden, Befehle aber nicht. Vgl. dazu auch das sogenannte Privatsprachen-Argument bei Wittgenstein (1984: §§ 243–315), der eben darauf abzielt, dass man einer Regel nicht nur einmal folgen kann.

gehören etwa noch die Begriffe *Norm, Gesetz, Konvention, Standard, Anweisung, Befehl, Anordnung* und *Vorschrift*, die jedoch hier nicht weiter erläutert werden. Um Regeln genauer zu erfassen, werden hingegen hier einige Regeltypen aufgezählt und erklärt.

Regeltypen

Die philosophische Debatte zum Regelfolgen im Allgemeinen ist für diese Arbeit auch insofern bedeutend, als darin gezielt über unterschiedliche Regeltypen diskutiert wird, wodurch erneut die Charakteristiken von spezifischen Regeln präzisiert werden. Die Unterscheidungen variieren zwar erheblich zwischen den Autoren, es wurde aber hier trotzdem versucht, die üblichsten Regeltypen darzulegen. Zusätzlich kann anhand dieser Überlegungen auch im Hinblick auf *Sprach*regeln geklärt werden, worauf der Begriff abzielt, was damit bezeichnet wird und ob bzw. wann der Regelbegriff überhaupt in Bezug auf Sprache sinnvoll ist.

Eine sehr gängige, grundlegende und für diese Arbeit wesentliche Unterscheidung ist die zwischen beschreibenden und vorschreibenden Regeln oder, in einer etablierteren Terminologie, zwischen *deskriptiven* und *präskriptiven* Regeln. Damit wird auch die Dichotomie von Naturgesetzen und Gepflogenheiten bzw. Konventionen eingeführt. Naturgesetze sollen nämlich durch reine, objektive Beobachtung erschlossen werden und somit eine Unterart der deskriptiven Regeln darstellen (vgl. Iorio, 2011: 15), während Gepflogenheiten und Konventionen gesellschaftlich aufgestellt werden und gegen sie verstoßen werden kann.

Eine weitere, in der modernen Tradition gebräuchliche Unterscheidung betrifft die Rolle der Regeln bei der Entstehung von Tätigkeiten (vgl. Pagin, 1997: 170f; Searle, 1969: 34):

- *regulative* Regeln: regeln bereits bestehende Tätigkeiten (z. B. Verkehrsregeln);
- *konstitutive* Regeln: bringen Tätigkeiten und Institutionen erst hervor (z. B. Regeln des Schachspiels).

Marco Iorio führt in seiner ausführlichen Studie über das Wesen von Regeln eine an diese grundlegenden Unterscheidungen angelehnte Bestimmung mehrerer Regeltypen auf, die hier wiedergegeben wird, um auf die vielfältigen Geltungsbereiche von Regeln hinzuweisen. Iorio gliedert die Regeltypen folgendermaßen (vgl. Iorio, 2011: 14–26):

- präskriptive Regeln:
    - Gebotsregeln (die typischste Art von Regeln, eigentliche *Regeln*);
    - Erlaubnisregeln;
    - Vorkehrungs- und Verfahrensregeln;
    - Straf- bzw. Sanktionsregeln.
- deskriptive Regeln (generalisierte Aussagen oder Behauptungen, Regelmäßigkeiten):
    - Naturgesetze.
- konsultative Regeln (generalisierte Ratschläge bzw. Absichten, Daumen- bzw. Faustregeln).

Da Sprachregeln in dieser Arbeit im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen und, wie auch aus den Unterteilungen ersichtlich ist, nicht einen eigenständigen allgemeinen Regeltyp bilden, werden sie im nächsten Abschnitt, teilweise im Anschluss an Iorio (2011), etwas eingehender besprochen.

Sprachregel-Typ(en)

Sprachregeln sind in besonderem Maße an die Unterscheidung zwischen Naturgesetzen und *künstlich* aufgestellten Regeln gebunden, da doch beobachtete Regularitäten im Sprechen einer Gemeinschaft auch durch regulative Sprachnormen von außen beeinflusst werden. Das Ausformulieren von präskriptiven Regeln zum Nutzen des Sprachunterrichts ist dabei auch ein wesentliches Moment. In diesem Sinn kann etwa auch von einer eigenartigen und speziellen doppelten deskriptiv-präskriptiven Natur von Sprachregeln gesprochen werden (vgl. Iorio & Reisenzein, 2010: 18). Es ist demnach besonders schwer, Sprachregeln einen eindeutigen Typ zuzuschreiben.

Beim Sprachgebrauch könne zudem von einer besonderen Art des Übergangs zwischen einem (reflektierten) Anwenden und einem (automatisierteren) Befolgen von Regeln gesprochen werden (vgl. Iorio, 2011: 50). Iorio meint dazu zwar, dass bei kompetenten Sprechern nicht vom unbewussten Folgen impliziter Regeln die Rede sein sollte, er hält jedoch durchaus an der „naturgesetzlichen“ Erklärung des Sprachverhaltens fest und will in diesen Fällen von Präskriptivität und Regelfolgen an sich abstrahieren:

> „Wer eine Sprache beherrscht ist kein Akteur, der mit schlafwandlerischer Sicherheit implizite Regeln befolgt. Er ist eher mit Zucker vergleichbar, der unter bestimmten Situationsbedingungen eine

> bestimmte, für Zucker typische Art des Verhaltens an den Tag legt. Natürlich kann man das Verhalten durch deskriptive Regeln beschreiben, die eher mit Naturgesetzen als mit präskriptiven Regeln verwandt sind. Aber wir tun wahrscheinlich gut daran, von der Vorstellung abzulassen, dass die deskriptiven Regeln, auf die die Linguisten im günstigen Fall stoßen, zugleich auch präskriptive Regeln sind, die die kompetenten Sprecher der betreffenden Sprache (unbewusst) befolgen. Zucker befolgt ja auch keine Gesetze der Chemie.“ (Iorio, 2011: 46).

Aus dem Zitat ist ersichtlich, dass Iorio an der klaren Unterscheidung zwischen Spracherwerb und kompetentem Sprechen festhält, was aus der hier vertretenen Sicht problematisch ist. Dabei geht es nicht nur um die sprachwissenschaftlichen gebrauchsbasierten Sprachtheorien, die auf einem konstanten, nie beendeten Spracherwerb bzw. Sprachveränderungen basieren. Auch eine banale oberflächliche Betrachtung des alltäglichen Sprachgebrauchs lässt leicht zahlreiche Situationen in der Sprachproduktion sichtbar werden, in denen selbst kompetente Sprecher oder Muttersprachler präskriptive Regeln befolgen (oder befolgen wollen), wie etwa bei formellen Sprachereignissen, beim Verfassen von schriftlichen Texten oder in der sogenannten „populären Linguistik“ bzw. „verbalen Hygiene“ (d. h. beim Konsultieren von Referenzwerken, dem Diskutieren in Sprach- und Rechtschreibforen usw., denn das Interesse für sprachliche Präskriptivität ist auch unter erwachsenen Muttersprachlern sehr verbreitet: vgl. Cameron, 1990: 91ff). Überdies geht aus dem oben angeführten Zitat eine Auffassung über Sprecher hervor, die der von Chomskys früher Theorie zu entsprechen scheint. Es handelt sich dabei um den Vergleich der Sprachfähigkeit mit Organen, wodurch Sprecher als naturwissenschaftlich beobachtbare Träger von Sprach-Organen dargestellt werden, die durch ihre Geburt in einer bestimmten Sprachgemeinschaft in gewisser Weise *programmiert* werden. Das heißt, dass die Sprachfähigkeit ohne gewollte Einflussnahme der Sprecher und ohne die Möglichkeit, etwas daran zu ändern, mit Parametern und Prinzipien aus einer Universalgrammatik definiert wird. Der Vergleich Iorios mit Zucker treibt es noch etwas weiter, denn chemische Reaktionen können (unter normalen Umständen) tatsächlich nicht durch bewusstes Eingreifen beeinflusst, verändert oder verhindert werden. Die Reaktion kommt zwangsläufig zustande und der Zucker kann daran nichts ändern. Sprecher können hingegen sehr wohl ihr Reden beeinflussen und sich die Vorgänge darin bewusst machen. Sie können gegen die *Regeln* oder *Regelmäßigkeiten* der Sprache absichtlich verstoßen und neue Formen hervorbringen. Die Selbstverständlichkeit und das „blinde Regelfolgen“ (vgl. Wittgenstein, 1984: § 219) sind somit in der Sprache keineswegs allgemein gültig, sondern hängen (zumindest teilweise) von den individuellen Fähigkeiten und Präferenzen der Sprecher ab.

Regeladressaten und Regelautoren

Dementsprechend betrifft ein weiterer wichtiger Punkt die sogenannten Regeladressaten und ihren Umgang mit Regeln. Die zentrale Frage dazu ist, was die Gründe dafür sind, dass die Regeladressaten bestimmten Regeln entsprechend handeln oder nicht. Sind die Gründe die Regeln selbst, die eventuellen Sanktionen, oder ein schlichter Konformismus? Sehr spannend ist diese Frage im Falle des *non-native discourse*, wo es viele potentielle Regelbrüche gibt, die jedoch oft nicht explizit als solche gekennzeichnet werden und auch nicht unbedingt klar ist, ob gegen eine Regel verstoßen wurde und, wenn ja, ob es bei *Fehlern* Sanktionen gibt oder nicht. Iorio (2011) plädiert in diesem Zusammenhang eindeutig dafür, dass die Regeln selbst keine Gründe für ein bestimmtes Handeln sein können. Der primäre Grund, sich einer Regel konform zu verhalten, ist laut Iorio die Tendenz in einer Gemeinschaft, aufkommende oder potentielle Koordinationsprobleme zu lösen und Problemen auszuweichen (Iorio, 2011: 192). Er geht sogar so weit, Normativität überhaupt als „philosophische Schimäre" zu bezeichnen (Iorio, 2011: 227).

Gleichzeitig soll es jedoch gerade für Regeln charakteristisch sein, auf eine Unterscheidung zwischen richtig und falsch ausgerichtet zu sein und einen, über den anderen stehenden, Regelautor zu haben (vgl. die Eigenschaften von Regeln oben). Folglich muss auch die wichtige Frage nach der Berechtigung der Aufstellung einer Regel, d. h. die Frage, wer das Recht hat, als Regelautor zu agieren, angegangen werden (vgl. Iorio, 2011: 245). Daraus lässt sich meiner Ansicht nach die genauso bedeutende Frage ableiten, mit welchem Recht eine Person andere korrigiert oder sanktioniert. In Bezug auf die Sprache, und den *non-native discourse* im Besonderen, ist dieser Punkt insofern bedeutend, als er die Frage danach aufwirft, wie ein Sprecher die Legitimierung dafür erhält, über Sprachregeln zu urteilen. Wenn es um institutionalisierte sprachliche Präskriptionen geht, wird der Gesetzgeber normalerweise durch einen vorherigen Akt der Legitimierung (z. B. Wahlen oder die Ernennung durch eine bereits etablierte Autorität) bestimmt (vgl. Iorio, 2011: 246). Beim Muttersprachler, der als Richter über Grammatikalität und Akzeptabilität aufgefasst wird, ist seine Legitimation aber eher einer Monarchie oder allgemein dem Geburtsadel vergleichbar, denn es geht im Wesentlichen um das *Geburtsrecht*, das alleine die übergeordnete Stellung bestimmter Individuen legitimiert. Entsprechend müsste also die Geburt und somit die Natur als Regel*autor* fungieren, was (übereinstimmend mit Iorio) hier abgelehnt wird.[57]

[57] Selbstverständlich ist es auch unabhängig vom Aufstellen von Regeln umstritten, ob es überhaupt von Natur gegebene *Rechte* gibt.

Wenn, andererseits, der Akt des Aufstellens von Regeln nicht als unbedingte Voraussetzung für die Existenz von Regeln aufgefasst wird, ist Ortmanns (2010) Deutung (in Anlehnung an Bloor, 1997) für kollektives Regelfolgen überaus überzeugend, demzufolge wir uns das „Sollen" selbst auflegen: „Normative Standards für ‚richtiges' und ‚falsches' verhalten stammen von einer Autorität und/oder einem Konsens, generiert durch das *rule following* vieler und aufrechterhalten durch kollektive Überwachung" (Ortmann, 2010: 97). Oder, wie Bloor es ausdrückt: „We are only compelled by rules in so far as we, collectively, compel one another" (Bloor, 1997: 22; zit. n. Ortmann, 2010: 97). In diesem Verständnis von Regeln wird nun zwar die Normativität beibehalten, sie ist aber viel allgemeiner konzipiert und ist auch nicht notwendigerweise an externen Präskriptionen (eventueller individueller Regelautoren) gebunden. Auf jeden Fall wird durch die Debatte zur Legitimität der Sprechregel-Autoren und –Richter die Frage danach aufgeworfen, ob es sich beim regelmäßigen Sprachgebrauch überhaupt um Regeln im eigentlichen Sinn handelt.

Im Allgemeinen ist die Debatte zu (Sprach-)Regeln in der Philosophie bis heute sehr lebendig, deshalb können auch für diese Arbeit daraus wichtige Impulse gewonnen werden. Bisher wurde in diesem Sinne besonders darauf hingewiesen, dass Sprachregeln als Typ überhaupt schwer zu definieren sind und außerdem, wie nicht wirklich klar zu sein scheint, wer und warum (wenn überhaupt) Sprachregeln aufstellt und wer und warum ihnen zu folgen hat. Diese Punkte werden in der folgenden Diskussion noch mehrfach aufgegriffen, vorerst sollen jedoch noch die in der Philosophie überaus einflussreichen Auslegungen Ludwig Wittgensteins zum Regelfolgen vorgestellt werden.

5.1.3 Wittgenstein und das Regelfolgen

In der Debatte zum Regelfolgen in der Philosophie nimmt, wie erwähnt, Wittgenstein eine zentrale Rolle ein. Wittgenstein ist dafür besonders wegen seiner *Philosophischen Untersuchungen* relevant, in denen er gleich mehrere längere Abschnitte dem Regelfolgen widmet (Wittgenstein, 1984: §§ 138–242) und dadurch maßgeblich die philosophische Debatte dazu prägte. Er stellt darin Regeln einigen anderen Begriffen gegenüber, wodurch er dem Regelbegriff an sich und in besonderer Weise dem Regelbegriff in der Sprache auf den Grund gehen will. Allerdings versucht er nicht, etwa zu definieren, was eine Regel ist, sondern bei Regeln handelt es sich seiner Auffassung nach um einen Fall von *Familienähnlichkeit*: das, was wir Regeln nennen, weise nämlich kein spezifisches Merkmal

auf, sondern es seien mehrere Merkmale, die immer wieder auftauchen und eine Regel-Familien bilden. Es geht allerdings um eine begriffliche und nicht um eine sachliche Untersuchung, d. h. es werden mit *Regel* verwandte oder assoziierte Ausdrücke in alltäglichen und philosophischen Verwendungskontexten beobachtet. Einige zentrale Dichotomien oder, genauer gesagt, Vergleiche in den *Philosophischen Untersuchungen* sind:

- Regel : Gepflogenheit;
- Regel : Befehl;
- Regel : Regelmäßigkeit;
- Regel : Grund;
- Regel : Übereinstimmung;
- geteilte Regel : private Regel;
- Regel : Spielregel.

Weitere Begriffe, die ans Regelfolgen bei Wittgenstein gebunden sind, sind etwa *Sprachspiel, Selbstverständlichkeit, Gleichheit, Urteilen, Abrichtung, Praxis* und *Grammatik*. Regeln werden außerdem als *Behelfe im Unterricht* oder *Werkzeuge des Spiels* (Wittgenstein, 1984: § 54) dargestellt. In diesem Zusammenhang misst Wittgenstein auch dem Erlernen von Regeln, dem unhinterfragten Einüben von Techniken und der Frage des Verstehens einer Regel große Bedeutung bei (vgl. Wittgenstein, 1984: §§ 143, 145, 158, 208). Ganz zentral ist jedoch der Übergang vom „Verstehen" zur „Anwendung" einer Regel: erst letzteres gebe uns nämlich die Möglichkeit, das Können tatsächlich zu beurteilen (Wittgenstein, 1984: § 180).[58]

Mit sprachwissenschaftlichen Theoriebildungen verbindet Wittgenstein im Bezug auf Regeln unter anderem die berühmte Spiel-Analogie. Besonders der Vergleich von Sprache mit dem Schachspiel ist sowohl in der Philosophie als auch in der Linguistik ein konstantes Bild für die Sprache als System und könnte fast als Klischee bezeichnet werden. Schach ist schließlich auch in Saussures Abbildung der Sprache und der Werte innerhalb des Regelsystems eine zentrale Abbildung.[59] Ganz anders als in der Linguistik ist allerdings seine Verwendung von *Grammatik*, die nicht im Sinne von grammatischen (d. h., vereinfacht gesagt, morphologischen und syntaktischen) Regeln einer Sprache zu verstehen ist, sondern auf den Gebrauch eines Wortes oder einer Konstruktion abzielt: es geht um die unterschiedlichen Rollen, die Wörter in konkreten sprachlichen Kontexten innerhalb einer Sprachgemeinschaft

[58] Diese Sichtweise kann wiederum mit dem Unterschied zwischen der Hervorhebung von Intuitionen und einem angeblich verinnerlichten Sprachwissen und dem Basieren auf real vorkommende Äußerungen, d. h. im Grunde auf Sprachkorpora verglichen werden, was ein immer noch methodologisches Problem in der Sprachwissenschaft darstellt (vgl. z. B. Gries, 2013; Abschnitt 3.1.2 oben).
[59] Für einen detaillierten Vergleich zwischen Wittgensteins und Saussures Spiel-Analogie, siehe Harris, 1988.

spielen. Grammatische Untersuchungen stehen also nicht etwa semantischen oder pragmatischen, sondern eher naturwissenschaftlichen Untersuchungen gegenüber. Es geht meiner Ansicht nach also im Grunde erneut um eine Art *Wert* der Wörter im saussureanischen Sinn und nicht um die im Voraus festgelegte oder gar angeborene Strukturiertheit der sprachlichen Elemente im Geist der Sprecher. Da es bei dieser *grammatischen* Analyse um die Rollen der Begriffe im Ganzen des Sprachgebrauchs und die Beziehungen zwischen den Begriffen geht, wurde auch hier Wittgensteins Verständnis von *Regeln* nicht eindeutig definiert, sondern es wurden lediglich die zentralen Begriffspaare (siehe die Dichotomien oben) und die mit Regeln oft auftretenden Begriffe aufgeführt.

Im Hinblick auf den *non-native discourse* ist es außerdem bedeutend, dass Wittgenstein zahlreiche Paragraphen der *Philosophischen Untersuchungen* dem Überschreiten von Normen und Konventionen widmet (z. B. §§ 51, 54, 81, 143, 185–192) oder zumindest eine Skepsis gegenüber selbstverständlichem Regel-Konformismus vorbringt (z. B. §§ 145, 147, 166, 238–239, 241), was im Folgenden auch weiter erläutert wird (siehe Abschnitt 5.1.4). Vorerst soll jedoch noch kurz auf einige *klassische* Arbeiten über die Regel-Debatte der *Philosophischen Untersuchungen* verwiesen werden, die auch einige grundlegende Problemstellungen in Bezug auf das Regelfolgen aufzeigen sollen.

Einige klassische Kommentare zu Wittgensteins Regelfolgen-Paragraphen

Anhand einiger *klassischer* Rezeptionen von Wittgensteins Primärtexten wird im folgenden Abschnitt die Aktualität seiner Gedanken angedeutet, wodurch auch die große Bedeutung der Problematik des Regelbegriffs überhaupt veranschaulicht werden kann. Klarerweise werden die Kommentare hier besonders im Hinblick auf ihre mögliche Relevanz für den *non-native discourse* diskutiert.

Einer der bekanntesten und einflussreichsten Auslegungen zu Wittgensteins Regelfolgen-Paragraphen ist Saul Kripkes *Wittgenstein on Rules and Private Language* (1982). Kripke versucht darin ein sogenanntes skeptisches Argument und die skeptische Lösung stark zu machen. Die Ausführung dieses (radikalen) Skeptizismus ist zwar unter Philosophen sehr umstritten, es ist jedoch interessant, wie Kripkes Argumentation verläuft und worauf er mithilfe von seiner Argumentation aufmerksam macht.

Hinter Wittgensteins reichhaltigen und schwer definierbaren Anmerkungen über Bedeutung, Verstehen und Regeln entdeckt Kripke eine absolut neue Form des skeptischen Arguments, das angeblich nachweisen soll, dass es weder im Geist noch im beobachtbaren

Benehmen etwas gibt, das festlegen würde, was durch das Äußern von bestimmten Wörtern gemeint ist oder was als korrekte Anwendung einer Regel gelten würde. Die Folgerung dieses skeptischen Arguments – dass niemand mit seinen Wörtern je etwas meinen kann oder einer Regel folgen kann, die bestimmt, was als ihre korrekte oder unkorrekte Anwendung gilt – scheint zwar paradox und unzureichend, aber Kripke beharrt doch darauf. Er schlägt vor, dass Wittgenstein das skeptische Argument akzeptiert und als Lösung dafür eine *skeptische Lösung* entgegnet (vgl. McGinn, 1997: 74f).

Kurz gefasst, beruht Kripkes Schluss auf der Diskussion eines einfachen Additions-Beispiels: keine Tatsache könne nämlich sichern, dass ich in meiner Praxis tatsächlich „plus" ($x + y = x + y$) und nicht „quus" ($x \oplus y = x + y$, wenn $x, y < 57$; $= 5$ in allen anderen Fällen) meine, wenn ich ein Additionsergebnis anführe. Genauso soll es aber auch in der Sprache sein: weder meine vergangenen Verwendungen noch expliziter Unterricht garantieren, dass ich tatsächlich immer dasselbe meine und meinen werde.

> „This, then, is the sceptical paradox. When I respond in one way rather than another to such a problem as '68+57', I can have no justification for one response rather than another. Since the sceptic who supposes that I meant quus cannot be answered, there is no fact about me that distinguishes between my meaning plus and my meaning quus. Indeed, there is no fact about me that distinguishes between my meaning a definite function by 'plus' (which determines my responses in new cases) and my meaning nothing at all" (Kripke, 1982: 21).

Kripke meint also, dass Wittgenstein als Lösung dafür die Übereinstimmung beim Zustimmen oder Ablehnen der Praktiken aufstellt: es geht darum, dass man in der Gemeinschaft meist darin übereinstimmt, ob eine Handlung angenommen oder abgelehnt wird. Wenn ein Individuum also in einer ausreichenden Anzahl von Fällen mit den anderen übereinstimmt, wird er als Mitglied der Gemeinschaft angenommen und bekommt das Recht, an alltäglichen Praktiken teilzunehmen (vgl. McGinn, 1997: 79). Es soll Wittgenstein zufolge also nur darum gehen, in der Gemeinschaft etwas korrekt zu *nennen*, und nicht darum, dass etwas tatsächlich korrekt *ist*. Kripke zufolge soll Wittgensteins Lösung davon abhängen, ob eine Person die Fähigkeit hat, zu prüfen, ob eine andere einen Begriff so gebraucht wie sie selbst. Wittgenstein soll sogar gezeigt haben, dass alle Sprachen unmöglich sind, nicht nur, dass die private Sprache unmöglich ist. Aus der dargestellten Position wird also deutlich, welch wichtige Rolle die (Sprach-)Gemeinschaft für ein Regelfolgen zu spielen scheint und wie aus

der Ablehnung festgelegter Bedeutungen und geteilter Regeln eine allgemeine Ablehnung des Begriffs der Sprache an sich abgeleitet werden kann.[60]

In den Kommentaren zu Kripke scheint besonders die Frage danach brisant zu sein, was korrekt ist und was als korrekt gelten kann. Sind es allein die Erwartungen der Mitglieder der Gemeinschaft, die Regeln und regelkonformes Verhalten aufkommen lassen? Oder gibt es doch zugrunde liegende Kriterien korrekten Verhaltens, die den Mitgliedern auch bekannt sind? In diesem Zusammenhang könnte man also auch von einer Differenz zwischen *implizitem* und *explizitem* Regelfolgen sprechen.

Gordon Baker und Peter Hacker (1985; 2009) vertreten in diesem Punkt entgegen Kripke die Ansicht, Regelfolgen könne nicht bloßes zufälliges Übereinstimmen sein, es müsse wesentlich *intentional* sein, von den Akteuren verstanden werden und absichtlich als solches, also als regelkonform durchgeführt werden. Deshalb würde auch von Affen oder Babys nicht behauptet, sie folgen Regeln, auch wenn ihre Handlungen denen von regelfolgendem Handeln gleichen (vgl. Baker & Hacker, 1985: 155). Um von *Regelfolgen* sprechen zu können, müsse es eine normative Praxis, nicht bloß regelmäßiges Verhalten, geben. Eine Person, die einer Regel folgt, sei sich der Regel bewusst und habe die Fähigkeit, Regeln zu erklären, (nicht) regelgeleitete Handlungen zu rechtfertigen und zu bewerten (vgl. Baker & Hacker, 1985).

Auch Michael Esfeld (2003) führt in seinem Überblicksartikel zu Kripke und seiner Rezeption als eine der möglichen Lösungen explizite Normativität an: durch Sanktionen (Bestärkungen oder Zurückhaltungen), die als Kriterium der Unterscheidung zwischen der eigenen Auffassung von Korrektheit und der Auffassung von Korrektheit der anderen dient, werde erkennbar, was die Norm ist. Sanktionen grenzen nämlich den Spielraum entscheidend ein und vermitteln ein praktisches Wissen darüber, was korrekt ist, was tatsächlich auch als *Regel* umformuliert werden kann. Esfeld zufolge bleibt jedoch die Frage, wie ein denkendes Wesen von seiner Perspektive aus eine Unterscheidung zwischen korrektem und inkorrektem Regelfolgen zur Verfügung haben kann, weiter bestehen (vgl. Esfeld, 2003: 132).

Eindeutig geht jedoch aus der kurz dargestellten Diskussion hervor, dass die Sprachgemeinschaft bei der Bestimmung von Bedeutungen und von Korrektheit eine zentrale Rolle spielt. Somit ist zu erwarten, dass die Konzipierung von Regeln, Bedeutungen, Korrektheit und Begriffen, die davon abhängen, wesentlich beeinträchtigt wird und modifiziert werden muss, wenn eine sprachliche Praxis an keine (oder keine definierte)

[60] Vgl. dazu die Diskussion von Donald Davidsons Aufsätzen unten.

Sprachgemeinschaft gebunden ist, was in dieser Arbeit noch besonders berücksichtigt werden muss, weil genau das im *non-native discourse* oft der Fall ist.

Ein wesentlicher Punkt, der Kripke außerdem vorgeworfen wird, ist, dass er überhaupt versucht hat, aus Wittgensteins unsystematischen, kurzen, oft unverbundenen Paragraphen eine konsistente Theorie abzuleiten. Das soll nämlich überhaupt nicht Wittgensteins Ziel gewesen sein. Gordon Baker (1981) zufolge sei Wittgensteins Absicht gewesen, genau die unterschiedlichen Weisen, wie üblicherweise über Regeln und das Regelfolgen gesprochen wird, übersichtlich darzustellen. Denn genau daraus ließe sich erst erschließen, wie heterogen und theoretisch undurchschaubar das Phänomen des Regelfolgens ist (vgl. auch McDowell, 1992; McGinn, 1997).

In diesem Sinne wurde, wie erwähnt, auch zu Beginn dieses Abschnitts lediglich aufgeführt, womit Wittgenstein Regeln vergleich und womit er sie in einen Gegensatz bringt, anstatt dass versucht würde, seine Regel-Debatte abgeschlossen wiederzugeben. Da es eben stark umstritten ist, was genau Wittgensteins Position hinsichtlich des Regelfolgens im Allgemeinen ist, werden genauso auch im Folgenden nur einige einzelne, für das Thema dieser Arbeit einschlägige Paragraphen aus den *Philosophischen Untersuchungen* gesondert vorgestellt. Vorerst werden dafür noch Wittgensteins Standpunkte zu Irregularitäten, besonders zum *irregulären* Sprachgebrauch, skizziert, woraufhin weiter unten § 207 ausführlich besprochen wird.

5.1.4 Wittgenstein, Irregularität und Interkulturalität

Entsprechend dem Thema der vorliegenden Dissertation wird eine besondere Aufmerksamkeit nun noch auf die Bereiche des Fremdverstehens, des Übersetzens, Interpretierens und Erlernens von Sprache(n) und das Konzipieren von Interlanguage-Phänomenen sowie auf die Möglichkeit einer theoretischen Beschreibung von *Fehlern* und Unregelmäßigkeiten gerichtet. Somit wird von der Debatte zum Regelfolgen eigentlich auf die Debatte zum Regelbrechen übergegangen. Konkreter ist die Frage hier, wie Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* sprachliche Irregularitäten behandelt und welche Schlüsse daraus für die interkulturelle Philosophie gezogen werden können. Dafür sind etwa die Fehler in §§ 51 und 54 (Fehler beim Spielen), 81 und 143 (Unterscheidung zwischen regellosem und systematischem Fehler), 185–192 (*richtiges* Rechnen bis 1000 und *falsches* Rechnen ab 1000) kennzeichnend. Abgesehen vom expliziten Regelverstoß wird in den *Philosophischen Untersuchungen* oft auch lediglich der selbstverständliche Regel-

Konformismus skeptisch betrachtet, was ebenfalls zu diesem Themengebiet gehört (z. B. §§ 145, 147, 166, 238–239, 241).

Wie bereits angesprochen, kann durch die Betrachtung von Irregularitäten, Unkonventionalitäten und Sonderfällen auch die Auseinandersetzung mit Fremdheit, Andersheit und Interkulturalität zur Sprache gebracht werden. Wittgenstein selbst spricht zwar in den *Philosophischen Untersuchungen* nur selten explizit von interkultureller Verständigung oder Übersetzbarkeit: Fremdsprachen oder überhaupt Mitglieder anderer Sprachgemeinschaften kommen in den Paragraphen der *Philosophischen Untersuchungen* nur vereinzelt vor. In § 20 wird zum Beispiel ein „Ausländer" erwähnt, der einen Satz nicht gut verstehen könnte und ihn folglich „sonderbar", wie ein einziges Wort aussprechen würde. An einer anderen Stelle wird über das Verständigen mit einem „hinweisenden Erklären" nachgedacht, das einen Fremden nicht ganz sicher sein lässt, wie es zu deuten ist (§ 32). Besonders bedeutend scheinen hingegen für das Thema der Fremdsprachigkeit und Übersetzbarkeit die Paragraphen 206 und 207 zu sein, die auch im Weiteren genau erläutert werden.

In Abhandlungen zum interkulturellen Kommunizieren wird Wittgenstein jedoch im Grunde vorrangig wegen seiner Art des Philosophierens und besonders wegen der universellen Thematik, die durchaus sprachübergreifend verstanden werden kann, in Betracht gezogen (siehe auch Abschnitt 1.4.3). Er wird in der interkulturellen Philosophie, beispielsweise wegen seiner These von der Unmöglichkeit einer Privatsprache, besonders als Vertreter universalgültiger Postulate und universaler Werte verstanden (vgl. Steinvorth, 2012: 57). Innerhalb der interkulturellen Philosophie wird nämlich in Bezug auf (eventuelle) interkulturelle Differenzen etwa über die Unterschiede zwischen *inter*kultureller und *intra*kultureller Kommunikation nachgedacht, wobei besonders die Position vertreten wird, es handle sich dabei nur um *ein* allgemeines Phänomen der menschlichen Kommunikation. Um das zu veranschaulichen, kann scheinbar sogar die berühmte primitive Sprache des Baumeisters und seines Gehilfen aus § 2 der *Philosophischen Untersuchungen* als Beispiel verwendet werden, was Lin Ma (2003/2004) dadurch rechtfertigt, dass ihrem Wesen nach die intra- und die interkulturelle Verständigung gar nicht unterschieden werden sollten, denn die kulturellen Unterschiede seinen nur oberflächlich (vgl. Lin Ma, 2003/2004; siehe auch Abschnitt 1.4.3). In diesem Sinne versucht Wilhelm Lütterfelds (2002) darzulegen, dass es eine überkulturelle Einheit gibt, die das Verstehen einer fremden Kultur ermöglicht und die Basis der Verständigung zwischen den Kulturen darstellt. Für den späten Wittgenstein sei dieses Fundament die „gemeinsame menschliche Handlungsweise" (Wittgenstein, 1984: §

206), die trotz der verschiedenen Regelmäßigkeiten in den einzelnen Kulturen eine überkulturelle Konstante, nämlich eine gemeinsame Urteilsweise, bildet. Anhand dieser Überlegungen kommt Lütterfelds sogar zu dem Schluss, man sollte „[u]numgänglich von einer Paradoxie des interkulturellen Verstehens“ sprechen (Lütterfelds, 2002: 154). Ähnlich meint Lütterfelds auch, dass Wittgensteins Spätphilosophie in der interkulturellen Verständigung eine Sonderstellung einnimmt, „weil sie die Hermeneutik des Verstehens auf die kulturellen Lebensformen, Sprachspiele und Weltbilder ausweitet und die traditionelle Hermeneutik […] in ein umfassenderes Konzept des interkulturellen Verstehens integriert“ (Lütterfelds, 2001: 7). Die Kulturen teilen untereinander also nicht nur ihre Urteilsweise, sondern auch die konkrete Praxis des Handelns, Sprechens und Sprechenlernens, was etwa Luigi Cimmino in Anlehnung an Wittgensteins Paragraphen zur Bedeutung der geteilten Praktiken deutlich zu machen versucht: Interkulturelles Verstehen laufe immer über eine gemeinsame Sprache – aber nicht eine platonisch-neutrale Interpretation von Sprache mit idealem und allgemeinem Bedeutungskern, sondern durch eine gemeinsame Praxis des Miteinander-Kommunizierens, worin das Fremde immer auch in das Eigene eingebunden bzw. an das Eigene angebunden wird, indem Züge fremder Sprachspiele als eigene übernommen werden (vgl. Cimmino, 2001: 25–30).

In der interkulturellen Philosophie kann mithilfe von Wittgensteins Konzepten sogar eine Metaposition zu der Forschungsrichtung eingenommen werden: so beschreibt Ram Adhar Mall (2012: 42) die zugleich gemeinsamen und unterschiedlichen Gestalten der interkulturellen Philosophie mit Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeiten:

> „Die ist ein *Prolegomenon* zur Weltphilosophie, zum weltphilosophischen Denken in seinen kulturspezifischen Gestalten mit grundsätzliche Gemeinsamkeiten und Differenzen. Jenseits eines Essentialismus geht es hier um ein Primat der philosophischen Fragestellungen, die im Sinne der Familienähnlichkeiten Wittgensteins ein anthropologisch-universelles Reservoir darstellen und alle unterschiedlichen Zentren der Weltphilosophie miteinander verbinden.“ (Mall, 2012: 42).

Wie nun auch aus den zitierten Abschnitten ersichtlich ist, wird Wittgenstein als Ausleger der interkulturellen Kommunikation primär anhand seiner Überlegungen zu üblicher, einsprachiger Kommunikation umgedeutet, die aber laut seinen Interpreten durchaus als einem interkulturellen Kommunizieren gleichwertig aufgefasst werden sollte. Es gehe nämlich im Grunde um Universalität und sprachübergreifende Gemeinsamkeiten zwischen Kommunizierenden der einen und der anderen Art, die sich unter anderem aus Wittgensteins

Ablehnung der Möglichkeit einer Privatsprache ableiten lassen und auf ein allen Menschen (bzw. sprechenden Wesen) gemeinsames Fundament hinweisen. Obwohl nun Quine und Davidson keine zentrale Stelle in der interkulturellen Philosophie einnehmen, gilt auch für sie, das was Wittgenstein zugeschrieben wird, nämlich die Betonung der universalen Geltung kultureller Handlungen (vgl. dazu auch Steinvorth, 2012: FN2). Um diesen Themenbereich genauer zu untersuchen, werden deshalb im nächsten Abschnitt drei ausgewählte Texte von Wittgenstein, Quine und Davidson kommentiert vorgestellt, anhand derer eine doch explizit interkulturelle Kommunikationssituation, in der unterschiedliche Sprachen und Kulturen aufeinandertreffen, diskutiert werden kann.

5.2 Sprecher teilen keine gemeinsame Sprache: radikale Verständigungsprobleme bei Wittgenstein, Quine und Davidson

Wie bereits in Kapitel 1 und im vorigen Abschnitt dargelegt wurde, ist aus philosophischer Sicht das *Irreguläre* in besonderer Weise interessant, weil es unter anderem die wesentlichen Eigenschaften des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes aufzeigt. Außerdem ist der Philosophie eine Skepsis gegenüber dem Alltäglichen und dem Selbstverständlichen eingebaut, was Philosophen oft dazu veranlasst, sich mit Themen zu befassen, die vom Normalen abweichen. Dabei kann es sich durchaus um Extreme handeln, anhand derer die grundlegenden Eigenschaften der erforschten Phänomene ergründet werden sollten. Um solche extreme Situationen diskutieren zu können, bedarf es normalerweise der Formulierung von Gedankenexperimenten, die zwar meistens eher unrealistisch zu sein scheinen, zugleich aber auf genau definierte (mehr oder weniger problematische) Bereiche unserer Wirklichkeit hindeuten.

In diesem Abschnitt werden somit einige für das Thema der Dissertation relevante Perspektiven aus Ludwig Wittgensteins, Willard van Orman Quines und besonders Donald Davidsons Texten zum Sprachgebrauch dargelegt. Wie bereits oben (und in Kapitel 1) bemerkt wurde, ist diese Art der philosophischen Argumentation insofern für die Konzipierung des *non-native discourse* und der Regelhaftigkeit darin von Bedeutung, als es verschiedene Arten von Unregelmäßigkeit und Ungrammatikalität in den Vordergrund rückt und somit auch zu einem allgemeinen Verständnis des Funktionierens der sprachlichen Kommunikation führen kann.

5.2.1 Einführung zu Quine und Davidson

Willard van Orman Quine wird als einer der bedeutendsten englischsprachigen Philosophen des 20. Jahrhunderts im Bereich der theoretischen Philosophie bezeichnet. Er leistete unschätzbare Beiträge zur Sprachphilosophie, Logik, Epistemologie, Wissenschaftstheorie und zur Philosophie des Geistes. Sein Schaffen ist besonders dadurch gekennzeichnet, dass er die Philosophie an wissenschaftliche Methoden und Theoriebildungen binden wollte: es sollte dazwischen keine deutliche Differenzierung geben, d. h. dass die Grenze zwischen Philosophie und Wissenschaft eigentlich verwischt würde. Er war also bestrebt, auch in der Philosophie eine empiristische, wissenschaftliche Methode anzuwenden, die zuweilen sogar als „naturalistisch" bezeichnet wird.

Quine gilt allgemein als einer der wichtigsten Kritiker des Logischen Empirismus, was besonders in seiner berühmten Ablehnung der Differenz zwischen analytischen und synthetischen Sätzen, die seit Kant in der Philosophie allgemein akzeptiert wurde, Ausdruck findet. Für diese bahnbrechende und ausgesprochen einflussreiche These ist in erster Linie sein Aufsatz *Two Dogmas of Empiricism* (Quine, 1951) entscheidend.

In der vorliegenden Arbeit wird er hauptsächlich wegen seiner Thesen zur ersten Übersetzung einer vollkommen fremden Sprache in Betracht gezogen, die er im zweiten Kapitel (*Radical Translation*) seines zentralen Werks *Word and Object* (Quine, 1960) ausarbeitet. Außerdem ist es hier wesentlich, dass er Davidsons Lehrer war und ihn auch entscheidend beeinflusst hat.

Donald Davidson wird ebenfalls als einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts aufgefasst und wird gewöhnlich als analytischer Philosoph bezeichnet. Sein Interesse galt außer den hier zentral gestellten sprachphilosophischen Themen auch der Bedeutungstheorie, Handlungstheorie, Ontologie, Philosophie des Geistes und Epistemologie, was ihn zu einem der vielfältigsten Philosophen der letzten Jahrzehnte macht. In der Sprach- und Bedeutungstheorie ist er besonders wegen seiner Einführung einer Wahrheitstheorie im Stil Alfred Tarskis in die Konzipierung von natürlichen Sprachen bedeutend. Der Wahrheitsbegriff ist also laut Davidson für die Semantik sprachlicher Äußerungen zentral. Sein Hauptinteresse galt dem Problem der Bedeutung, was er als Prozess des Verstehens bzw. Interpretierens umformuliert. Er versucht also zu klären, was einem Sprecher/Hörer ermöglicht, eine Äußerung zu verstehen bzw. zu interpretieren.[61] Der besondere Weg, den er

[61] Neben dem sprachlichen Verstehen weitet er diesen Interpretationsbegriff auch auf nonverbales Handeln aus. Seine Handlungstheorie wird jedoch in dieser Dissertation nicht weiter berücksichtigt.

auf dieser Suche einschlägt, ist dadurch gekennzeichnet, dass er nicht die übliche fließende Kommunikation untersucht, sondern an den Randphänomenen ansetzt, nämlich dort, wo die Kommunikationsteilnehmer die Sprache(n) und Überzeugungen nicht teilen, oder es zumindest zu vereinzelten Unregelmäßigkeiten im Sprechen kommt, weshalb seine Theorie in besonderer Weise für die vorliegende Dissertation relevant ist. Obwohl also Davidson eine exakte Interpretationstheorie aufstellen will, geht es ihm um das normale Sprechen, denn die Bedeutung könne nicht unabhängig von den Sprechern und den Kontexten, mithilfe derer Interaktionsteilnehmer Äußerungen verstehen, ausgemacht werden. Er verbindet folglich eine formale Theorie, die das Wissen darüber angibt, wie eine Äußerung zu interpretieren ist, mit einem semantischen Externalismus, in dem die kausale Interaktion mit der Umwelt entscheidend die Bedeutung unserer sprachlichen Ausdrücke und den Gehalt unserer geistigen Zustände beeinflusst (vgl. Detel, o. J.). Diese Systematisierung linguistischen Wissens besteht zwar aus Axiomen und Regeln, es ist jedoch wesentlich, dass Davidson die *Regelkenntnis* nicht den Sprechern selbst zuschreibt, sondern erst der Linguist bzw. Philosoph, der die Theorie hervorbringt, Zugriff auf diese Regeln hat. Die Praxis der Sprecher wird also nicht von im Voraus bekannten und etablierten Regeln geleitet (vgl. Pagin, 1997: 172), sondern es spielen bei Davidson mehrere, auch kontextuelle und diskursive Einflussfaktoren eine Rolle beim Interpretieren, was auch hier in der weiteren Diskussion noch genauer erläutert wird.

Für diese Arbeit wird nicht Davidsons gesamtes Werk berücksichtigt, sondern es werden nur vereinzelte Positionen hervorgehoben, die zur Argumentation und zum Vergleich mit den anderen dargestellten Konzipierungen des *non-native discourse* und der damit verbundenen Ansicht zur Regelhaftigkeit in der Sprache beitragen können. Dabei geht es im Wesentlichen um seinen Standpunkt, nach dem das Interpretieren bei Null ansetzt und sich die Aufgabe der Interpretationstheorie in Ausnahmefällen zeigt, in denen das gegenseitige Verstehen nicht gegeben ist oder bestimmte Äußerungen plötzlich unverständlich scheinen (vgl. Glüer, 1993: 16). Wie im *non-native discourse* läuft in den im Folgenden erläuterten Fällen zwischen den Kommunizierenden nicht alles glatt und es funktionieren keine gewohnten Vereinfachungen mehr. Um diese spezifische Art der Kommunikation zu besprechen, werden Davidsons Artikel *Radical Interpretation* (1973) und *A Nice Derangement of Epitaphs* (1986a) gesondert hervorgehoben sowie einige wichtige Parallelen zu Wittgenstein und Quine gezogen. Während Quine, wie erwähnt, als derjenige gilt, der Davidsons Denken als Ganzes am Wesentlichsten geprägt hat, ist Wittgensteins Einfluss um

einiges beschränkter.[62] Beim Begriff der radikalen Interpretation können nun meiner Ansicht nach die drei Autoren in fruchtbarer Art und Weise konkret miteinander in Verbindung gebracht werden, was im folgenden Abschnitt näher verdeutlicht wird.

5.2.2 Sprecher und Hörer verstehen kein Wort voneinander

Wie bereits in Kapitel 1 dargelegt, bringt die Darstellung der radikalen Übersetzungs- bzw. Interpretationssituation wichtige Aspekte der Regelhaftigkeit des Sprechens in der besonderen Situation des Aufeinandertreffens von zwei unterschiedlichen Sprachen und Kulturen zum Ausdruck, die sich schließlich auch als zentral für die sprachliche Kommunikation im Allgemeinen herausstellen. Sowohl bei Wittgensteins § 207 der *Philosophischen Untersuchungen* als auch bei Quines Radikaler Übersetzung (1960) wird eine Art *Urwald-Situation* dargestellt, die ein Außenstehender (Sprachforscher, Feldlinguist oder Philosoph) zu deuten versucht. In Davidsons Aufsatz *Radical Interpretation* (1973) werden hingegen direkt eher Beispiele *üblicher* Interpretationen von fremdsprachlichen Aussagen aufgeworfen, es geht aber Davidson auch um radikale Fälle, etwa im Sinne Quines, worauf er stellenweise auch explizit verweist.

Als eine Art Hintergrund für die Diskussion über radikale Verständigungsschwierigkeiten wird im Folgenden deshalb vorerst Wittgensteins Deutung dieser *Urwald-Situation* näher erläutert, um im Anschluss daran Quines und Davidsons Texte einzuführen und für die Thematik der vorliegenden Arbeit fruchtbar zu machen. Denn aus den hier erläuterten philosophischen Ausführungen können in Bezug auf das Thema dieser Dissertation Bereiche der allgemeinen sprachlichen Regelhaftigkeit, des Fremdverstehens, des Übersetzens und Interpretierens von Sprache sowie der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Analyse von Unregelmäßigkeiten angesprochen werden.

Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, § 207

In Anlehnung an die bereits dargestellte Regelfolgen-Debatte bei Wittgenstein eignen sich als Einleitung in die Diskussion der radikalen Übersetzungs- und Interpretationssituation einige Stellen aus den *Philosophischen Untersuchungen* sehr gut. Besonders einschlägig dafür sind die §§ 206 und 207, die eine Situation zeichnen, in der ein Forscher in einem unbekannten

[62] Laut Kathrin Glüer besteht der Einfluss Wittgensteins auf Davidson etwa darin, den Ursprung der Objektivität nicht in der Gemeinschaft oder in Praktiken, sondern in interpersonalen Beziehungen zu sehen (vgl. Glüer, 1993: 162).

Land Menschen beobachtet, die – so sieht es zumindest aus – eine dem Forscher unbekannte Sprache sprechen:

> „Denke, du kämst als Forscher in ein unbekanntes Land mit einer dir gänzlich fremden Sprache. Unter welchen Umständen würdest du sagen, daß die Leute dort Befehle geben, Befehle verstehen, befolgen, sich gegen Befehle auflehnen, usw.? Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten.
> 207. Denken wir uns, die Leute in jenem Land verrichteten gewöhnliche menschliche Tätigkeiten und bedienen sich dabei, wie es scheint, einer artikulierten Sprache. Sieht man ihrem Treiben zu, so ist es verständlich, erscheint uns ‚logisch'. Versuchen wir aber, ihre Sprache zu erlernen, so finden wir, daß es unmöglich ist. Es besteht nämlich bei ihnen kein regelmäßiger Zusammenhang des Gesprochenen, der Laute, mit den Handlungen; dennoch aber sind diese Laute nicht überflüssig; denn knebeln wir z. B. einen dieser Leute, so hat dies die gleichen Folgen, wie bei uns: ohne jene Laute geraten ihre Handlungen in Verwirrung-wie ich mich ausdrücken will. Sollen wir sagen, diese Leute hätten eine Sprache; Befehle, Mitteilungen, usw.? Zu dem, was wir ‚Sprache' nennen, fehlt die Regelmäßigkeit." (Wittgenstein, 1984: §§ 206, 207.)

Interessanterweise schreibt Wittgenstein am Anfang von § 207, dass es uns „logisch" erscheint, was die Menschen tun und wie sie darauf artikuliert reagieren. Das erste in diesem Zusammenhang gebrauchte Adjektiv ist sogar „verständlich". Es scheint also, als ob oberflächlich betrachtet, auf den ersten Blick, dieses doch fremde Sprechen dem Beobachter eigentlich vertraut wäre. Es müssen demnach die (nichtsprachlichen) Handlungen, die diese Menschen vollziehen, dem Beobachter bekannt sein oder zumindest bekannt vorkommen. Dadurch, dass die Handlungen durch artikulierte Laute begleitet werden, ist also vorerst schon von einer „Sprache" die Rede. Auf jeden Fall ist die (womöglich geteilte) Praxis der Anhaltspunkt zur Interpretation und nicht die (eventuellen) geistigen Zustände der Sprecher. Dazu haben weder fremde Forscher noch andere Gruppenmitglieder Zugang (vgl. McGinn, 1997: 55).

Erst in einem zweiten Schritt, bei näherer Betrachtung, wenn es um das tatsächliche Erlernen (oder womöglich auch um das noch fundamentalere Interpretieren) geht, wird es kompliziert. Es gelingt dem Forscher dann doch nicht, die Sprache zu verstehen, denn die Laute sind (zum Verstehen und Erlernen) nicht regelmäßig genug. Deshalb schließt Wittgenstein den Paragraphen damit, dass wir dies nicht „Sprache" nennen würden, denn dazu, „was wir ‚Sprache' nennen, fehlt die Regelmäßigkeit" (siehe Zitat oben). Die eigentliche Frage zielt also nicht darauf ab, etwa die Eigenschaften und das System der konkreten Sprache der Eingeborenen zu identifizieren, sondern es geht um grundlegendere

Fragen zum Wesen der sprachlichen Kommunikation, in diesem Fall besonders um die Rolle der Regelmäßigkeit von Sprache.

In ihrer Exegese zu § 207 stellen sich Baker und Hacker (1985; 2009) die Frage, wie uns das geteilte menschliche Verhalten hilft, eine fremde Sprache zu interpretieren. Sie meinen, es ermöglicht uns, regelmäßige Verbindungen zwischen Lauten und Handlungen herzustellen. Diese Regularität sei auch unbedingt notwendig, denn ohne sie können wir nicht sagen, dass dieses fremde Volk eine Sprache spricht. Wenn es keine Sprache spricht, folg allerdings für Baker und Hacker daraus, dass es womöglich gar keine Menschen sind, die wir beobachten, sondern „haarlose Affen" („hairless apes"). Ihre Handlungen wären demnach auch keine üblichen *menschlichen* Handlungen, denn genau Sprache ist es doch, die uns von Tieren unterscheidet:

> „'carried on the usual human activities': this is puzzling, since if it turns out that the sound they make are not speech, then *can* they carry on the usual human activities at all? Without a language they would just be hairless apes." (Baker & Hacker, 2009: 176).

Im Vergleich dazu ist die Handlungsweise der Fremden laut Eike von Savigny (1988) eindeutig eine *menschliche*, denn daran zweifelt der Forscher nicht. „[D]as Verhalten wird als ‚gewöhnliche menschliche Tätigkeit', ihr Treiben als ‚uns „logisch"' erscheinend bezeichnet; daß dem nicht so wäre, wird […] verneint." (Savigny, 1988: 257).

Sowohl Baker und Hacker als auch Savigny verweisen in ihrer Exegese von § 207 auf den § 243, wo es darum geht, dass der Forscher Menschen beobachtet, die nur Selbstgespräche führen. Genauso wie in § 207 wird der Frage nachgegangen, ob es sich dabei um eine Sprache handelt oder nicht, wie man beim Beobachten fremder Individuen feststellen kann, ob sie eine Sprache sprechen oder nicht und ob es sich um eine soziale oder eine individuelle Praxis, also eine geteilte Sprache oder eine Privatsprache handelt. In der letzten Ausgabe vom zweiten Band von *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity* gehen Baker und Hacker dieser Frage in einem eigenen Kapitel nach („Private linguists and ‚private linguists' – Robinson Crusoe sails again": Baker & Hacker, 2009: 157–168). In § 207 ist die Situation allerdings noch verschärft bzw. die Situationen sind sich in gewisser Weise entgegengesetzt. Anders als bei Crusoe und den „Selbstgesprächlern" (die ich früher oder später anhand der regelmäßigen Laute und der verständlichen allgemein menschlichen Handlungen deuten kann) fehlt nämlich genau das, was dafür, etwas als *Sprache* zu benennen, erforderlich ist: die Regelmäßigkeit. Es stellt sich aber die Frage, was dieses Artikulieren

dann tatsächlich ist, wenn es keine Sprache ist. Bestimmte Charakteristiken weisen nämlich die Laute und Handlungen mit dem, was *wir* Sprache nennen, auf jeden Fall auf (die Laute sind nicht überflüssig; wenn wir sie knebeln, geraten sie in Verwirrung usw.).

Marie McGinn (1997) versucht bei der Deutung des Paragraphen klar zu machen, dass Wittgenstein auch bei der Beschreibung dieser Situation eigentlich nur unseren üblichen *grammatischen* Gebrauch des Begriffs *Sprache*, wie er auch oben kurz dargestellt wurde, hervorhebt. Es geht also nicht um eine interne, fixe Bedeutung des Wortes, sondern um die Zusammenhänge, in die der Begriff in unserem üblichen Sprachgebrauch gestellt wird. Und wenn wir über *Sprache* sprechen, ist Regelmäßigkeit in den Handlungen und dem Gebrauch der Wörter zwangsläufig mit einbegriffen:

> „Like all the other points that he makes, this point about regularity or order is to be construed as a grammatical observation concerning the grammar of our concept of a language, or the concept of a rule. Our concept of a language describes, not an abstract system of signs with meaning, but a particular form of life, namely, one that displays the characteristic regularities or patterns that constitute the following of rules" (McGinn, 1997: 109).

Sprecher müssen folglich in ihren Lebensformen übereinstimmen (d.h. bestimmten Regeln folgen), sonst könne von *Sprache* nicht die Rede sein.

> „The agreement or harmony that Wittgenstein suggests is essential to our concept of language is the agreement that constitutes the characteristic form of life that speaking a language (giving orders, making reports, and the rest) consists in. […] 'It is what human beings *say* that is true or false; and they agree in the *language* they use. That is not agreement in opinions but in form of life' (*PI* 241)" (McGinn 1997: 109).

Aus der dargestellten Situation ergeben sich nun mehrere wichtige Punkte sowohl in Bezug auf das Regelfolgen allgemein als auch hinsichtlich des *native* versus *non-native discourse*, die auch in der weiterführenden Debatte zu Quines und Davidsons Texten eine wichtige Rolle spielen werden.

Zunächst stellt sich die Frage, was man sich bei der geschilderten Situation überhaupt konkret vorstellen kann. Was könnten etwa die Handlungen und was die Laute konkret sein? Und wie sehen die Beobachtung der Handlungen, der Sprechakte und die Versuche, die Sprache zu erlernen aus? Sind auch die nonverbalen Handlungen den *unsrigen* ähnlich, stimmen sie gar mit ihnen überein und womit könnten die Laute verglichen werden?

Einerseits könnte man sich diese Begegnung wie ein friedliches Zusammentreffen zweier Individuen vorstellen, die sogleich beide Interesse für den anderen zeigen. Andererseits könnte es sich aber auch um ein Eindringen in die fremde Kultur handeln, bei dem der Forscher es nur auf Kuriositäten abgesehen hat und die Eingeborenen in Wahrheit ausnutzen will.[63] Wittgenstein gibt darüber keinen Aufschluss, was im Grunde genommen noch bekräftigt, dass es sich im Unterschied zu realen, empirisch verifizierbaren Sachverhalten hier um ein philosophisches Gedankenexperiment handelt, bei dem es keinen Sinn macht, es sich realistisch auszubuchstabieren. Durch diese eindeutig unrealistische Situation könnte Wittgenstein lediglich einen spezifischen Aspekt des Regelfolgens und der Sprachspiele herauskristallisieren wollen, nämlich die Notwendigkeit, im Sprechen eine klar identifizierbare Regelmäßigkeit zu identifizieren. Im Gegensatz dazu widmen etwa Quine und Davidson, die genauso Gedankenexperimente erstellen, der Problematik deutlich mehr Platz und besonders Quine stellt in seiner Ausführung zur radikalen Übersetzung mehrere detaillierte Verständigungssituationen dar, wodurch andere und präzisere Schwerpunkte gesetzt werden können (siehe nächsten Abschnitt).

Auf jeden Fall geht es bei Wittgenstein meines Erachtens darum, dass ein Forscher von außen eine Situation zuerst (oberflächlich) beobachtet und danach *wissenschaftlich* beschreiben und deuten, also *definieren* will. Im Gegensatz dazu tritt bei Quine und indirekt auch bei Davidson der Forscher mit den Einheimischen in Beziehung und versucht mit ihnen zu *kommunizieren*. Ein wichtiger Aspekt dabei ist also der Unterschied zwischen dem externen Deuten und der tatsächlichen Teilnahme an der Praxis. Die geteilte Praxis ist ansonsten in Wittgensteins Regelfolgen-Paragraphen generell sehr wichtig: das Erlernen eines (Sprach)Spiels und somit der Regeln dieses (Sprach)Spiels wird gewöhnlich gerade durch die Teilnahme an einer bereits etablierten Praxis ermöglicht. Hier (in § 207) kann jedoch keine Teilnahme an der Praxis der Eingeborenen herausgelesen werden. Es geht um reine externe Beobachtung, was wohl einer der Gründe sein könnte, warum der Forscher die *Laute* nicht als *Sprache* identifiziert oder diese gar erlernt.

Willard van Orman Quine und Donald Davidson: Radikale Übersetzung und Radikale Interpretation

[63] Vgl. in diesem Sinne die Ausführung von Dasgupta (1998), siehe auch Kapitel 1, Abschnitt 1.1.4.

Im Vergleich zu Wittgensteins § 207 aus den *Philosophischen Untersuchungen*, wo der Forscher nur passiv zusieht, was sich bei den Fremden abspielt, geht es bei Quine und Davidson um eine aktive Teilnahme am Geschehen und den Versuch, mit den Sprechern der Fremdsprache zu kommunizieren, ihre Aussagen zu übersetzen und, idealerweise, ihre Sprache zu erlernen. Wie es oben bereits angesprochen wurde, kann die tatsächliche Annäherung und Teilnahme an der Praxis als ein essenzieller Prozess beim Verstehen und Erlernen der Sprache aufgefasst werden, den Wittgenstein selbst wiederholt betont (vgl. §§ 7, 54, 197, 201, 202, 232). In der radikalen Übersetzungssituation und in der radikalen Interpretationssituation handelt es sich also im Gegensatz zu Wittgensteins knappem Paragraphen, bei dem die konkrete Ausformulierung wohl nicht wirklich sinnvoll war, da es sich nur um die Konstatierung der Regelhaftigkeit in der Sprache handelte, um eine klare Absicht des Forschers bzw. Philosophen, nämlich die radikale Unverständlichkeit zu überwinden und die Fremden zu verstehen. Das Ziel ist es sogar, ein praktisches Hilfsmittel für die Verständigung zu erstellen, nämlich ein Übersetzungshandbuch (Quine) bzw. eine (formalisierte) Theorie der Interpretation (Davidson).

Der Ausgangspunkt für Quines *Radikale Übersetzung* (und indirekt somit für Davidsons *Radikale Interpretation*) ist eine Situation, in der ein Feldlinguist auf ein unbekanntes Volk stößt und versucht, seine Sprache zu verstehen. In *Word and Object* (1960; *Wort und Gegenstand*, 1980; Kapitel 2) versucht Quine diesen Prozess durch die Einführung seines berühmten Gavagai-Beispiels zu illustrieren, in dem der Forscher bei einem vorbeihüpfenden Kaninchen und der Äußerung „Gavagai“ des *native speakers* vorläufig in seinem Notizbuch „Gavagai“ durch „Kaninchen“ übersetzt:

> „The utterances first and most surely translated in such a case are ones keyed to present events that are conspicuous to the linguist and his informant. A rabbit scurries by, the native says ‘Gavagai’, and the linguist notes down the sentence ‘Rabbit’ (or ‘Lo, a rabbit’) as tentative translation, subject to testing in further cases. The linguist will at first refrain from putting words into his informant’s mouth, if only for lack of words to put. When he can, though, the linguist has to supply native sentences for his informant’s approval, despite the risk of slanting the data by suggestion. Otherwise he can do little with native terms that have references in common.“ (Quine, 1960: 29).

Quine will jedoch im Weiteren darauf hinaus, dass es hier eigentlich um Mutmaßungen anhand von – sehr unzuverlässigen – Gebärden geht. „Gavagai“ sei zwar anhand von

ausreichend vielen Situationen, in denen ein Kaninchen auftritt, mit „Kaninchen“ zu übersetzen, sicher könne man sich aber nie sein. Es komme nämlich nicht auf das Tier an, sondern auf die Reize. Kurz gefasst, könne es doch auch sein, dass „Gavagai“ nur Kaninchenohren, Kaninchenfell, eine lokale Kaninchenfliege, die Abwesenheit von Giraffen, Essen oder eine bestimmte raumzeitlich beschränkte Gestalt des Kaninchens bedeute (vgl. Quine, 1960: 28–31). „Tatsache ist, daß [der Sprachforscher] nicht aufgrund der Identität von Reizbedeutungen übersetzt, sondern aufgrund signifikanter Approximation von Reizbedeutungen.“ (Quine, 1980: 81). Schließlich versucht Quine klar zu machen, dass diese radikale Übersetzungssituation, bei der kein einziges Wort im Voraus geteilt ist, uns zeigt, wie Verhaltenstatsachen die Bedeutung nicht definieren können. Er formuliert folglich seine bekannte These über die Unbestimmbarkeit der Übersetzung (*indeterminacy of translation*) und die Unerforschbarkeit der Referenz (*inscrutability of reference*), denn von den geplanten Übersetzungs-Handbüchern kann es mehrere geben, die zutreffen könnten, aber gleichzeitig miteinander weder äquivalent noch kompatibel sind. Die geistigen Zustände, die ein Verhalten beeinflussen, sind einfach nicht genau messbar und eingrenzbar, auch wenn in der Praxis die Reizbedeutungen meistens zu übereinstimmen scheinen und es sinnvoll ist, die eventuellen Diskrepanzen zu vernachlässigen. Quine ist sich also der *Unnatürlichkeit* seiner Argumentation bewusst, es geht ihm aber eben um eine stichhaltige Theorie:

> „Ich habe den Sprachforscher mit übernatürlicher Umsicht ausgestattet und sein Pech hinsichtlich möglicher Beobachtungsdiskrepanzen auf die Spitze getrieben, um herauszufinden, welchen Einfluss die Zusatzinformationen eines Eingeborenen auf die in Wirklichkeit ganz leichte Anfangsübersetzung theoretisch haben kann.“ (Quine, 1980: 83).

Über diese theoretische Betrachtungsweise kommt, zusammenfassend formuliert, im Hinblick auf das Fremdverstehen, das Interpretieren und Erlernen einer Fremdsprache sowie das Aufstellen von Sprachtheorien Quine zu der Ansicht, dass das Kommunizieren und Übersetzen zwar möglich ist, es gibt jedoch keinen Garant für die *Korrektheit* der Übersetzung. Auch wenn normalerweise, besonders in den einfachen Fällen, die Bedeutung erschlossen wird und die tatsächliche Übersetzung formuliert wird, kann es im Prinzip doch sein, dass die Gesprächsteilnehmer „aneinander vorbeireden“, sich also in Wahrheit nicht verstehen, auch wenn es den Anschein hat, sie täten es. Aber bei zwei Sprachen und Kulturen, die nichts gemeinsam haben, gibt es Quine zufolge keine Möglichkeit, diese Differenzen auch mit Sicherheit zu belegen.

Donald Davidson geht in seiner Übernahme des Feldforscher-Beispiels von Quine (vgl. Davidson, 1973; 1986b)[64] noch weiter, nämlich indem er *Übersetzung* auf *Interpretation* ausweitet. In seinem Aufsatz *Radical Interpretation*, der auch umfangsmäßig viel kürzer ist als Quines Diskussion der radikalen Übersetzung, bringt Davidson anhand einiger knapper Beispiele erneut die Frage der Verständigung zwischen Sprechern verschiedener Muttersprachen vor. Seine Einleitung bringt das Verstehen einer Äußerung in einer Fremdsprache ins Spiel und wirft sogleich auch schon seine zentrale Frage auf: wie können wir wissen, was eine Äußerung bedeutet:

> „Kurt utters the words 'Es regnet' and under the right conditions we know that he has said that it is raining. Having identified his utterance as intentional and linguistic, we are able to go on to interpret his words: we can say what his words, on that occasion, meant. What could we know that would enable us to do this? How could we come to know it?" (Davidson, 1973: 313).

Obwohl Davidson auf Unterschieden zwischen der eigenen und einer fremden Sprache aufbaut, lässt er gleich darauf wissen, dass dieselbe Frage auch beim Interpretieren von Äußerungen in derselben Sprache, also etwa der eigenen Muttersprache gilt, die in diesem Fall jedoch folgende Form hätte: „Wie läßt sich feststellen, daß die Sprache dieselbe ist?" (Davidson, 1986b: 183). Damit legt er klar auch die Grenzen zur (radikalen) Übersetzung fest: erstens geht es nicht um Übersetzungen, d. h. die Verwendung der *Muttersprache* des Forschers und die Suche nach Übersetzungsäquivalenten, sondern um Interpretation, d. h. um eine semantische Deutung der Situation unter Rekurs auf die außersprachliche Realität. Und weiters ist jede Interpretationssituation seiner Meinung nach eine radikale: nicht nur die (typischerweise problematische) Verständigung zwischen (vollkommenen) Fremden, sondern auch jedes Kommunizieren zwischen Sprechern innerhalb einer Sprachgemeinschaft erfordert eine radikale Interpretation (vgl. Davidson, 1973: 313ff). Radikal ist sie in dem Sinne, dass bei jedem Deuten des Sprechens die (beiden) Gesprächsteilnehmer einander neu begegnen und nicht sicher sein können, sie verstehen sich. Während Quine noch die Übersetzung verwandter Sprachen und Kulturen einerseits und die radikale Übersetzung der Sprache bisher unberührter Völker unterscheidet (vgl. Quine, 1980: 63), soll die sogenannte *inscrutability of reference* bei Davidson nicht nur für Fremdsprachen

[64] Bereits in der ersten Fußnote des Texts verweist er auf eine enge Verwandtschaft mit Quines radikaler Übersetzung, die, wie Davidson betont, jedoch zugleich keine Identität bedeuten soll (vgl. Davidson, 1973: 313 FN 1).

sondern auch für die eigene Muttersprache gelten. Über Beispiele von interkulturellen und mehrsprachigen Kommunikationssituationen, gelangt er also zur Bestimmung der Art der alltäglichen Kommunikation zwischen Sprechern derselben Sprache.

Somit wird also bei der radikalen Interpretation eine gewisse Verwischung der Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native discourse* angedeutet, was für diese Arbeit von zentraler Bedeutung ist (und im Aufsatz *A Nice Derangement of Epitaphs* noch vertieft wird). Außerdem wird meiner Ansicht nach durch die Radikalisierung der normalen, alltäglichen, *regulären* Kommunikation die Radikalität der ursprünglich als radikal unregelmäßig und unverständlich charakterisierten Verständigung bedeutend gemildert. Interessanterweise kommt Davidson zu diesem Schluss anhand der Einführung einer Wahrheitstheorie im Sinne Alfred Tarskis, die als Bedeutungstheorie gelten kann. Es sind also keine Übersetzungen, die der Interpret aufstellt, sondern er soll Wahrheits-Äquivalenzen erarbeiten, um zu einer Wahrheitstheorie, die die einzige Möglichkeit zu sein scheint, zu gelangen. Die Einzelheiten von Tarskis Wahrheitstheorie und Davidsons Modifikation dieser Theorie werden hier nicht weiter erläutert, da sie für das Thema dieser Arbeit nicht von grundlegender Bedeutung sind. Hier ist es in dieser Hinsicht nur wichtig zu betonen, dass Davidson das Verstehen von Sätzen an ihre Wahrheit bindet. Eine Interpretationstheorie muss also Wahrheitsbedingungen für die Sätze festlegen. Beim Erkennen, ob bestimmte Sätze für wahr gehalten werden und ob diese Sätze wahr sind, spielen laut Davidson im Grunde besonders die beobachtbaren Umstände und das sogenannte *Prinzip der Nachsichtigkeit* eine entscheidende Rolle, was im folgenden Abschnitt näher erläutert wird.

5.2.3 Was sollte unterstellt werden, um den Fremdsprachigen zu verstehen: Prinzip der Nachsichtigkeit, Kontext, gemeinsames Weltwissen

Damit der Unterschied zwischen der Kommunikation in der Muttersprache und in Fremdsprachen (zumindest prinzipiell) aufgehoben werden kann, müssen, wie erwähnt, geteilte sprach-interne Eigenschaften (wie etwa Regeln) als Basis des Kommunizierens durch andere, von den einzelnen natürlichen Sprachen abstrahierende Grundsätze ersetzt werden. Für Davidson sind das die Wahrheit der Äußerungen, der Kontext und die gegenseitige Zuschreibung von Wahrheit und Konsistenz zwischen den Interagierenden. Wesentlich ist dabei, dass es sich um sprach-externe Faktoren handelt und somit die tatsächlichen natürlichen Sprachen mit den internen Zusammenhängen ihrer Elemente aus dem Mittelpunkt

der Aufmerksamkeit rücken. Davidson erweitert ja, wie es Glüer (1993) ausdrückt, „die Geltung des Kontextprinzips auf den außersprachlichen Kontext von Äußerungen, denn die korrekte Interpretation einer Äußerung hängt beispielsweise davon ab, daß die Referenz deiktischer Ausdrücke kontextrelativ geklärt wird oder äquivoke Ausdrücke mit Bezug auf die Äußerungssituation desambiguiert werden“ (Glüer, 1993: 19). Weil nun im *non-native discourse* viele Unklarheiten nicht *systematisch* sind, sondern sich wegen mangelnder Kompetenz ergeben und dadurch das *System* der Sprache durchbrechen, ist es noch besonders bedeutend, dass die Theorie außersprachliche kontextuelle Merkmale als wesentlich betrachtet, die auch bei der Klärung von Unbestimmtheiten eingesetzt werden. Die Bedeutung des Kontexts für die Konzipierung und theoretische Darstellung des *non-native discourse* wurde in dieser Arbeit auch bisher schon mehrmals hervorgehoben (siehe Abschnitte 3.3.2 und 4.3.1). Bei Davidsons Ausführung muss jedoch, noch bevor es zum Deuten der Äußerungen unter Berücksichtigung des Kontexts kommt, eine wesentliche Voraussetzung erfüllt sein: die Wahrheit der Sätze.

Die Sprache des fremdsprachigen Menschen könne nämlich nur dadurch erschlossen werden, dass ein Satz zu einer bestimmten Zeit wahr ist. Die Voraussetzung ist folglich eine Art Wahrheitsprädikat, das unter allen Kommunizierenden geteilt wird. Um das theoretisch zu erfassen, greift Davidson das sogenannte *Prinzip der Nachsichtigkeit* (*principle of charity*) auf, das beim Interpretieren anderer Sprecher angewendet werden muss und auch bei Quine schon eine Rolle spielt. Allerdings weitet Davidson auch dieses Prinzip weiter aus: „the principle of charity, which Quine emphasizes only in connection with the identification of the (pure) sentential connectives, I apply across the board“ (Davidson, 1973: 324 FN 14). Beim Prinzip der Nachsichtigkeit, das ursprünglich von Neil Wilson (1959) stammt, geht es nämlich bei Davidsons Ausprägung darum, dass zwei Sprecher miteinander Kommunizieren und sich verstehen können, nur wenn man jeweils dem anderen Rationalität und Wahrheit unterstellt. Die Interagierenden müssen davon ausgehen, dass sich der andere nicht irrt und dass er keine (oder wenige) widersprüchliche Überzeugungen hat. Das gilt sowohl für Situationen, in denen es radikale Unterschiede in der Verhaltens- und Sprechweise der Kommunizierenden gibt, als auch in Fällen, wo die Kommunikation (scheinbar) fließend und ohne Probleme verläuft. Eine geteilte *Muttersprache* ist nicht die Garantie für gegenseitiges Verständnis bzw. erfolgreiches Interpretieren und erlaubt auch keine privilegierten gegenseitigen Wahrheits- oder Konsistenzzuschreibungen. Somit scheint mir, als verwerfe Davidson indirekt auch die übergeordnete Stellung der Kommunikation in der eigenen (muttersprachlichen) Sprachgemeinschaft und gebe dem mehr- bzw. fremdsprachigen Kommunizieren die gleiche

Relevanz wie einem *üblichen* Sprechen mit Sprechern derselben Sprache. Dabei geht es nicht darum, von *Fehlern* abzusehen oder sie gar zu leugnen, denn die Theorie ist umso besser, je weniger *Fehler* aufkommen. Zugleich ist aber das Ausarbeiten der Theorie nicht von der Voraussetzung bestimmt, Irrtümer und *Fehler* würden die Kommunikationssituation grundlegend prägen oder gar verhindern, was sich, unter anderem für die Konzipierung des *non-native discourse*, als ein sehr wertvoller Grundsatz erweist.

Wenn dem Sprecher Konsistenz und Wahrheit unterstellt wird, nimmt der Interpret an, er äußert einen wahren Satz. Also nimmt er auch an, dass der Satz unter den beobachtbaren Umständen, d. h. hinsichtlich aller Daten, die zur Verfügung stehen, wahr ist. Dem Fremdsprachigen wird also ein Verständnis unterstellt, das dem eigenen Verständnis entspricht. Geleitet von einem *logischen* Wahrheitsverständnis wird folglich getestet, was der (fremde oder einheimische) Sprecher mit seiner Äußerung meint. Der Satz wird so interpretieren, dass er mit den beobachtbaren Daten übereinstimmt. Man könnte das zwar auch als ein Aufdrängen seiner eigenen Überzeugungen auf die anderen auffassen und somit als *imperialistischen* Zug deuten. In Wahrheit gibt es aber keine andere Möglichkeit, als sich auf seine eigene Denk-, Sicht- und Sprachweise zu beziehen, was eben auch durch die Ausführungen Wittgensteins und Quines deutlich wurde: was der andere *tatsächlich* meint, ist nicht prüfbar. Der außersprachliche Kontext und die Voraussetzung, dass die Überzeugungen und das Wissen über die Welt meinen eigenen gleichen, ermöglichen es mir, herauszufinden, was der andere für wahr hält und was sein Satz bedeutet. Der relevante Hintergrund, der als Basis für die Interpretation der Bedeutungen dient, ist ein Netz von Überzeugungen, in das sich auf eine konsistente Art und Weise die Überzeugungen jeder konkreten Aussage einbinden. Davidson zeigt überzeugend, dass der Großteil dieser Überzeugungen zugleich wahr und unter den sprechenden Wesen geteilt werden muss, damit die Verständigung gelingen kann (vgl. Močnik, 1988: 159).

Wenn ich dem Gegenüber hingegen keine Wahrheit und Konsistenz zuschreiben kann, d. h. dass ich keineswegs verstehen kann, was er sagt, dann muss ich, laut Davidson, davon ausgehen, dass er keine Sprache spricht, und nicht, dass er eine mir unverständliche Sprache spricht (vgl. Davidson, 1986c). Dass Menschen als sprechende Wesen, egal mit welchen Erstsprachen, einander verstehen lernen können, sollte folglich außer Zweifel stehen.

Im Anschluss daran, wird nun die Kommunikationssituation mit dem Aufkommen von *Malapropismen* eingeführt, die eine andere Art von Unverständlichkeit zum Thema hat. Es werden Situationen behandelt, in denen das meiste glatt verläuft, es gibt jedoch vereinzelte

Fälle von unerwarteten Wortverbindungen oder irregulären Formen, die aus traditioneller Sicht als *Fehler* gekennzeichnet werden und als solche normalerweise aus Sprachtheorien ausgeschlossen werden. Einschlägig dafür ist Davidsons Aufsatz *A Nice Derangement of Epitaphs*, der im Folgenden eingehender besprochen werden soll. In *A Nice Derangement of Epitaphs* wird zwar, im Gegensatz zur radikalen Interpretation, nicht direkt über die Kommunikation zwischen Sprechern verschiedener Sprachen oder fremdsprachige *Fehler* gesprochen, ich werde aber versuchen zu zeigen, dass auch, und besonders, die Argumentation aus diesem Aufsatz für Untersuchungen des *non-native discourse* fruchtbar gemacht werden kann.

5.3 Sprecher teilen eine gemeinsame Sprache, aber die *Sprachregeln* werden trotzdem nicht befolgt

Ein der bisher dargebrachten Sachlage entgegengesetzter Typ von sprachlichen Unregelmäßigkeiten betrifft nun Fälle, bei denen es sich gar nicht um verschiedene Sprachen handelt oder nicht klar ist, welche Art von Sprecher (*native* oder *non-native*) einander gegenüberstehen. Die Kommunikation verläuft nämlich problemlos, obwohl doch vereinzelte Ungrammatikalitäten und Abweichungen von den konventionellen Sprachformen aufkommen. Auf den ersten Blick scheint also diese Verständigungs-Situation mit der radikalen Unverständlichkeit in der Feldforscher-Situation keine Gemeinsamkeiten aufzuweisen. Im Grunde genommen kommen jedoch bei beiden Fällen ähnliche Fragen in Bezug auf das Funktionieren der Sprache auf (etwa zur Möglichkeit und zu den Grundlagen der Verständigung sowie zum Umgang mit unbekannten und *inkorrekten* sprachlichen Strukturen), weshalb sie meiner Ansicht nach als zwei einander ergänzende Positionen eines Problemfeldes aufgefasst werden sollten (vgl. auch Kapitel 1, Abschnitt 1.4.2). Anhand von vereinzelten Irregularitäten bei der Sprachproduktion soll nun erneut das Bestehen von (geteilten) Sprachregeln und einem (geteilten) Sprachsystem erforscht werden.

5.3.1 Vereinzelte Irregularitäten und Normabweichungen: Malapropismen

Davidson: A Nice Derangement of Epitaphs

Den Artikel *A Nice Derangement of Epitaphs* veröffentlichte Davidson das erste Mal 1986 in einer Festschrift für Paul Grice (*Philosophical Grounds of Rationality*), wodurch interessanterweise bereits eine direkte Verbindung zur (linguistischen) Pragmatik hergestellt wird. Tatsächlich sind einige Ansichten Davidsons aus *A Nice Derangement*, in erster Linie die Ablehnung der Annahme, Sprecher und Hörer müssten im Voraus eine Theorie der Interpretation teilen, mit Grices (in der Linguistik sehr bedeutenden) Theorie über den Vorrang der Sprecherbedeutung vor der geteilten, sozial verankerten, üblichen Bedeutung in Einklang zu bringen. Der Aufsatz nimmt in Davidsons Werk eine besondere Stellung ein, denn er kann als eine Art Bruch in seinem Schaffen aufgefasst werden. Bis dahin handelt es sich bei seinen – immer recht prägnanten und kurzen Artikeln – um einen mehr oder weniger einheitlichen Gedankengang, in dem er eine Theorie der Bedeutung zu entwickeln versucht. In *A Nice Derangement of Epitaphs* wird allerdings eine pragmatische Wende[65] im Zugang zur Sprache deutlich, die, wie bereits erwähnt, auch in der Annäherung an Grices Unterscheidung zwischen Sprecher-Bedeutung und Satz-Bedeutung bemerkbar ist (vgl. Glüer, 1993: 54).

Davidson lässt sozusagen davon ab, eine angemessene Theorie der Bedeutung von natürlichen Sprachen zu erstellen. Kommunikation und Verständnis beruhen nämlich auf ganz anderen Prinzipien, und zwar auf Mechanismen, die für jede Sprachsituation neu angepasst bzw. erst aufgebracht werden. Ganz besonders wichtig, und für manch einen (Sprach-)Philosophen übertrieben, ist Davidsons drastische Ablehnung von *Sprache* und *Sprachregeln*, was auch heftige Reaktionen innerhalb der Sprachphilosophie ausgelöst hat (vgl. Hacking, 1986; Dummett, 1986; Künne, 1990; Seel, 1990; Stekeler-Weithofer, 2000).

Der grundlegende Ausgangspunkt des Aufsatzes ist das spezielle Funktionieren der sprachlichen Kommunikation im Falle von sogenannten *Malapropismen* (engl. *malapropism*: der irrtümliche Gebrauch eines (schwierigen) Wortes anstelle eines ähnlich klingenden, was oft unterhaltsam ausfällt), woraus Davidson eine Deutung des Funktionierens der Sprache im Allgemeinen ableitet. Am Schluss seiner Ausführung geht er, wie erwähnt, sogar soweit, *Sprache* explizit zu bestreiten, zumindest als das, was unter diesem Begriff *normalerweise* verstanden wird. Durch seine Ablehnung von Sprachregeln als grundlegendem sprachtheoretischem Begriff, seine Skepsis gegenüber traditionellen Konzepten von Sprache und seine ernsthafte Berücksichtigung von sprachlichen *Fehlern* kann er meiner Ansicht nach direkt mit empirischen Untersuchungen von Zwei- und Mehrsprachigkeit in der Linguistik in

[65] Liptow (2004: 211) nennt sie sogar „intentionalistische“ oder „Griceianische Wende“.

Verbindung gebracht werden, weshalb der Artikel auch in dieser Arbeit vorrangig erörtert wird. Für die vorliegende Arbeit ist besonders Davidsons Behauptung, *Fehler*, neue Formen und Gebräuche von Konstruktionen seien ein allgegenwärtiges Phänomen der menschlichen Sprache bzw. machen sie gar aus, von besonderem Interesse. Der Fokus wird sowohl bei Davidson als auch in den bisher besprochenen sprachwissenschaftlichen Ansätzen verstärkt von Beschreibungen eines statischen Stands der Dinge zum Erfassen und Verstehen der dynamischen Prozesse verschoben. Was sprachliche Kommunikation und Bedeutung ausmacht, ist bei Davidson zwar eine philosophische Frage, meines Erachtens ist aber die Art, sich damit auseinanderzusetzen, durchaus auch für die Linguistik relevant und auch mit empirischen Belegen aus der Sprachwissenschaft zu vereinbaren. Im folgenden Abschnitt soll in diesem Sinne *A Nice Derangement of Epitaphs* auf dem Hintergrund der bisher aus linguistischer Sicht erläuterten Charakteristiken des *non-native discourse* gelesen und gedeutet werden.

5.3.2 *A Nice Derangement of Epitaphs* im Hinblick auf den *non-native discourse*

Davidsons inhärent philosophischer Text, in dem er sich der sprachlichen Verständigung im Allgemeinen widmet, wird hier somit an den spezifisch linguistischen Themenbereich des *non-native discourse* angeknüpft. Allerdings gilt, wie in den vorigen Kapiteln erläutert, auch für Linguisten, was Davidson auf der ersten Seite des Artikels über Philosophen behauptet, nämlich, dass sie den irregulären und idiomatischen Sprachgebrauch heruntergespielt und ihm lange Zeit nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Und genauso wie sich Davidson gegen die übliche Meinung, solche Fälle kämen nicht oft vor, durchsetzen musste, wurden auch in der Linguistik diese sogenannten Performanzphänomene nur mit Mühe ernst genommen und in konsistente wissenschaftliche Modelle eingebunden, was somit auch als erste Parallele zwischen der Ausführung in *A Nice Derangement* und dem linguistischen Auseinandersetzen mit *fehlerhaftem* Sprachgebrauch gelten kann. Wie bisher bereits gezeigt wurde, ist jedoch in der modernen Linguistik der veränderliche, dynamische Sprachgebrauch ein zunehmend wichtiges Forschungsfeld: wie bei Davidson wird in diesen sprachwissenschaftlichen Richtungen, darunter in der vorliegenden Arbeit, davon ausgegangen, dass sprachliche *Fehler*, Verdrehungen und Unkonventionalitäten nicht selten, sondern sogar ständig in der Kommunikation aufkommen. Davidson stellt das gleich zu Beginn des Aufsatzes klar, indem er meint, „dergleichen passiert ständig; ja wenn man die

Umstände in natürlicher Weise verallgemeinert, ist das Phänomen sogar allgegenwärtig“ (Davidson, 1990: 203).

Mein Anliegen ist es nun, zu zeigen, dass ein derart *dynamischer* Sprachgebrauch im *non-native discourse* auf besondere Art und Weise sichtbar wird, was auch zahlreiche Fälle von (inkorrekt geformten) Konstruktionen im Englischen als Lingua franca veranschaulichen. Einige dieser Beispiele werden am Ende dieses Kapitels den Beispielen und Begriffen aus *A Nice Derangement* gegenübergestellt und noch genauer diskutiert. Weil sein Ausgangspunkt eindeutig *übliche* Kommunikationssituationen zwischen Sprechern derselben Sprache sind, in denen unbekannte und frei gebildete Wörter aufkommen, stellt sich hier zwar doch auch die Frage, ob Davidsons Argumentation tatsächlich auf sprachliche *Fehler*, die auf mangelnde Sprachkenntnisse zurückzuführen sind, übertragen werden kann. In der folgenden Analyse werde ich versuchen zu zeigen, dass es durchaus möglich und sinnvoll ist, und der Gedankengang nicht auf einen *native speaker discourse* beschränkt ist.

Davidsons Artikel kann meiner Ansicht nach bei der Auslegung des *non-native discourse* besonders deshalb genutzt werden, weil Davidson gleich am Anfang festhält, die Malapropismen müssten nicht komisch, überraschend oder absichtlich gebildet werden. Die für Malapropismen typische Komik sei nämlich ein Extra. Ihm komme es vielmehr darauf an, Fälle von unüblichen und irregulären Sprachverwendungen im Allgemeinen zu besprechen und dabei stellt er keinerlei Beschränkungen der Diskurstypen auf. Eine direkte Möglichkeit, *A Nice Derangement* auf den *non-native discourse* zu übertragen, wird im Text im Grunde dadurch geöffnet, dass es laut Davidson nicht nur um Malapropismen, also versehentliche Wortverdrehungen und somit bloße *Performanzphänomene* geht, sondern neben Versehen oder Absicht auch *Unkenntnis* den *Fehler* hervorbringen kann und sogar keine Klangähnlichkeit mit dem *richtigen* Wort aufweisen muss (vgl. Davidson, 1990: 204). Dass es bei Davidson Malapropismen im eigentlichen Sinn sind, scheint eher eine Sache der Präferenzen für bestimmte Typen von sprachlichen *Fehlern* zu sein und ist keine wesentliche Charakteristik der Fälle. Wesentlich ist allerdings, dass trotz dieser Ungenauigkeiten, Unregelmäßigkeiten oder Wortverdrehungen die Kommunikation nicht beeinträchtigt ist. Anders als bei der Situation der radikalen Interpretation, wo zuerst einmal überhaupt kein gegenseitiges Verstehen da ist, geht es hier um durchwegs erfolgreiche Kommunikation, bei der eher die Nuancen und Raffinessen eine Reflexion über die Grundlagen der sprachlichen Interpretation und Verständigung auslösen. Davidson versucht hier eine raffinierte Sicht auf die Sprache zu entwickeln, bei der es darauf ankommt, dass vereinzelte Unregelmäßigkeiten,

kleine Wortverdrehungen und *falsche* Wendungen gar kein Verständigungsproblem auslösen, obwohl sie im Grunde von der eigentlichen Interpretationstheorie abweichen.

Laut Davidson wird die Kommunikation durch diese *Fehler* nicht behindert, weil der Interpret die *Fehler* automatisch uminterpretiert. Diese Um-Interpretation werde damit hervorgerufen, dass der Hörer auf der Stelle merkt, dass für die *inkorrekte* Aussage die Standardinterpretation nicht gelten kann:

> „Der Hörer merkt, daß die ‚übliche' Interpretation nicht die intendierte Interpretation sein kann. Aus Unkenntnis, durch ein Versehen oder mit Absicht hat der Sprecher ein Wort benutzt, das vom Klang her dem Wort ähnelt, welches das Gemeinte ‚richtig' zum Ausdruck gebracht hätte. Das Ungereimte oder Unpassende des vom Sprecher Gemeinen, wenn man seine Worte in der ‚üblichen' Weise auffassen würde, läßt den Hörer schlaue Absicht oder Irrtum vermuten, und die klangliche Ähnlichkeit gibt ihm einen Fingerzeig auf die richtige Interpretation" (Davidson, 1990: 204)

Mit Davidsons *Prinzip der Nachsichtigkeit* könnte man auch sagen, der Interpret interpretiert das Gehörte anders als es der Standardinterpretation zufolge wäre, weil er dem Sprecher Rationalität und Wahrheit zuschreibt und deshalb eine *unlogische* Aussage ausschließt.

Anhand von derart *fehlerhaftem* Sprechen hinterfragt Davidson, was unter dem Begriff von *Sprache* verstanden wird, was er direkt an die Frage heftet, wie das Buchstäbliche („literal") vom Konventionellen („conventional or established": Davidson, 1986a: 434) zu unterscheiden ist. Die buchstäbliche (oder in seiner Terminologie *erste*) Bedeutung definiert er als etwas, das bei einer bestimmten Gelegenheit von einem bestimmten Sprecher geäußert wird und der Wörterbuch-Bedeutung entsprechen kann, aber nicht muss. Besonders bei Wörtern oder Wendungen, die dem Hörer nicht bekannt sind, kann es sein, dass zuerst eine übertragene Bedeutung, und erst dadurch die erste Bedeutung erschlossen wird. Oft könne die Bedeutung aber auch durch die Absichten des Sprechers, die der Hörer/Interpret erkennt, herausgefunden werden. Das ist hier insofern wichtig, als es hervorhebt, dass der Hörer nicht notwendigerweise die *eigentliche* Bedeutung der Äußerung kennt, sie aber trotzdem *richtig* deutet.

Davidson meint dazu, dass üblicherweise von Philosophen und Linguisten für ein Verstehen/Interpretieren ein geteiltes (komplexes) System vorausgesetzt wird, dass dabei jedoch keineswegs klar ist, worum es sich tatsächlich handelt. Die erste Bedeutung sei nach dem traditionellen Verständnis

1. systematisch,
2. etwas Gemeinschaftliches und

3. erlernt und vorgegeben (vgl. Davidson, 1990: 208).

Bereits ein einzelner Fall von Mehrdeutigkeit, bei dem die Bedeutung nicht nur durch vorheriges Wissen bestimmt werden kann, ist Davidson zufolge dafür ein Problem, denn trotz der Einbeziehung des Kontextes gebe es keine klaren Regeln für Disambiguierungen. Definitiv könne deshalb die Interpretation von Sätzen nicht (nur) an der sprachlichen *Kompetenz* hängen. Es werden etwa auch Implikaturen unbedingt für das Verstehen benötigt, die ein „gescheiter Mensch" (Davidson, 1990: 210) nun einmal hat, wodurch erneut Grice ins Spiel kommt. Denn auch bei Grices Unterscheidung zwischen Sprecher-Bedeutung und Satz-Bedeutung geht es darum, dass der Sprecher etwas anderes meint bzw. mitzuteilen versucht, als die geäußerten Wörter in der entsprechenden natürlichen Sprache *gewöhnlich* bedeuten. Malapropismen zeigen Davidsons Ansicht nach gut auf, was beim Interpretieren eigentlich vorgeht, denn mit der Standardinterpretation können diese Wortverdrehungen nicht verstanden werden. Die Frage, die sich stellt, ist also, worin unsere Fähigkeit besteht, die Äußerungen doch richtig zu interpretieren und wie die Prinzipien 1.–3. modifiziert werden müssten, um unvollständige, grammatisch entstellte Äußerungen, neue Wörter, Versprecher und neue Idiolekte sowie fehlerhafte und unkonventionelle Aussagen von *non-native speakern* mit einzubeziehen.

Laut Davidson sind 1. und 2., d. h. die Systematizität und die Rekursivität von Sprache sowie die Tatsache, man könne nicht individuell eine Sprache sprechen, mit Malapropismen vereinbar. Das dritte Prinzip, das geteilte Sprachkompetenz in Form von Regeln und Konventionen als Voraussetzung für die Kommunikation postuliert, funktioniere aber in diesen Fällen nicht. Für die Diskussion dieser Behauptung führt Davidson Keith Donnellans Unterscheidung zwischen bezugnehmendem (*referential*) und attributivem Gebrauch ein, der in der Folge einem sogenannten Humpty-Dumpty-Gebrauch gegenübergestellt wird, bei dem das Wort *Ruhm* bedeuten könne, was immer der Sprecher will, z. B. *ein stichhaltiges Gegenargument*.[66] Laut Donnellan hängen nämlich Absichten und Erwartungen miteinander zusammen: „Ein Sprecher kann […] nicht beabsichtigen, etwas mit seiner Aussage zu meinen, es sein denn, er glaubt, daß sein Hörer die geäußerten Worte seiner Absicht entsprechend interpretieren wird" (Davidson, 1990: 213). Deshalb kann *Ruhm* sogleich, d. h. nachdem die Gesprächsteilnehmer Humpty Dumptys Aussage zur Kenntnis genommen haben, als *ein*

[66] Im Gespräch zwischen Humpty Dumpty und Alice in Lewis Carrolls *Through the Looking Glass* geht es darum, dass Humpty Dumpty behauptet, die Wörter bedeuten genau das, was er, also der Sprecher, will, dass sie bedeuten. Somit könne „Ruhm" (*glory*) laut Humpty Dumpty „ein stichhaltiges Gegenargument" (*a nice knockdown argument*) bedeuten, wenn er das will, was Alice allerdings nicht gelten lässt. Der Wortwechsel ist der Ausgangspunkt zahlreicher sprachtheoretischer Abhandlungen.

stichhaltiges Gegenargument verstanden werden. Davidson fügt hier hinzu, dass man die Bedeutung der Wörter nicht ändern kann; man könne hingegen die Bedeutung „ändern, sofern man glaubt […], daß der Interpret über angemessene Hinweise auf die neue Interpretation verfügt. Diese Hinweise kann man absichtlich bereitstellen“ (Davidson, 1990: 214). Während es außer Frage steht, dass Hinweise auf eine notwendige Veränderung der Interpretation absichtlich hinzugefügt werden können, sollte meiner Ansicht nach nicht übersehen werden, dass man sie auch unabsichtlich bereitstellen kann, was wohl häufiger der Fall ist, nämlich indem man automatisch zur ursprünglichen Aussage unterschiedliche Anzeichen für die Notwendigkeit einer neuen Interpretation hinzufügt. Es kann sich dabei entweder um spontane Gesten, Wiederholungen, Synonyme oder Paraphrasen handeln, aber auch zum Beispiel um Adverbien, die eine eventuell zu unpräzise Ausdrucksweise genauer bestimmen, was auch Beispiele aus ELF veranschaulichen (siehe oben Abschnitt 4.2.1).

Davidson will damit zeigen, dass zwischen dem, was Wörter bedeuten und worauf sie sich beziehen und dem, was Sprecher meinen und worauf sie sich beziehen, ein entscheidender Unterschied besteht. Und zwar könne es zu diesem Kontrast erneut entweder aus Unkenntnis oder mit Absicht kommen, wodurch indirekt eigentlich der *non-native discourse* bzw. jede Art von (eventuell) mangelhafter Sprachproduktion legitimiert wird. Was Davidson dabei fasziniert, ist, wie bereits angesprochen, dass man mit unkonventionellem Sprachgebrauch durchkommt, sei es absichtlich oder unabsichtlich: der Sprecher sagt etwas und erwartet, in einer bestimmten Weise interpretiert zu werden. Der Interpret hat dazu im Voraus keine Theorie, aber er versteht den Sprecher trotzdem, denn er passt seine Theorie an, so dass die vom Sprecher intendierte Interpretation „herauskommt“:

> „Es kann sein, daß es dem Sprecher bewußt ist, mit etwas durchgekommen zu sein, aber es kann auch sein, daß es ihm nicht bewußt ist (Donnellan bzw. Frau Malaprop); es kann sein, daß die Absicht des Sprechers, mit etwas durchzukommen, dem Interpreten bekannt ist, aber es kann auch sein, daß er ahnungslos ist. Gemeinsam ist all diesen Fällen, daß der Sprecher damit rechnet, seiner Absicht entsprechend interpretiert zu werden, und tatsächlich so interpretiert wird, obwohl der Interpret im voraus keine richtige Theorie kennt“ (Davidson, 1990: 215).

Außerdem geht Davidson sogar soweit, überhaupt keine sprachliche Struktur als unmöglich oder unverständlich zu deuten: „Es gibt kein Wort, bzw. keine Konstruktion, die sich nicht durch einen findigen, oder unwissenden, Sprecher auf einen neuen Gebrauch umstellen ließen.“ Sogar „reine Erfindungen“ (*sheer invention*), wegen vorsätzlicher Kreativität oder mangelnden Sprachkenntnissen, lässt Davidson gelten (Davidson, 1990: 216). Und genau das

ist, wie bereits in den vorigen Kapitels mehrmals angesprochen, besonders charakteristisch für den *non-native discourse*, wo es folglich um ein ständiges gegenseitiges Anpassen der „Theorie" zwischen den Interagierenden geht: im *non-native discourse* wie er hier verstanden wird, verläuft die Kommunikation trotz zahlreicher *Fehler*, *erfundener* Wörter und Unkonventionalitäten meistens glatt.[67]

Auch Davidsons weitere Ausführung ist für die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* wesentlich: der Interpret ändere seine Theorie laufend und zwar passe er sie den Belegen (*evidence*) an, die er zur Verfügung hat. Davidson zählt den Charakter, die Kleidung, die Rolle, das Geschlecht und „was [der Interpret] sonst noch herausbekommen hat" (Davidson, 1990: 217) auf, also könnte für das Thema hier als wesentlicher Beleg, der auch beobachtbar ist, die Muttersprachlichkeit bzw. Fremdheit hinzugefügt werden. Denn es sind sprachliche und nichtsprachliche Merkmale, die seine Theorie beeinflussen. „[I]m Hinblick auf neue Belege" (Davidson, 1990: 217) wird die Theorie laufend modifiziert. Wie bereits bei der Erläuterung der radikalen Interpretation oben vorgebracht wurde, weitet Davidson die Geltung des Kontextbegriffs auf den außersprachlichen Kontext aus, der entscheidend zur Desambiguierung der Aussagen (etwa von *non-native speakern*) beitragen kann (siehe auch Abschnitt 5.2.3). [68] In *A Nice Derangement* fügt Davidson aber noch hinzu, dass die Theorie der Interpretation essenziell an die einzelne Gelegenheit angepasst ist und nicht verallgemeinert werden kann, denn die Informationen, die für die Interpretation wichtig sind, werden im Zuge der Interaktion selbst geliefert. Somit bekommt die konkrete Interaktionssituation mit den konkreten Gesprächsteilnehmern und dem Kontext eine unentbehrliche Rolle in der Sprachtheorie, die dadurch nicht mehr mit abstrahierten, sondern mit (re-)kontextualisierten Gegenständen umzugehen hat (vgl. auch die Abschnitte zum Kontext 4.3.1 und 5.2.3).

Nach dieser ausführlichen Darstellung dessen, was er sich unter dem *Zuhören* und *Interpretieren* vorstellt, wendet sich Davidson dann dem *Sprechen* und damit dem *Sprecher* zu.[69] Weil Davidson gezielt darauf hinaus will, dass die Interaktion – normalerweise – nicht

[67] Zumindest belegen das zahlreiche sprachwissenschaftliche Studien (darunter besonders in der ELF-Forschung). Dabei darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass es im *non-native discourse* doch auch zu – manchmal schwerwiegenden – Problemen und Missverständnissen kommt. Welche „Theorie" dafür verantwortlich ist und wie diese Fälle gedeutet werden, wird jedoch hier nur am Rande zur Sprache gebracht.

[68] Dieses Konzept der Desambiguierung erinnert in mancher Hinsicht an grundlegende Überlegungen der Relevanztheorie, die auch davon ausgeht, dass die Semantik nur eine Blaupause für die Äußerungsinterpretation liefert, die dann kontextuell (pragmatisch) angereichert wird. Allerdings würde die Relevanztheorie nicht leugnen, dass es so etwas wie eine Grammatik gibt (vgl. Sperber & Wilson, 1986).

[69] Michael Dummett kommentiert die Rollenaufteilung zwischen Sprecher und Hörer/Interpret in *A Nice Derangement* derart, dass gar nicht von einer Interaktion im eigentlichen Sinn gesprochen werden kann, denn „der Hörer bleibt während des ganzen Gesprächs – oder besser: Monologs – stumm" (Dummett, 1990: 254). Im

unterbrochen wird, da es zu keinen Verständnisschwierigkeiten kommt, thematisiert er eventuelle Abklärungen zwischen Sprecher und Hörer und Nachfragen des Hörers nicht gesondert, sondern geht direkt zur Beschreibung des Sprechers über.[70] Die Sprecherrolle konzipiert er also folgendermaßen: Wesentlich sei, was der Sprecher dem Interpreten zuschreibt, er zeichnet sich dazu ein Bild, und er muss berücksichtigen, was die sogenannte *Ausgangstheorie* des Interpreten ist, wenn er verstanden werden will. Diese Ausgangstheorie betrifft laut Davidson beim Hörer seine Erwartungen und seine Bereitschaft, das Gehörte in bestimmter Weise zu interpretieren. Für den Sprecher beinhaltet sie hingegen seine Erwartungen hinsichtlich der Ausgangstheorie des Hörers und kann somit als Theorie zweiten Grades aufgefasst werden. Der Sprecher muss also versuchen, sich in den Hörer hineinzuversetzen und daran sein Sprechen anpassen. Die (Nicht-)Muttersprachlichkeit ist dabei gewiss ein wesentlicher Faktor, der die Ausdrucksweise des Sprechers beeinflusst. In der Linguistik wird im Zusammenhang damit etwa vom „Foreigner talk", „Xenolekt" oder „Pseudo-Pidgin" (vgl. Csehó, 2009) gesprochen, wo ein *native speaker* (oder kompetenterer Sprecher) seine Aussage simplifiziert (oder sozusagen *ent-grammatikalisiert*), um von einem weniger kompetenten Sprecher (leichter) verstanden zu werden. Dabei kann es sich nur um die Redegeschwindigkeit handeln, oder auch um ganz konkrete morphologische und syntaktische Anpassungen, z. B. eine veränderte Wortstellung oder Kongruenz-Verletzungen.[71] Es handelt sich dabei also um eine *Vormaßnahme*, wofür schon einige (wenn auch minimale) nichtsprachliche Kenntnisse über den Gesprächspartner erforderlich sind.[72]

In einem nächsten, für die Ausführung zentralen Schritt führt Davidson zu der erläuterten Ausgangstheorie (*prior theory*) zusätzlich noch die sogenannte Übergangstheorie (*passing theory*) ein, was er folgendermaßen resümiert:

Gegensatz dazu wird hier dafür plädiert, dass der Aufsatz gar nicht so gelesen werden muss, als wären die Rollen eindeutig festgelegt. Es geht lediglich darum, die Rollen zu trennen, und nicht darum, die Rollen auf das konkrete Individuum zu beschränken. Sobald der Hörer das Wort ergreift, wird er zum Sprecher und umgekehrt, sobald der Sprecher verstummt, um dem anderen zuzuhören, wird er zum Interpreten (das wird etwa auch im Folgenden von Davidson (1990: 219) selbst angedeutet).

[70] Dass Davidson Fälle, in denen die Verständigung dennoch beeinträchtigt ist, nicht einbezieht, ist eine Entscheidung, die arbiträr und gewiss nicht unproblematisch ist, denn dass es auch Fehlinterpretationen, Kommunikationsschwierigkeiten und –zusammenbrüche gibt, lässt sich nicht bestreiten und sollte wohl in einer derartigen Abhandlung zumindest ansatzweise berücksichtigt werden. In diesem Sinne wurde auch in Kapitel 2 versucht, entgegen der Meinung der führenden Forscher auf dem Gebiet, bei ELF handle es sich um eigenständige, selbstbewusste Sprecher und keine Lerner, was Sprachfehler auszuschließen scheint, dafür plädiert, dass ELF-Sprecher oft auch Sprach*lerner* und keineswegs (immer) kompetente Sprecher sind, die keine Kommunikationsschwierigkeiten haben.

[71] Stefanowitsch (2007) führt dafür etwa die besonders deutlichen Beispiele „Das Brot sein auf dem Tisch" und „Brot sein auf Tisch" an.

[72] Vgl. dazu auch den Abschnitt in Dummett (1990: 268), in dem er bestreitet, solche Anpassungen an mangelnde Sprachfähigkeiten eines Gesprächsteilnehmers wären üblich.

> „Für den Hörer bringt die Ausgangstheorie zum Ausdruck, in welcher Weise er im voraus bereit ist, eine Äußerung des Sprechers zu interpretieren, während die Übergangstheorie die Art und Weise ist, in der er die Äußerung tatsächlich interpretiert. Für den Sprecher ist die Ausgangstheorie diejenige, die nach seinem *Dafürhalten* die Ausgangstheorie des Interpreten ist, während seine Übergangstheorie diejenige ist, die der Interpret nach seiner *Absicht* anwenden soll." (Davidson, 1990: 219)

Auf der Basis dieser Unterscheidung untergräbt Davidson die Auffassung, Sprecher und Hörer/Interpret hätten eine Sprachkompetenz gemeinsam, die etwa auch als gemeinsame Konventionen bezeichnet werden könnte. Denn, damit Kommunikation erfolgreich ist, müsse die Übergangstheorie geteilt werden, nicht die Ausgangstheorie. Das ist auch der wichtigste Grund, warum die Darlegung des *non-native discourse* so treffend mit dieser Abhandlung in Einklang gebracht werden kann: wesentlich für die Kommunikation (und die Sprachfähigkeit) ist nicht ein im Voraus geteiltes Sprachsystem, sondern das, was tatsächlich im Zuge der Kommunikation erfolgt.

Davidson bestreitet dabei nicht, dass die Theorie umso besser ist, je weniger Fehler es gibt, die Übergangstheorie wird aber trotz eventueller Fehler aufgestellt und gliedert neue oder unübliche Wörter und Wendungen laufend in die Theorie ein: „Solange (auf einer oder beiden Seiten wissentlich abweichend oder nicht) zeitweilig Übereinstimmung besteht, ist jede Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch als Merkmal dessen, was die Wörter bei der betreffenden Gelegenheit bedeuten, in der Übergangstheorie enthalten" (Davidson, 1990: 220). Es gehe dabei aber um Prozesse, und keine stabile Sprachkompetenz oder –beherrschung: „Die 'Beherrschung' einer solchen Sprache wäre unnütz, denn eine Übergangstheorie kennen heißt ja nur, daß man weiß, wie eine bestimmte Äußerung bei einer bestimmten Gelegenheit zu interpretieren ist. Außerdem könnte man von einer solchen Sprache – falls man sie so nennen will – nicht behaupten, sie sei gelernt worden oder werde von Konventionen bestimmt" (Davidson, 1990: 220). Das bereits Erlernte hilft lediglich bei der Erarbeitung der Übergangstheorie, es definiert sie aber nicht. Durch die Einführung der Übergangstheorie und die dominante Rolle, die sie erhält, werden die Zeitlichkeit, die Lokalität, die Emergenz und der *online*-Charakter der Kommunikation in besonderer Weise hervorgehoben und als eigentliche Grundlage der Kommunikation festgelegt (vgl. z. B. Abschnitt 4.3.3). Somit wird *Sprache* als etwas der Kommunikation zugrunde liegendes oder überhaupt als eine systematische und stabile Entität, die philosophisch oder sprachwissenschaftlich beschrieben werden kann, angezweifelt, was in Davidsons berühmte Abschluss des Aufsatzes zum Ausdruck kommt (siehe unten).

Obwohl Davidson im Folgenden zulässt, dass in gewisser Weise die *Ausgangstheorie* mit dem, was wir *natürliche Sprache* nennen, bezeichnet werden könnte, relativiert er auch diese Ansicht mit der Aussage, dass es „so etwas wie eine abstrakte Interpretationserwartung“ (Davidson, 1990: 221), die man im Voraus an einen Interpreten heranträgt, eigentlich gar nicht gibt. Interessanterweise wäre diese Möglichkeit, also eine Art *Ausgangstheorie-als-Sprache* zu haben, laut Davidson nur dann vorhanden, wenn wir das Gegenüber als Mitglied „unserer Sprachgemeinschaft“ identifizieren. Das bedeutet, dass die Information über die Sprachgemeinschaften so wesentlich ist, dass die Ausgangstheorie nicht einem geordneten System einer natürlichen Sprache gleichzusetzen ist, wenn die Sprachgemeinschaften nicht übereinstimmen. Dabei müsste jedoch noch geklärt werden, wie diese Sprachgemeinschaft zu verstehen ist: handelt es sich um die primäre Sprachgemeinschaft, dann könnten zwei Sprecher mit unterschiedlichen Erstsprachen folglich nie eine Ausgangstheorie teilen. Wenn hingegen auch für *non-native speaker* behauptet wird, sie gehören der Gemeinschaft der Sprecher der betreffenden Sprache an, muss lediglich erkannt werden, um welche Sprache es sich handelt, um von einer *gemeinsamen Ausgangstheorie* sprechen zu können. Weil es sich dabei aber nur um die Erwartungen handelt, ist es laut Davidson auch kein Problem für die tatsächliche Kommunikation, wenn die Ausgangstheorien der Interagierenden nicht übereinstimmen, es soll sogar ganz normal sein. Denn, um einander zu verstehen, müssen lediglich die Übergangstheorien übereinstimmen. Man kann also zu dem Schluss kommen, dass die Fremdheit bzw. Vertrautheit eines der wesentlichen und ersten Merkmale beim Erstellen von (Interpretations-) Erwartungen ist. Gleichzeitig hat die Information zur (geteilten) Sprachgemeinschaft aber nur Einfluss auf die *Erwartungen*, nicht auf die tatsächliche Kommunikation, was im Weiteren noch genauer an die Spezifik des *non-native discourse* gebunden wird.

Davidson geht aber noch einen Schritt weiter, er weist nämlich auch die Vorstellung zurück, Sprachbeherrschung wäre etwas abstrakteres, allgemeineres, wie „ein Basisrahmen von Kategorien und Regeln, ein Gefühl für die Möglichkeit des Aufbaus deutscher (oder sonstiger) Grammatiken sowie eine schematische Liste interpretierter Wörter, die sich in den Basisrahmen fügen“ (Davidson, 1990: 222). Auch so ein allgemeines Wissen über die Beschaffenheit von systematischen Verbindungen in der Sprache teilen sich Sprecher und Hörer *nicht*. Denn jeder allgemeine Basisrahmen wäre für bestimmte Einzeläußerungen nicht angemessen. Es sei notwendig, aber nicht ausreichend. Denn „ein ausführlich genug gestalteter Rahmen könnte durch einen einzigen Malapropismus in Frage gestellt werden“ (Davidson, 1990: 223). Darin kann nun einer der Gründe gesehen werden, warum

Grammatik- oder allgemeine Sprachtheorien sich nicht mit fehlerhaftem und unregelmäßigem Sprechen befassen: schon eine einzelne Wortverdrehung diskreditiert die ganze Theorie. Der *non-native discourse* wird in diesem Sinne besonders schnell aus den Theorien ausgeschlossen, weil es erstens zahlreiche solcher *Fehler* gibt und außerdem der Vorwand vorgebracht werden kann, es handle sich ohnehin nicht um eigentliche (idealisierte) Sprachkompetenz. Interessanterweise führt auch Davidson im Anschluss an die eben zitierte Aussage keinen klassischen Malapropismus, sondern einen klassischen *Grammatikfehler* an, nämlich (dialektale) Variationen bei der Pluralbildung. Wie bereits in den vorigen Kapiteln vorgebracht wurde, ist das auch ein typischer *non-native discourse-Fehler* (vgl. Abschnitt 4.2.4). Die intra-dialektale Variation kommt zwar, im Gegensatz zum *non-native discourse*, eher außerhalb des Kernsystems vor, auch ein auf kleine Sprechergruppen beschränkter Dialekt scheint aber eine gemeinsame Grammatik der Sprecher nicht zu gewährleisten.

Zum Schluss der vorgelegten Textinterpretation soll nun noch gezielter auf Davidsons grundlegende Schlussfolgerungen eingegangen werden, die, wie erwähnt, besonders radikal und gewagt scheinen, genau deshalb aber auch gut zu der Auseinandersetzung mit dem äußerst unstabilen *non-native discourse* passen. Was Sprecher und Hörer gemeinsam haben, ist laut Davidson nicht erlernt, es sind keine Konventionen, es ist kein allgemeiner Basisrahmen, sondern es ist das, was sie in der Kommunikation hervorbringen, also die Übergangstheorie. *Wie* Sprecher und Hörer diese *Übergangstheorie* zustande bringen, ist laut Davidson an einen „geheimnisvollen Vorgang“ (Davidson, 1990: 224) gebunden, den er nach Lyn Haber (1975) mit „Strategie“ bezeichnet. Dabei handelt es sich um eine Fähigkeit, von Äußerung zu Äußerung Übergangstheorien in Übereinstimmung zu bringen. Auch dabei werden aber laut Davidson keine geteilten Fähigkeiten vorausgesetzt, denn wenn sich ihre Ausgangspositionen unterscheiden, werden sich auch die Strategien und Tricks, die eine Übereinstimmung hervorbringen, unterscheiden. Weil nun das gemeinsame eher eine Disposition zur Übereinstimmung, und somit notwendigerweise dynamisch ist, weil jede unerwarteten Wende eine Anpassung der Theorie erfordert, scheint der Sprach-Begriff immer ungreifbarer. Sprachkenntnis ist in dieser Interpretation also nichts Substantielles, sondern eine Fähigkeit, ein Ziel zu erreichen, und zwar die einzelnen konkreten Aussagen zu verstehen und in den konkreten Sprachereignissen verstanden zu werden. Der folgende Abschnitt fasst die wichtigsten Punkte dieser Auffassung über das Funktionieren der sprachlichen Verständigung zusammen (Hervorhebung A. M. P.):

> „Denn wir haben keinen erlernbaren gemeinsamen Kern widerspruchsfreien Verhaltens ausfindig gemacht, **keine gemeinsame Grammatik, keine gemeinschaftlichen Regeln**, keine tragbare Interpretationsmaschine, die so eingestellt ist, daß sie die Bedeutungen beliebiger Äußerungen ausspuckt. Wir dürfen behaupten, das Sprachvermögen bestehe in der **Fähigkeit, mit Bezug auf eine Übergangstheorie hin und wieder zur tendenziellen Übereinstimmung zu gelangen** – das ist mein Vorschlag, und einen besseren habe ich nicht. Doch wenn wir das behaupten, sollten wir nicht verkennen, daß **wir nicht bloß den üblichen Sprachbegriff fallengelassen,** sondern darüber hinaus **die Grenze beseitigt haben zwischen dem Können einer Sprache und dem Sichauskennen in der Welt** insgesamt. Es gibt nämlich **keine Regeln** dafür, wie man zu Übergangstheorien gelangt, jedenfalls keine Regeln im strengen Sinn, im Gegensatz zu **ungefähren Maximen und methodologischen Gemeinplätzen**. Eine Übergangstheorie gleicht wirklich zumindest insofern einer Theorie, als man sie durch **Verstand, Glück und Klugheit** aus einem **privaten Wortschatz und einer privaten Grammatik** ableitet, durch Kenntnis der Verfahren, mit denen die Menschen den Witz des Gesagten zu verstehen geben, und durch **Faustregeln**, mit deren Hilfe man herausbekommen kann, **welche Abweichungen vom Wörterbuch besonders wahrscheinlich sind**“ (Davidson, 1990: 226).

An die Stelle von Regeln und der Grammatik im traditionellen Sinn treten also in Davidsons Ausführung grobe Maximen und Faustregeln. Die Sprachfähigkeit ist die Fähigkeit zur Anpassung und tendenziellen Übereinstimmung, deshalb soll es auch keine Sprache im traditionellen Sinn und keine klaren Grenzen zwischen sprachlichem und nicht-sprachlichem Wissen geben. Alle Kommunizierenden teilen immer ein Wissen über die Beschaffenheit der Welt, und das ermöglicht ihnen, einander zu verstehen. Dabei behauptet Davidson aber nicht, dass wir beim Verständigen herausfinden, was tatsächlich (wahr oder richtig) *ist*, sondern was *besonders wahrscheinlich* (*most likely*) ist: es geht also eher um ein Raten und Vertrauen darauf, man habe die Aussage *korrekt* interpretiert. Sicher kann man sich dabei nicht sein. Sprachliche Regeln und das Sprachsystem werden also hier durch einen Prozess, eine dynamische Tendenz und Fähigkeit ersetzt, die sich auch nicht klar (wissenschaftlich) definieren lässt:

> „Ich ziehe den Schluß, daß es so etwas wie eine Sprache gar nicht gibt, sofern eine Sprache der Vorstellung entspricht, die sich viele Philosophen und Linguisten von ihr gemacht haben. Daher gibt es auch nichts dergleichen, was man lernen, beherrschen oder von Geburt an in sich tragen könnte“ (Davidson, 1990: 227).

Im Folgenden werden nun einige Schwerpunkte, die sich aus dieser Sicht auf Sprache ergeben, gesondert diskutiert.

5.3.3 Individualismus, Situationsbedingtheit und Dynamik gegen Allgemeinheit und Gemeinschaftlichkeit der *Sprache*?

Durch seine radikale Ablehnung von *Sprachregeln* und *Sprache* überhaupt scheint Davidson die verbale Kommunikation durch vollkommen neue, den klassischen sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Theorien entgegengesetzte Prinzipien zu erklären. Sowohl in der radikalen Interpretation als auch in *A Nice Derangement* wird das gemeinsame Sprachwissen, das kommunizierende Wesen üblichen Sprachtheorien zufolge notwendigerweise teilen, grundlegend in Frage gestellt. Außerdem werden bei Davidson die Interagierenden in den unterschiedlichsten Kommunikationssituationen gleichgestellt: auf konzeptueller Ebene soll nämlich zwischen Sprechern derselben Sprache und vollkommenen Fremden, die kein Wort voneinander verstehen, nicht unterschieden werden. Ebenso gebe es keinen Unterschied zwischen dem Verstehen grammatisch *korrekter* Sätze und *Verdrehungen* von Wörtern und Sätzen, die, genau genommen, in *einer natürlichen Sprache* überhaupt keinen Sinn machen. Somit postuliert Davidson einen vollkommen individualisierten Sprachbegriff, der jeweils nur für einzelne Sprecher und einzelne Gespräche gültig ist. Die Frage ist nun, wie sich auch die Rolle der Sprachgemeinschaft verändert, wenn auf geteilte *Regeln* kein Verlass ist, und im Grunde der Idiolekt zentral positioniert ist. Oder, anders herum ausgedrückt: wie hängen die veränderten Rollen der Gemeinschaft und des Individuums mit der Ablehnung der Sprachregeln zusammen.

Wenn mit Wittgenstein behauptet wird, dass nicht von *Sprache* gesprochen werden kann, sobald keine Regelmäßigkeit im Sprechen identifiziert werden kann, liegt es durchaus nahe, den Sprachbegriff zu verwerfen, wenn anhand zahlreicher sprachlicher *Fehler* oder gar vollständiger Unverständlichkeit kein reguliertes Sprachsystem definiert werden kann. In der Diskussion zu Wittgensteins Regelbegriff oben wurde außerdem deutlich, dass die Sprachgemeinschaft bei der Bestimmung von Bedeutungen und Korrektheit eine zentrale Rolle zu spielen scheint. Die Konzipierung von Regeln, Bedeutungen, Korrektheit und damit verbundenen Begriffen wird folglich wesentlich beeinträchtigt, wenn eine sprachliche Praxis als primär (oder sogar ausschließlich) vom individuellen Sprecher und der Sprachsituation abhängig dargestellt wird. Wie kann nämlich erfasst werden, was eine Äußerung bedeutet, wenn auf kein kollektives Urteil über die Bedeutung von Sprachformen und ihren korrekten Gebrauch Bezug genommen wird? Davidson besteht jedoch ausdrücklich darauf, dass die erfolgreiche Verständigung auch in diesen, *irregulären* Fällen bestehen bleibt. Von *Sprache* als (effektivem) Verständigungsmittel zu sprechen, scheint in dieser Hinsicht also sinnvoll.

Zur Verständigung kann es der radikalen Interpretation und der Argumentation aus *A Nice Derangement* zufolge auch kommen, wenn die Formen nur für einzelne Gespräche gelten und grundlegend von der jeweiligen konkreten Situation abhängen, sodass die sprachliche Verständigung einen ausschließlich situativen Charakter aufweist.

Die Radikalität dieser Auffassungen ist jedoch meiner Ansicht nach dadurch zu relativieren, dass es in *A Nice Derangement* heißt, ein allgemeiner Basisrahmen und ein Wissen darüber, was eine Sprache ist, sei für die Verständigung „nicht zureichen[d]", wohl aber „notwendig" (Davidson, 1990: 223). Damit die Kommunikation glatt verläuft, ist es also offenbar nicht notwendig, dieselbe Sprache zu sprechen und Mitglied derselben Sprachgemeinschaft zu sein, wohl ist es aber notwendig, zu wissen, was eine Sprache ist und, bei fließender Kommunikation, was die entsprechende Sprache der konkreten Sprachsituation ist. Und es müsste auch geklärt werden, inwieweit ungefähr die jeweilige Sprache geteilt wird. Die Ausgangstheorie kann nämlich Erwartungen darüber aufstellen, inwieweit die Sprachkenntnisse des anderen Gesprächsteilnehmers mit den eigenen übereinstimmen bzw. von ihnen abweichen. Dann kann die Übergangstheorie auch tatsächlich mit „Verstand, Glück und Klugheit" Abweichungen vom „Wörterbuch" erkennen (Davidson, 1990: 226). Wenn es gar kein *Wörterbuch*, d. h. einen Wortschatz mit Kenntnissen über die konventionelle Bedeutung der Wörter, gäbe, auf das Bezug genommen wird, könnte auch nicht von *Abweichungen* davon die Rede sein.

Das in den konkreten Interaktionen vorhandene sprachliche Repertoire kann zwar als *distinkte Idiolekte* der Interagierenden bezeichnet werden, weshalb für die (korrekte) Interpretation auch unbedingt Fähigkeiten zur Kooperation und Anpassung gefordert sind. Wenn die Kommunikation (halbwegs) glatt verlaufen soll, wird jedoch notwendigerweise Wissen über die konkrete *Sprache* benötigt, damit eine möglichst vollständige Ausgangstheorie erstellt werden kann. Diese ist zwar keine ausreichende Bedingung für das Verstehen, sie ist aber notwendiger Teil desselben. Es ist die Ausgangstheorie, die zuerst erstellt wird, wenn man zum Beispiel in einer Fremdsprache angesprochen wird: ist es eine bekannte Sprache, wird man versuchen, in derselben Sprache zu antworten und man kann dann im Weiteren die Übergangstheorie anwenden, um die konkreten Äußerungen laufend zu interpretieren. In diesem Fall sind die Interagierenden zwar nicht Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft, sie erkennen jedoch die Eigenschaften der Sprache, die in einer Sprachgemeinschaft gesprochen wird, und werden wohl versuchen, ihre Erwartungen und ihre Aussagen dieser Sprache möglichst anzupassen. Ist es eine (gänzlich) unbekannte Sprache, sind wir in der radikalen Interpretationssituation und können als Ausgangspunkt nur das

Prinzip der Nachsichtigkeit anwenden. In diesem, komplizierteren Fall kann man sich nur auf die direkt beobachtbaren Daten, die sogenannten „Minimaldaten“ (*ultimate evidence*) stützen (Glüer, 1993: 39), was zwar eine Verständigung im Prinzip ermöglichen kann, sie wird aber zweifellos nicht „glatt“ verlaufen.

Die Informationen, die die Interagierenden in die Ausgangstheorie übernehmen, sind, wie bereits oben angedeutet, in direkten Kommunikationssituationen zuerst kontextuelle Faktoren bezüglich der Sprachsituation (Raum, Zeit, Anlass, Formalitätsgrad u. ä.) und des Sprechers (Alter, Aussehen, Kleidung u. ä.) sowie zum Sprachmedium (schriftlich, mündlich). Anhand dieser Umstände werden Erwartungen bezüglich des Sprechers und der möglichen Interpretationen aufgestellt. Handelt es sich um einen bekannten Menschen, ist die Rolle der kontextuellen Merkmale beschränkter. Ist es jedoch das erste Treffen, beeinflusst der konkrete Kontext die Erwartungen hinsichtlich der *Sprache* entscheidend. Die Interagierenden müssen zugleich aber auch fähig und gewillt sein, die Informationen auch tatsächlich in die Theorie einzubauen, d. h. im Grunde, sich dem anderen anzupassen und maximal kooperativ zu handeln. Auf jeden Fall ist es entscheidend, welche und wie viele Informationen die Interagierenden beim Aufstellen der Ausgangstheorien voneinander haben. Je besser sie sich kennen, desto besser, d. h. der tatsächlich folgenden Interaktion angemessen, ist die *Theorie*.

Nach der ersten Äußerung beginnt dann die Ausarbeitung der Übergangstheorie. Obwohl Davidson die Übergangstheorie klar von der Ausgangstheorie trennt und somit die Übergangstheorie nicht als Modifikation der Ausgangstheorie verstanden werden sollte, spricht er im Aufsatz doch mehrmals davon, dass die Übergangstheorie Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch und Wörterbuch beinhaltet und das bereits Erlernte bei der Ausarbeitung der Theorie hilft. Diese Inhalte definieren sie zwar nicht, es ist aber kaum vorstellbar, wie die Übergangstheorie ohne zugrunde liegendes Sprachwissen zustande kommen könnte. Es scheint also, dass vorherige sprachliche Erfahrung in der betreffenden (oder zumindest einer beliebigen anderen) Sprache und das Wissen über die Regelmäßigkeit sprachlicher Interaktionen, durchaus wesentlich für die Verständigung sind. Das konkrete Interpretieren konkreter Äußerungen hängt zwar vom Kontext ab, wird durch gemeinsames Weltwissen ermöglicht und kann ungeahnte Abweichungen vom üblichen Sprachgebrauch bedeuten, es ist aber dabei immer noch ein *Abweichen von etwas* prinzipiell regelhaftem und kein Chaos. Sprecher erschaffen also diese eigene, neue, individuelle Sprache nicht von Null auf, sondern erschaffen eher ihre Modifikationen und Abweichungen. Dass die tatsächliche Interpretationstheorie laufend geändert werden muss, steht außer Frage, es werden aber trotzdem hinreichende sprachliche oder nicht-sprachliche (kontextuelle) Anhaltspunkte und

Erfahrung mit gelingender Kommunikation (womöglich in der konkreten Sprache der Kommunikationssituation) benötigt, um *korrekt* interpretieren zu können.

Auf den *non-native discourse* bezogen bedeutet das, je mehr Erfahrung die *native* oder *non-native speaker* mit der entsprechenden Sprache *und* mit der Kommunikation mit *non-native speakern* im Allgemeinen haben, desto erfolgreicher ist die Interpretation. Im Folgenden Abschnitt werden nun die Ansprüche der Interpretationen im Fall von Abweichungen vom *üblichen Sprachgebrauch* an konkreten Beispielen aus dem Englischen als Lingua Franca genauer diskutiert.

5.4 Philosophische Analyse von Gesprächssituationen in ELF: Beispiele aus VOICE und ELFA

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels soll nun anhand von Beispielen aus ELF illustriert werden, wie die in den behandelten philosophischen Texten dargestellten Sachverhalte tatsächlich gemeint werden können und, im Spezifischen, wie besonders die von Malapropismen ausgehende Argumentation auf den *non-native discourse* angewendet werden kann. Es wird also ein Versuch unternommen, philosophische Ansätze empirisch zu überprüfen und somit auch (Sprach-)Philosophie und Sprachwissenschaft konkret zu verbinden. Es ist zwar durchaus kontrovers, exakte Methoden aus anderen Wissenschaften in der philosophischen Theoriebildung zu verwenden, es werden aber doch auch Versuche unternommen, diese Richtung weiter zu entwickeln (vgl. Hrachovec, 2005: 91; Bluhm, 2014). So kann derzeit schon von einer Art Bewegung gesprochen werden, in der experimentelle bzw. allgemein empirische Methoden in die Philosophie eingebunden werden. Die üblicherweise dominanten Gedankenexperimente werden darin durch Umfragen, diskursanalytische Methoden, Feldforschungsmethoden, Korpusanalysen u. ä. ersetzt bzw. zumindest ergänzt (vgl. Bluhm, 2014). Anhand einiger illustrativer Beispiele aus den ELF-Korpora sollen nun in diesem Sinne die oben erläuterten Argumentationen und die eingeführten Begriffe konkret diskutiert werden.

5.4.1 Irrtümlich gebrauchte, klanglich ähnliche Wörter

Zu Beginn des Abschnitts mit den kommentierten Beispielen wird vorerst noch einmal genauer auf den in *A Nice Derangement of Epitaphs* im Mittepunkt stehenden Begriff des *Malapropismus* eingegangen. Es soll nämlich geklärt werden, welche Eigenschaften von

Sprache dadurch hervorgehoben werden und welche Form diese Malapropismen in konkreten Gesprächssituationen haben (können). Wie bereits oben markiert, handelt es sich dabei kurz gefasst um den *irrtümlichen Gebrauch eines (schwierigen) Wortes anstelle eines ähnlich klingenden*, was oft einen unterhaltsamen Effekt auslöst (z. B. den Flamingo (anstatt Flamenco) tanzen; vgl. OED online, 2013, s. v. malapropism). Im Merriam Webster online Wörterbuch wird das Wort etwas umfassender folgendermaßen definiert:

> „an amusing error that occurs when a person mistakenly uses a word that sounds like another word but that has a very different meaning.
> Full definition: […] the usually unintentionally humorous misuse or distortion of a word or phrase; *especially*: the use of a word sounding somewhat like the one intended but ludicrously wrong in the context“ (Merriam-Webster, 2011, s. v. malapropism).

Obwohl die Definition mit den Adverbien „often“, „usually“ und „especially“ abgeschwächt wird, ist klar, dass es sich im engeren Sinn dabei um Wörter handelt, die wegen klanglichen Verwechslungen einen komischen Effekt hervorrufen und normalerweise von den Hörern auch so, d. h. als komisch rezipiert werden. Joachim Schulte, der Übersetzer von Davidsons *A Nice Derangement of Epitaphs*, erläutert das englische Wort *malapropism* durch „verfehlte Wortverwendung“ und fügt auch hinzu, dass der Begriff von der Figur Mrs. Malaprop aus dem Schauspiel *The Rivals* von Richard Sheridan hergeleitet wurde, die ihre Wörter häufig „malapropos“ verwendet (vgl. Davidson, 1990: 204). Ein geeignetes deutsches Äquivalent dafür wäre also *Wortverdrehung*. Hierfür ist es aber auch wichtig, zwischen Wortverdrehungen und Wortentstellungen zu unterscheiden. Bei Wortverdrehungen handelt es sich eher um legitime Wörter aus der jeweiligen Sprache, die jedoch verdreht wiedergegeben und/oder in überraschende Zusammenhänge gestellt werden. Es sind also keine direkten *Fehler*. Bei Wortentstellungen kommen hingegen bekannte Wörter vor, die jedoch anders ausgesprochen oder geschrieben werden, womit ein bestimmter Effekt hervorgerufen wird, weshalb diese Strategien unter anderem oft beim literarischen Schreiben angewendet werden. In diesem Fall kann es natürlich dazu kommen, dass der Rezipient meint, der Sprecher/Autor hätte sich versprochen/verschrieben und das Wort wird instinktiv zurücknormalisiert, deshalb ist es wichtig, auch bei der theoretischen Beschreibung der Fälle zwischen absichtlichen und versehentlichen Wortentstellungen zu unterscheiden. Wenn Wörter absichtlich *verdreht* oder *entstellt* werden, sollte sich der Rezipient der Verdrehung

bewusst sein, damit der Effekt überhaupt erzielt wird. Bei versehentlichen Ausrutschern ist es dagegen meistens erwünscht, die Abweichung würde keine Aufmerksamkeit erregen.

In *A Nice Derangement* sind die konkreten Beispiele für ausdrückliche Malapropismen überwiegend vom ersten Typ: Davidson zitiert mehrere absichtlich verdrehte Wörter oder Phrasen, die komisch oder zumindest ungewöhnlich klingen. Deshalb sind auch die Beispiele aus der Literatur (Sheridan) und der Presse (*The New Yorker*) genommen. Der Titel selbst soll eine Aussage von Mrs. Malaprop sein, die anstatt von „a nice arrangement of epithets" „a nice derangement of epitaphs" bzw. statt „eine hübsche Anordnung von Epitheta" „eine hübsche Unordnung von Epitaphen" sagt. Zu Beginn des Artikels wird außerdem ein ganzer Absatz aus dem *New Yorker* (1977) zitiert, wo etwa die verdrehten und entstellten Phrasen *take for granite, entre nous and me, a long face no see, hit the nail right on the thumb, a baffle of wits, the chickens come home to roast* vorkommen.[73]

Wie bereits in der Explikation des Artikels oben erwähnt, ist es jedoch für Davidson nicht wesentlich, dass die Malapropismen absichtlich geformt würden, sondern dass diese *Fehler* für den Hörer keine Schwierigkeiten bei der Interpretation des Sprechers bereiten. Es kann sich also durchaus auch um unabsichtliche Malapropismen handeln und nicht nur um Wortverdrehungen, bei denen ein bestimmter zusätzlicher Effekt vorsätzlich erzielt werden sollte. In diesen Fällen ist das Unterhaltsame also eher ein *Nebeneffekt*, der auch für den Sprecher unerwartet und eventuell genauso lustig ist wie für den Hörer. Der offenbar besonders oft vorkommende Malapropismus zwischen Konversation (*conversation*) und Konservation (*conservation*), der zudem in Hackings Kommentar zum Aufsatz (Hacking, 1990: 236) vorgebracht wird, führt auch in ELF-Gesprächen zu keinen Verständnisproblemen, was durch das folgende Beispiel veranschaulicht werden kann (Hervorhebung A M. P.):

(29) S4 [Finnish]: the government wanted to do something to control harvesting and that's why er royal forest department was established and but anyway they didn't have any control over other than teak forests before 1913 er when the forest **conversation act** [divid-]
S13 [Finnish]: **[conservation] sorry**
S4: **conservation sorry**
SS: [@@]

[73] Die *korrekten* Phrasen wären *to take for granted, entre nous* oder *between you and me, long time no see, hit the nail right on the head, a battle of wits, the chickens come home to roost*. Der Übersetzer ins Deutsche führt dazu einige „frei übersetzte" semantisch nicht unbedingt entsprechende verdrehte Redewendungen wie *kein Gewehr für etwas haben, spurstracks, den Nagel auf den Daumen treffen, jemandem das Wasser lassen, der Zipfel des Ruhms, sich auf die Hinterbacken stellen* usw. an (vgl. Davidson, 1990: 203).

S4: [**@**er divided**@**] the forestry species into reserved and unreserved classes […] it was al- it was also the first act which had special emphasis on **natural conversation aspects**
S13: **conservation**
S4: **conservation @sorry@**
SS: @@
S13: **you have put it with purpose @**
S4: **[@yeah@]**
S13: [so that we] would (xx)**@**
SS: **@@**
[…]
S4: after the logging ban the community groups in forest management er their role has increased a lot and also the policy focus has changed towards community-based forest management and also the management objectives in natural forests are now officially changed towards **conversation** and the commercial exploitation era has ended
(ELFA, 2008: USEMD230)

An den Fällen hier ist schön erkennbar, wie leicht die Hörer den Sprecher verstehen, und dass sie den *Versprecher* auch lustig finden (siehe die Lach-Zeichen **@@**). Allerdings kommt es auch zu Korrekturen, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, dass der Ausschnitt aus einer Seminarsitzung entnommen ist, an der Studierende und Lehrende teilnehmen. Einer der Lehrenden (S13) scheint nun den *Fehler* zu bemerken und findet es notwendig, ihn zu korrigieren. Allerdings äußert der Sprecher (S4) auch nach der wiederholten Korrektur erneut denselben Malapropismus: es scheint eindeutig kein einmaliger Versprecher, sondern ein *echter* Malapropismus zu sein. Wie erwähnt, wird außerdem gemeinsam (SS steht für mehrere Sprecher gleichzeitig) darüber gelacht, was auf die für Malapropismen charakteristische Unterhaltsamkeit und nicht auf ein eventuelles Problem hindeutet.

Genauso reicht wohl im nächsten Beispiel der gemeinsame Wortstamm *respect* aus, um die Verwechslung zwischen *respective* (jeweilig) und *respectable* (angesehen) automatisch zurück zu normalisieren und die Organisation als *respektabel* zu erkennen:

(30) S1 [Serbian]: but [org19] er is the the
S5 [German]: the big
S1: the only and the biggest er **respective** […] organization that people trust.
(VOICE, 2013: PBmtg462: 851-854).

Wie schon oben öfters betont, sind es aber eben nicht nur die typischen Malapropismen, die Davidson interessieren, sondern auch andere Arten von Wortverdrehungen,

Wortentstellungen, Versprechern und Irrtümern, die in Gesprächen auftreten. Davidson selbst führt im Aufsatz noch die Möglichkeit von *reinen Erfindungen* (*sheer invention*), übliche Regelverstöße bei der Pluralbildung und schließlich auch das Humpty-Dumpty-Beispiel auf, bei dem *Ruhm* (*glory*) für *ein stichhaltiges Gegenargument* (*a nice knockdown argument*) stehen soll. [74] In den nächsten Abschnitten werden deshalb noch andere Arten von sprachlichen *Irrtümern*, besonders im Hinblick auf den *non-native discourse*, genauer besprochen.

5.4.2 *Fehlertoleranz* und *Zurücknormalisierung*

Ein sowohl im *normalen* Sprechen als auch besonders im *non-native discourse* häufiger *Fehler* ist das Äußern nicht existierender Wörter oder Wortverbindungen, die jedoch von der Form her durchaus verstanden werden (können), weil sie allgemeine Regelhaftigkeiten der (jeweiligen) Sprache realisieren. Barbara Seidlhofer (2011: 104) nennt diese Formen „coinages“ und meint, dass sie durch das sogenannte *open-choice principle* hervorgebracht werden, bei dem über Konventionen hinaus die vorhandenen sprachlichen Ressourcen angewendet werden, dabei jedoch nicht standardkonforme Sprachformen gebildet werden (siehe auch Abschnitt 4.2.4). Es handelt sich dabei grundsätzlich um Irrtümer, keine absichtlichen Wortentstellungen, die entweder auf Unachtsamkeit (gewöhnlich bei *native speakern*) oder auf mangelhafte Kompetenz (eher bei *non-native speakern*) zurückgeführt werden. Zahlreiche Beispiele aus den ELF-Korpora, in denen entweder mehrere Wortformen durcheinander gebracht werden oder existierende, aber für die betreffenden Fälle *inkorrekte* Wortmorpheme aneinandergefügt werden, können dieses Phänomen belegen (Hervorhebung A. M. P.):

(31) S2 [Lithuanian]: since universal declaration of human rights was established there was many things done like books seminars like activities like conferences towards the promoting and **securiting** of human rights but erm but it's like er strange because it seems like we notice the conflicts […] when it it got really violent
(ELFA, 2008: USEMP01D)

(32) S2 [Korean]: while this university xx is one of the most pres--stigious universities in korea the univic-university's determination and drive for globalization is very strong as meaning its one hundredth **anniversity** korean university has prepared to take off as then a foreform of the globalization.
(VOICE, 2013: PRqas19: 2)

[74] Vgl. oben Abschnitt 5.3.2, FN 66.

(33) S4 [German]: this is still no it's still under discussion because internally we we couldn't find a a **consense** regarding regarding this @@ collection
(VOICE, 2013: PBmtg463: 1546)

In (31) wird *securiting* (statt *securing*) wohl unter dem Einfluss des (häufigen) Substantivs *security* gebildet, sodass auch beim Verb derselbe Wortstamm verwendet wird. Ähnlich kommen in den Korpora auch die Mischungen *securitize* und *securitization* vor (vgl. VOICE PBpan28: 21). Derselbe Vorgang kann auch bei zahlreichen anderen Fällen, zum Beispiel *identificy* und *identificate* (statt *identify*, beeinflusst durch *identification*), *introducted* (statt *introduced*, wegen *introduction*) oder *imaginate* (statt *imagine*, wegen *imagination*) angenommen werden. In (32) ist *anniversity* offensichtlich eine Mischung zwischen *anniversary* und *university*, was ebenfalls leicht verständlich ist, denn es geht schließlich um ein Jubiläum der Universität. (33) kann hingegen entweder als Mischung von *sense* und *consensus* oder als Fauxami des dt. *Konsens* gedeutet werden (siehe dazu auch den nächsten Abschnitt).

Laut Davidsons Theorie aus *A Nice Derangement* werden diese Fälle nun gar nicht als fehlerhaft oder ungewöhnlich aufgefasst, sondern sie werden automatisch, problemlos und *korrekt* verstanden, weil in der Übergangstheorie laufend Anpassungen durchgeführt werden. Man könnte also von *Fehlertoleranz* und automatischer *Zurücknormalisierung* sprechen.[75] Es geht nämlich um eine Interpretationsflexibilität, dank derer nicht nur übliche, korrekte und am meisten konventionalisierte Formen durchgehen, sondern auch Abweichungen davon keine Interpretationsschwierigkeiten bereiten. Das ist auch aus den aufgeführten Beispielen ersichtlich, in denen es zu keinen Verständnisschwierigkeiten zu kommen scheint. Nach Davidson besteht die *Strategie* dahinter daraus, dass der Hörer die Bedeutung oder die Form (und dadurch die Bedeutung) des Ausdrucks *korrigiert*, wenn er in der Form, in der er vernommen wird, nicht der Standardinterpretation entsprechen kann bzw. nicht *logisch* scheint und das Prinzip der Nachsichtigkeit verletzen würde. Und in diesem Sinne kann das

[75] Um sich den Vorgang möglichst deutlich vorzustellen, kann eine womöglich gewagte, jedoch sehr bildhafte Parallele gezogen werden zwischen der hier dargestellten Auffassung von automatischem Uminterpretieren irrtümlicher Äußerungen und Software-Werkzeugen zur Grammatik- und Rechtschreibprüfung, bei denen Rechtschreibfehler bei der Textbearbeitung laufend korrigiert oder zumindest gekennzeichnet werden. Außerdem erinnert das Zurücknormalisieren an die sogenannte fehlertolerante Suche bei diversen (Internet-)Suchmaschinen. Schon während des Eingebens eines Suchbegriffs wird dieser erstens von der Suchmaschine selbst ergänzt, zweitens werden zu dem Wort die plausibelsten Wortverbindungen aufgezeigt, und drittens werden Rechtschreib- oder andere Fehler korrigiert. Außerdem werden als *Treffer* auch Einträge aufgezeigt, die nicht direkt dem eingetippten Suchbegriff entsprechen, wenn dieser ein *inkorrektes* Wort oder eine implausible Wortverbindung ist. Es ist also interessant, wie das Programm nicht nur *zurück*normalisiert, sondern auch *voraus*sieht, was in gewisser Weise genau der alltäglichen fließenden Kommunikation entspricht.

korrekte Interpretieren von fälschlich gebrauchten Wörtern oder gar von *non-words* gedeutet werden. Weil es dabei meist zu keinen Interpretationsschwierigkeiten kommt, und die Sprecher/Hörer einander auch nicht (explizit) korrigieren, kann deshalb treffenderweise von Fehler*toleranz* gesprochen werden.

Wenn man noch konsistenter Davidsons Ausführung zur Übergangstheorie annimmt, sollte in diesen Fällen sogar nicht einmal von Fehlertoleranz bzw. Zurücknormalisierung gesprochen werden, denn die Ausgangstheorie soll der Übergangstheorie nicht übergeordnet sein. Das, was in der Kommunikation vor sich geht, ist laut Davidson keine Korrektur von falschen Äußerungen, damit sie mit der Ausgangstheorie in Einklang gebracht werden, sondern es ist ein ständiges Abwandeln der Übergangstheorie, also werden ständige Neuerungen eingebracht. Die *Fehler* sollten also gar nicht als solche aufgefasst werden, sondern würden in Davidsons Sinn im Grunde lediglich als Impulse für Veränderungen der Erwartungen und Überzeugungen betrachtet. Wegen der üblichen Vorstellung von Sprache und dem Hintergrund, den Gesprächsteilnehmer gewöhnlich teilen, scheint es trotzdem sinnvoll, die Abweichungen von der Standardinterpretation (auch) als *Fehler* zu bezeichnen und somit eine *Fehlertoleranz* anzunehmen. Das scheint auch hinsichtlich der genannten Beispiele sinnvoll, da es sich nicht um dauerhafte, sondern nur um lokale, wahrscheinlich eher einmalige Abweichungen vom Standard handelt.

5.4.3 Malapropismen und Fauxamis

Angesichts der von Davidson vorgebrachten Ablehnung des üblichen Verständnisses von Sprache und der Verwischung der Unterschiede zwischen muttersprachlicher und fremdsprachiger Kommunikation will ich im Folgenden, mithilfe von Parallelen zwischen dem Konzipieren von Malapropismen und sogenannten Fauxamis (falschen Freunden), die Argumentation von Davidson gezielter auf den *non-native discourse* übertragen. Ein Malapropismus ist nämlich ein *Fehler* innerhalb einer Sprache. Wenn jedoch die klaren Grenzen zwischen den Sprachen abgeschafft werden, wenn also Sprache als solche und überhaupt die Trennung der verschiedenen natürlichen Sprachen prinzipiell aufgehoben wird, handelt es sich im Grunde um dasselbe Phänomen wie bei Fauxamis, die normalerweise im Zusammenhang mit Interferenzen beim Fremdspracherwerb und dem *non-native discourse* per se thematisiert werden. Denn tatsächlich geht es auch bei falschen Freunden *nur* um Wortverdrehungen, Wortverschiebungen, die unterschiedliche Gründe haben können.

Im Gegensatz zu Malapropismen, die in der Sprachtheorie äußerst selten zur Sprache kommen, sind Fauxamis, besonders in der Mehrsprachigkeits- und (Zweit-)Spracherwerbsforschung, ein wichtiges Thema: falsche Freunde werden im Allgemeinen ausgiebig untersucht, sie werden für unterschiedliche Sprachpaare ermittelt und sogar systematisiert. Somit scheint das Phänomen der falschen Freunde bei der Konzipierung von vereinzelten Unregelmäßigkeiten in der Sprache ein sehr produktives Feld darzustellen, das auch durch Davidsons Konzipierung der Malapropismen-Fälle bereichert werden kann. Davidson definiert außerdem Malapropismen nicht sehr genau und lässt viel Freiraum für Interpretationen und unterschiedliche Abweichungen vom Sprachstandard offen. Wie bereits oben festgestellt wurde, heißt es in *A Nice Derangement* etwa, dass der Malapropismus weder lustig noch überraschend, weder klischeehaft noch gewollt, weder spielerisch noch bewusst witzig sein muss, und auf jeden Fall sei der Humor nur ein Extra. Die lautliche Ähnlichkeit sei für die Phänomene, die Davidson so bedeutend findet, ebenfalls nicht essentiell und es ist auch gar nicht notwendig, dass es sich um echte Wörter handelt (vgl. Davidson, 1990: 204). Die von Davidson vorgebrachten Eigenschaften der Wortverdrehungen beschränken also die Debatte keineswegs nur auf klassische Malapropismen, die irrtümlich gebrauchte, aber wirkliche Wörter sind.

Bei den Fauxamis handelt es sich nun um ein eigentlich dem Prinzip nach sehr ähnliches Phänomen, denn die Ursache der Einführung eines Malapropismus ist die klangliche Ähnlichkeit mit dem für den Kontext *angebrachten* Wort. Genauer werden Fauxamis in Nachschlagewerken folgendermaßen definiert:

> **Faux Ami** [foza'mi], /**Faux**|**ami** [foza'mi], der; -, -s […'mi; frz. faux ami = falscher Freund, aus: faux = falsch u. ami = Freund] (Sprachw.): *in mehreren Sprachen in gleicher od. ähnlicher Form vorkommendes Wort, das jedoch von Sprache zu Sprache verschiedene Bedeutungen hat (was häufig Anlass zu falschem Gebrauch u. zu Übersetzungsfehlern ist)* (z. B. frz. état = „Staat", aber dt. Etat = „Haushalt"); (Duden, 2000, s. v. Faux Ami)

> False friend: A word or expression that has a similar form to one in a person's native language, but a different meaning (for example English *magazine* and French *magasin* 'shop'). (Oxford Dictionaries online, 2014, s. v. false friend)

Bei beiden Phänomenen handelt es sich also um ähnlich klingende Wörter, die etwas Verschiedenes bedeuten. Ein offensichtlicher Unterschied ist jedoch, dass wir es bei Fauxamis mit zwei Sprachen zu tun haben. Dadurch kann in der Praxis das „fälschlich

gebrauchte“ Wort auf einen Übersetzungs- oder Gebrauchs-*Fehler* zurückgeführt werden. Und zusätzlich wird im Prinzip davon ausgegangen, der *non-native speaker*, der den Fauxami äußert, fasse den falschen Freund als *korrekte Übersetzung* auf. Ein fälschlich gebrauchtes Wort in „seiner eigenen Sprache“ wird dabei eher auf Unachtsamkeit oder bestimmte Charakterzüge, etwa Exzentrizität zurückgeführt (wie etwa Mrs. Malaprop, die derartige persönliche Eigenschaften zu besitzen scheint). In Wahrheit, und wenn die Trennung zwischen Sprachen nun nicht mehr so klar gezeichnet wird, was gerade auch aus Davidsons *Radikaler Interpretation* und aus *A Nice Derangement* selbst herausgelesen werden muss, geht es in beiden Fällen um

- eine spontane Verwechslung von klanglich ähnlichen Wörtern;
- einen bestimmten, oft unterhaltsamen Effekt;
- eine trotzdem wirksame Interpretation des Gesagten.

Dass Malapropismen und Fauxamis viel gemeinsam haben, geht letztlich auch aus einigen von Dummett (1986; 1990) aufgeführten Beispielen in seinem Kommentar zu *A Nice Derangement* hervor: „Wenn jemand, dessen Muttersprache Italienisch ist, sagt: ‚Ich muß eine Konferenz geben‘, meint er wahrscheinlich: ‚Ich muß einen Vortrag halten“, und wenn jemand, dessen Muttersprache Englisch ist, sagt: ‚Ich weiß ihn‘, meint er wahrscheinlich: ‚Ich kenne ihn.‘“ (Dummett, 1990: 269). Allerdings will Dummett im Folgenden beweisen, dass es sich in solchen und ähnlichen „unregelmäßigen“ Fällen um Ausnahmen handelt und dass im Normalfall der Sprecher sagt, was er meint, weil er eben die Sprache kann (vgl. Dummett, 1990: 270). Im Gegensatz dazu wird hier, auch im Anschluss an Davidsons Ausgangtext, dafür plädiert, dass solche Fälle wenn nicht allgegenwärtig, dann zumindest sehr verbreitet sind, noch besonders im – ebenfalls zunehmend verbreiteten – *non-native discourse*, was auch die folgenden Beispiele aus ELF veranschaulichen (Hervorhebung A. M. P.):

(34) S2 [Spanish]: english as lingua franca in xx maybe and english mixed with all the languages all over europe maybe with **declinations** in german or with many verb conjugations in spanish
S1 [Dutch]: mhm
S3[Dutch]: so th- that's basically the new one
S1: yah
S3: a new kind of english
(VOICE, 2013: EDwsd304: 1580-1584)

(35) S2 [German]: […] okay good so this is basically what i had to say now it's up to you do you need the
S3 [Polish]: yeah
S2: **beamer** {S3 sets up her laptop and equipment (4)}

S1 [German]: yeah

(VOICE, 2013: PBmtg269: 27-30)

(36) S1 [German]: yes maybe i don't know who who is responsible

S2 [Italian]: who is running the the **chefs** or

S1: i don't know who is responsible and who can sign so you have to check there

S2: no because i ask er for the **chef**

S1: uhu

[…]

S2 [Italian]: can you tell me where is er hirschengasse because my my **chef** lives here i suppose

(VOICE, 2013: EDsve423: 263-267; 382)

In (34) wird statt *declension* (Deklination) *declination* (Ablehnung, Neigung) verwendet. Weil über sprachliche Besonderheiten gesprochen wird, kann jedoch allen Gesprächsteilnehmern klar sein, was damit gemeint ist. In (35) ist hingegen der außersprachliche Kontext entscheidend. Wie aus den Repliken ersichtlich ist, antwortet S3 bejahend (*yeah*), schon bevor S2 die Frage zu Ende spricht und das Wort *beamer* (statt *computer projector*) äußert. S3 kann also offensichtlich schon aus der Situation heraus erkennen, wonach gefragt wird, ohne den Beamer für ein BMW-Auto zu halten. Außerdem ist es möglich, dass S3 bereits an anderen Präsentationen mit deutschsprachigen Kollegen teilgenommen hat und ihr somit der deutsche falsche Freund bereits bekannt ist. In Beispiel (36) kommt es auch zu keinen Verständnisschwierigkeiten, da über Zuständigkeiten (*responsibility*) und erforderliche Unterschriften gesprochen wird und somit *chef* nicht als Koch, sondern als Verantwortlicher (*boss*, *head*) interpretiert wird, was zudem wohl für den deutschsprachigen S1 besonders leicht verständlich ist.

5.4.4 Einzelne fremdsprachliche Elemente

Ein weiteres Spezifikum des *non-native discourse*, das meiner Ansicht nach mit dem Auftreten von Malapropismen verglichen werden kann, ist die Einführung von Wörtern aus der Muttersprache (oder einer anderen Sprache) in die fremdsprachige Gesprächssituation. Da es sich dabei nur um vereinzelte Einschübe und keinen konstanten Wechsel zwischen zwei Sprachen handelt, kann hier nicht vom *Codeswitching* im eigentlichen Sinn gesprochen werden. Außerdem ist für Codeswitching kennzeichnend, dass normalerweise beide Sprachen von den Gesprächsteilnehmern sehr gut beherrscht werden und alle Interagierenden beide

Sprachen verwenden. In den hier erläuterten Fällen geht es hingegen um den direkten Einschub einzelner Wörter oder Konstruktionen aus der Muttersprache des jeweiligen Sprechers (oder einer anderen, möglicherweise unter den interagierenden geteilten Sprache) in eine einsprachige Kommunikationssituation, also sollte eher von *Codeswitching-Elementen* oder einem *mehrsprachigen Repertoire* bzw. *mehrsprachigen languaging* gesprochen werden (vgl. auch Seidlhofer, 2011: 105). Die Frage ist nun, wie die Verwendung von fremdsprachlichen Wörtern in einer Interaktion mit Davidsons Begriffen uminterpretiert werden könnte. Können diese Einschübe mit Malapropismen verglichen werden und wie müsste dadurch Davidsons Ausführung modifiziert bzw. zumindest ergänzt werden?

Beim Einfügen fremdsprachlicher Elemente in ein prinzipiell einsprachiges Gespräch wird gegen die sogenannte Ausgangstheorie zumeist bewusst und schwer verstoßen. Denn der Sprecher fordert damit den Hörer in einer besonderen Weise heraus, weil nämlich generell nicht angenommen werden kann, der Hörer verstehe die fremdsprachliche Äußerung. Es geht deshalb um eine Art direktes und potenziertes Vertrauen auf die Übergangstheorie, d. h. auf die Fähigkeit des Hörers, seine Übergangstheorie sogar an eine andere Sprache anzupassen. Der Hörer/Interpret muss also nicht nur eine Bedeutung inferieren (z. B. mithilfe des Kontexts oder anderer sprachlicher und außersprachlicher Hinweise), sondern er muss auch und zuerst begreifen, dass es sich um eine andere Sprache (oft die Erstsprache des Sprechers) handelt.

Andererseits kann es jedoch auch sein, dass die Einfügung von Fremdwörtern im Vergleich zu Malapropismen und anderen *üblicheren Fehlern* für den Hörer sogar leichter verständlich sind: denn bei Malapropismen muss der Hörer anhand der ganzheitlichen Interpretation selbst ableiten, dass es sich nicht um die Standardinterpretation handeln kann und ein *Fehler* unterlaufen ist, während bei den fremdsprachlichen Elementen sogleich eindeutig klar ist, dass es ein nicht-systematischer Teil der Interpretation sein kann und eine *Strategie* angewendet werden muss, um die richtige Bedeutung der Aussage zu erfassen. Ein besonderer Fall der fremdsprachigen Einfügungen ist letztlich die Verwendung von Wörtern aus der Erstsprache des Hörers oder einer dritten, *neutralen* Sprache, mit der die Interagierenden (zumindest in gewissem Grad) vertraut sind. All diese Vorgänge können also entweder als Ausweg bei fehlenden Fremdsprachkenntnissen oder als gegenseitige Anpassung der Gesprächsteilnehmer gedeutet werden, was auch aus den folgenden ELF-Beispielen ersichtlich ist:

(37) S1 [Italian]: because i always er erm i'm always s- **spaet** @@
S2:@@@

S1: and er and so i must run and if i find tourists

S2 @@ okay

S1: they walk too slowly for me @@ and so yes

(VOICE, 2013: LEcon405: 12-16)

(38) S1 [Italian]: and er i see some films i saw er george clooney er good night and good luck but er a foreign film and erm ralph fiennes er as er i i don't know the title but but my favorite erm pasolini is er an italian **krimi** and er i i like it very much and also er perhaps xxx

(VOICE, 2013: LEcon405: 159)

(39) S3 [Italian]: yeah because it seem not so er strong er as i thought

S4 [German]: mhm

S3: er how many er **grades grade** er {S3 is browsing through her dictionary} er **stufe** but not **stufe** er **alkoholstufe**

S4: mhm

S3: you know

S4:@@

S5 [German]: i don't know

S3: i don't know

S4: but more than one thinks @@

S3: yeah i think so yeah in italy i in italy i erm i li- i like to drink er red w- wine

S4: mhm

S3: because er for example when i eat er meat or er **kaese** and so

S4: mhm

[…]

S3: yeah me too i i prefer red wine i think it's better and so but er erm we have some er erm er white wine with erm erm like mineral water **wasser** so the the **policine** [sic!] @

(VOICE, 2013: LEcon417: 245-257; 271)

(40) S9 [English]: yeah it's about opening channels of communication as well cos keep communication is awareness raising and

S7 [Dutch]: yeah

[…]

S3 [French]: **parce que** you have of course the youth council but it's like for n g os

S9: yeah

(VOICE, 2013: POwgd375: 492-496)

(41) S1 [German]: okay all right in that case we'll do it together you just write down what xxx okay so i take it then that the idea is that we look at questions under **roemisch zwei** okay so under **section two** here academic issues and i will just call objectives and backgrounds and we may perhaps proceed as follows

(VOICE, 2013: POwgd243: 94)

Die Beispiele veranschaulichen recht deutlich die oben erläuterten *Strategien*. In (37) wird der fremdsprachliche Einschub in der Sprache des Hörers bzw. der lokalen Sprache des

Sprachereignisses geäußert. Es ist also eher wahrscheinlich, dass es eine Anpassung an den (deutschsprachigen) Hörer ist, als dass der Sprecher das englische Wort für „spät“ nicht kennt. Allerdings kann es auch sein, dass ihm das deutsche Wort nur schneller einfällt und in der konkreten Gesprächssituation genauso effektiv ist wie das englische Äquivalent. In (38) ist es eher wahrscheinlich, dass *Krimi* deshalb gebraucht wird, weil der Sprecher den englischen Begriff *detective story* in diesem Zusammenhang nicht kennt. Genauso wie in (37) ist es jedoch womöglich (auch) eine Tendenz zur Annäherung an die anderen (deutschsprachigen) Interagierenden. Auch in (39) wird Deutsch als Ersatzsprache bei Ausdrucksproblemen herangezogen. Weil es jedoch auch da nicht glatt geht, wird ein Wörterbuch herangezogen und spätestens, nachdem zu der *Stufe* noch *Alkohol* hinzugefügt wird, ist eindeutig klar, nach welcher Art von *grades* gefragt wird. Deshalb muss auch die Replik „i don’t know“ als Antwort auf die Frage nach dem Alkoholgehalt des Getränks gedeutet werden. Während im Weiteren dann *Käese* und *Wasser* erneut als Anpassung an die Hörer bzw. an die lokale Sprache zu verstehen sind, ist das italienische *bollicine* (Luftblasen, Bläschen) ein typisches Ausweichen über die eigene Erstsprache. Ganz anders sollte meiner Ansicht nach die Konjunktion *parce que* (weil) in (40) gedeutet werden, denn es ist unwahrscheinlich, dass der Sprecher das englische *because* nicht kennt. Es ist also eher ein Versprecher, das Beispiel kann aber auch auf eine spezifische, individuelle Art des Sprechens im Allgemeinen hinweisen, bei der die eigene Identität und der (erst)sprachliche Hintergrund zusätzlich betont werden. Interessanterweise wird unter den angeführten Beispielen schließlich nur in (41) der fremdsprachliche Ausdruck (*römisch zwei*) auch paraphrasiert bzw. übersetzt (*section two*), was darauf hindeutet, dass tatsächlich der (sprachliche und außersprachliche) Kontext oder die Fremdsprachkenntnisse der (anderen) Interagierenden nach dem Dafürhalten des Sprechers für eine korrekte Interpretation des Gesagten nicht ausreichen würden.

5.5 Schlussbemerkungen

Nach der umfangreichen Diskussion einiger sprachphilosophischer Theorien in Bezug auf sprachliche Regelhaftigkeit und den *non-native discourse* im Besonderen, sollten die Kommentare von Beispielen aus ELF eine Möglichkeit aufzeigen, wie die sprachwissenschaftliche und die sprachphilosophische Sichtweise auf Regeln und Unregelmäßigkeiten produktiv in Verbindung gesetzt werden können. Die philosophische Reflexion kann nämlich durch die grundlegende Konzipierung von Phänomenen zu der sprachwissenschaftlich eher empirisch ausgerichteten Forschung einen wichtigen Beitrag

leisten. Hier wurden dafür philosophische Betrachtungen von *Grenzsituationen* genutzt, die einerseits radikale Verständigungsprobleme und andererseits vereinzelte Inkorrektheiten theoretisch bearbeiten. Dadurch konnte auf Eigenschaften von Sprache aufmerksam gemacht werden, die in üblichen wissenschaftlichen Untersuchung als selbstverständlich angenommen und deshalb explizit zu wenig berücksichtigt werden. Dabei stellt sich jedoch auch die Frage, wie plausibel derartige philosophische Gedankenexperimente sind und wie sie auf real auftretende Sprachereignisse bezogen werden können. Dadurch, dass hier nur Beispielen aus ELF und die philosophische Sichtweise auf vereinzelte Unregelmäßigkeiten genauer betrachtet wurden, kann indirekt darauf hingewiesen werden, dass radikale, d. h. gänzliche Unverständlichkeit konkret nur schwer beim Erforschen des *non-native discourse*, wie er hier verstanden wird, genutzt werden kann. Konstruktiver scheinen Fälle zu sein, in denen viel geteilt wird und überhaupt Verstehen, Missverständnisse, Kreativität, Präzision und Strategien der Bedeutungsverhandlung und der Anpassung wahrgenommen und folglich diskutiert werden können. Die radikalen Fälle konnten hingegen für das Thema der vorliegenden Dissertation insofern fruchtbar gemacht werden, als auf deren Grundlage (zumindest in Davidsons Deutung) für eine Überwindung der Unterscheidung zwischen *native* und *non-native discourse* argumentiert werden kann.

Dabei sollte jedoch in Betracht gezogen werden, dass es sich dabei (nur) um eine prinzipielle Überwindung handelt und es doch unterschiedliche Grade des Gelingens sprachlicher Kommunikation gibt. Bei Malapropismen und ähnlichen Fällen mag alles glatt laufen. Sobald die Gesprächsteilnehmer nicht genug gemeinsam haben oder ein Sprecher absichtlich Grenzen der Kreativität überschreitet, kann es leicht zu Verständigungsschwierigkeiten und -zusammenbrüchen kommen. Die Prinzipien, die *übliche* Disambiguierungen und das Überwinden radikaler Unverständlichkeit ermöglichen, sind zwar dem Wesen nach dieselben, wenn keine Sprachkenntnisse geteilt werden, muss aber viel mehr absichtlich und bewusst hinzugefügt werden, damit die Kommunikation überhaupt zustande kommt. Es ist deshalb keineswegs unwichtig, wie präzise sich die Gesprächspartner ausdrücken und wie viele bzw. welche Art von Hinweisen für Disambiguierungen und Erläuterungsstrategien vom Sprecher selbst hervorgebracht und somit dem Interpreten zur Verfügung gestellt werden. Je besser, genauer, wenn nötig einfallsreicher diese Hinweise sind, umso erfolgreicher, glatter ist die Kommunikation. Es kann also zusammengefasst werden, dass Davidsons Argumentation im Wesentlichen theoretisch ausgerichtet ist, denn in der Praxis des Sprachgebrauchs kann keinesfalls ein beliebiges Chaos angenommen werden.

Wie bereits in den vorigen Kapiteln, erwiesen sich folglich auch hier die Themen der Veränderlichkeit sprachlicher Formen, der laufend neu auftretenden Strukturen, der Sprachgemeinschaft, der Rolle des Kontexts und der Kooperation als zentral für den Umgang mit dem *non-native discourse* und der Regelhaftigkeit von Sprache allgemein, was im nächsten und letzten Kapitel nun zusammenfassend erläutert wird.

6 Regeln und Normen im *non-native discourse*: von der Systematizität zur Dynamik in der Sprachtheorie

Im abschließenden Kapitel werden nun die wichtigsten Themenbereiche, die bisher im Zusammenhang mit dem Konzipieren und Analysieren des *non-native discourse* diskutiert wurden, zusammenfassend dargestellt und resümiert. Dadurch soll versucht werden, ein klareres, disziplinenübergreifendes Bild der in den einzelnen Kapiteln gesondert betrachteten Aspekte zu erstellen. In den vorigen Kapiteln wurden die theoretischen sprachwissenschaftlichen und philosophischen Untersuchungen detailliert dargelegt und auch unmittelbar an empirische Analysen des *non-native discourse* angeschlossen. Überdies wurden auch allgemeinere Problemfelder der Sprachtheorie zur Diskussion gestellt, im Besonderen die Dichotomie Sprache / Sprechen bzw. Kompetenz / Performanz. In der folgenden Zusammenfassung der Erkenntnisse aus den Teildisziplinen wird nun im Wesentlichen die mögliche Überwindung des *native speaker*-Konzeptes geprüft, die in den behandelten Theorien teilweise explizit angedeutet wurde. Weiters wird im Zusammenhang mit dem Regelfolgen der Frage nachgegangen, welche Rolle Grammatikalität in den erläuterten Theorien spielt und wie konstruktiv die darin verwendeten Alternativen zum Regelbegriff tatsächlich sind. Außerdem wird genau untersucht, wie sich die Ablehnung von Normen und Regeln, die in allen drei Theorien in gewissem Maße vorhanden ist, auf die Kohärenz der jeweiligen Theorie und die Konzipierung ihres Untersuchungsgegenstands auswirkt. Schließlich werden noch mittels eines metatheoretischen interdisziplinären Begriffsvergleichs die einzelnen sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen verbunden, was auch zur Klärung des immer noch kontroversen Verhältnisses zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie beitragen kann. Die folgenden Fragen werden dabei vorrangig angesprochen:

- Beeinflussen Untersuchungen des *non-native discourse* die Auffassung von *Sprache* überhaupt und, wenn ja, wie?
- Was ist die (eigentliche) Grundlage der sprachlichen Verständigung und wie ist das Verstehen daran gebunden?
- Welche Rolle spielen darin die Individualität und die Kollektivität der Sprache? Sollte das Individuum oder die Sprachgemeinschaft, das individualistische oder das kollektivistische Modell sprachlicher Praxis als primär aufgefasst werden?

- Ist es überhaupt möglich (und sinnvoll) den *non-native discourse* und andere Formen (potentiell) *ungrammatischen* Sprachgebrauchs in wissenschaftlichen Theorien zu berücksichtigen? Welche Möglichkeiten gibt es dafür?
- Was bedeuten Korrektheit und Normativität für die Sprecher? Wer hat das Recht, andere Sprecher zu korrigieren?

Um sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, werden die Themenbereiche Sprachgemeinschaft, Dynamik, Kontext, Kooperationsbereitschaft und schließlich zusammenfassend die Sicht auf Regeln, Normen und Korrektheit in der Sprache genauer beleuchtet.

6.1 Sprachgemeinschaft versus Idiolekt

Eine der wesentlichen Grundlagen des traditionellen Sprachverständnissen war die in einer (möglichst homogenen) Sprachgemeinschaft von allen Mitgliedern geteilte Sprache. Durch Untersuchungen potentiell fehlerhafter, ungrammatischer Sprachformen stellt sich diese verbindende und konstitutive Funktion der Sprachgemeinschaft jedoch als weniger gewiss heraus. Dementsprechend werden in allen drei hier vorgestellten sprachtheoretischen Ausrichtungen, in der ELF-Forschung, den entsprechenden Ansätzen der Konstruktionsgrammatik und Davidsons ausgewählten Texten, der Primat und die entscheidende Rolle der Sprachgemeinschaft bei der Konzipierung der sprachlichen Phänomene grundlegend in Frage gestellt.

ELF soll per definitionem an keine Sprachgemeinschaft gebunden sein, was eines der wesentlichen Spezifika dieser Sprachform ist. ELF-Sprecher sind nämlich, ebenfalls per definitionem, nicht Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft: von ELF kann genau dann und nur dann gesprochen werden, wenn Sprecher mit unterschiedlichen Erstsprachen Englisch als ihre Kommunikationssprache wählen. Zumindest für einen der Gesprächsteilnehmer ist Englisch also nicht die Erstsprache und somit kann ELF nur zustande kommen, wenn Mitglieder unterschiedlicher Sprachgemeinschaften zusammentreffen. Während es also eindeutig ist, dass in ELF die Interagierenden aus unterschiedlichen primären Sprachgemeinschaften kommen, ist es unklar, wie sie sich – gemeinsam – gegenüber anderen Sprachgemeinschaften positionieren. Wie ist etwa ihr Verhältnis zur *englischen* Sprachgemeinschaft oder kann womöglich von einer Gemeinschaft von ELF-Sprechern gesprochen werden, der man sich ebenfalls zugehörig fühlen kann, wenngleich diese nicht die Ebene der Erstsprache betrifft? Bezüglich der Sprachgemeinschaft(en) ist ELF insofern

bedeutend, als tatsächlich die Frage nach der Rolle (und Existenz) von geteilten Sprachgemeinschaften besonders begründet scheint und gezielt gestellt werden kann. Anders als bei anderen Typen des *non-native discourse* (etwa *non-native*-Varietäten des Englischen), wo die Sprecher (zumeist) in einer Gemeinschaft leben, wird nämlich bei ELF das Gemeinschaftliche allgemein angezweifelt oder auf eine andere Ebene, z. B. auf *Communities of Practice* oder *Discourse Communities* verlegt (vgl. Abschnitt 2.1.6). Wie bereits in der bisherigen Diskussion argumentiert wurde, sollte meiner Meinung nach dennoch darauf verwiesen werden, dass ELF trotz der Selbständigkeit der einzelnen ELF-Sprecher notwendig an das (Standard-)Englische und die Sprachgemeinschaft der (*native* bzw. aller *kompetenter*) Englischsprecher gebunden ist, und zwar besonders durch das allen zugängliche *Standard English*, das maßgeblich von hochkompetenten Sprechern des Englischen geprägt wird.

Aus grammatiktheoretischer Sicht ist die Sprachgemeinschaft traditionell als Basis der (geteilten) *native-speaker*-Intuitionen zu betrachten, weshalb auch in den meisten konstruktionsgrammatischen Arbeiten die jeweils untersuchten Konstruktionen einer *natürlichen Sprache* durch Grammatikalitätsurteile der Mitglieder der dazugehörigen Sprachgemeinschaft identifiziert werden. In einigen, für diese Arbeit einschlägigen Ausprägungen der Konstruktionsgrammatik wird hingegen die Rolle der Gemeinschaft und somit der geteilten Sprache der Interagierenden nicht als notwendige Voraussetzung beansprucht. Es geht dabei besonders um die Arbeiten zu *lokalen Konstruktionen* auf der Ebene einzelner Gespräche, um Studien zu *non-native*-Varietäten und zum Zweit- und Fremdspracherwerb sowie zu spezifischen Diskurstypen, die sich eben durch die Art des Diskurses und nicht die *natürliche Sprache* definieren. Auf indirekte Weise schein zusätzlich auch die allgemeine Tendenz zur *Re-Kontextualisierung* der Daten in der Konstruktionsgrammatik (und der kognitiven Linguistik im Allgemeinen) die Theorie(n) dazu zu bewegen, vom üblichen Postulat der notwendigerweise geteilten Sprachgemeinschaft abzulassen (siehe Abschnitt 3.3.2). Wenngleich der Begriff der Sprachgemeinschaft nicht gänzlich abgeschafft wird, wird er auf jeden Fall verändert aufgefasst, z. B. sollen Sprachgemeinschaften weniger durch geographische Faktoren als vielmehr durch ihre Größe und den Entwicklungsstand definiert sein. Die Konstruktionsgrammatik wird stellenweise sogar als Theorie dargestellt, die individuelles Sprachwissen berücksichtigen und darstellen kann. Wie in Kapitel 3 erläutert wurde, müsste dabei die Theorie jedoch fähig sein, adäquat der Tatsache Rechnung zu tragen, dass Sprecher verschiedene Strukturen bei verschiedenen Gelegenheiten, mit verschiedenen Sprechern, für verschiedene kommunikative Zwecke einführen (vgl. Östman & Trousdale, 2013: 477), was in der traditionellen Grammatiktheorie

gar kein Thema war und, meiner Meinung nach, auch aktuell in der Praxis kaum vorstellbar ist.

In der Philosophie wird hingegen, wie im einleitenden Kapitel festgestellt wurde, die Sprachgemeinschaft zwar oft als gegeben angenommen, sie wird aber weniger strikt interpretiert und auch in traditionellen Arbeiten immer wieder in Frage gestellt (vgl. die Diskussion zur (Un-)Möglichkeit einer Privatsprache, z. B. in Wittgenstein, 1984: §§ 243–315). In diesem Sinne ist bei Donald Davidson in besonderer Weise sowohl bei der *Radikalen Interpretation* (Davidson, 1973; 1986b) als auch in *A Nice Derangement of Epitaphs* (Davidson, 1986a; 1990) die zentrale Aufmerksamkeit auf die individuelle Kommunikationssituation gerichtet. Bei der radikalen Interpretation will Davidson deutlich machen, dass jede Interpretation eine radikale ist und somit auch zwischen (zwei) Mitgliedern der (allem Anschein nach) gleichen Sprachgemeinschaft radikal, d. h. von Null an verläuft. Dass die interagierenden Mitglieder dieselbe Sprache sprechen und auf gemeinsamen Voraussetzungen einer geteilten Sprachgemeinschaft aufbauen, könne sich nämlich als falsche Annahme herausstellen. Es muss immer zuerst geprüft werden, ob die Sprache wirklich dieselbe ist. Der Unterschied zwischen der Kommunikation innerhalb einer Sprachgemeinschaft und zwischen Mitgliedern verschiedener Sprachgemeinschaften wird dadurch übergangen. Bei *A Nice Derangement* läuft die Argumentation dagegen ohnehin darauf hinaus, dass es keine Sprache und nichts wirklich Geteiltes unter den Kommunizierenden gibt. Obwohl von durchwegs gelingender Verständigung zwischen Sprechern, die unserem üblichen Verständnis nach derselben Sprachgemeinschaft angehören, gesprochen wird, geht Davidson im Grunde noch weiter als bei der *Radikalen Interpretation*. Er verwirft nämlich nicht nur die Annahme, geteilte Konventionen, allgemeine Verhaltensmuster und eine geteilte Gemeinschaft wären die Grundlage für erfolgreiche sprachliche Verständigung, sondern er lehnt sogar das System selbst, also die *Sprache* an sich ab.

Aus den erläuterten Standpunkten ist nun ersichtlich, dass die Rolle der (idealisierten) Sprachgemeinschaft im Vergleich zu traditionelleren Sprachtheorien verändert wahrgenommen wird. Untersuchungen *fehlerhafter* und *interkultureller* Diskurse, die trotz Fehlern und Unregelmäßigkeiten glatt verlaufen, heben stark hervor, dass eine homogene Sprachgemeinschaft für eine gelungene Kommunikation nicht erforderlich ist. Zum Kommunizieren ist, laut Davidson, nicht einmal eine *Sprache*, im herkömmlichen Sinn des Wortes, nötig. Es scheint also, als würde damit gezeigt, dass nicht das gemeinschaftliche, sondern das individuelle, nicht die geteilte Sprache, sondern der *Idiolekt* primär ist (vgl.

Glüer, 1999; Krämer, 2002; Liptow, 2004; Bertram, 2006). Es ist jedoch meiner Ansicht nach fraglich, ob tatsächlich der Idiolekt als (eigentliche) Basis der Kommunikation postuliert werden kann. Auch in Fällen von unregelmäßigem, kreativem, fehlerhaftem oder unvollständigem Sprechen haben nämlich alle Gesprächsteilnehmer in der Regel bereits Erfahrung mit gelingender, glatter Kommunikation innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Die sprachliche Praxis muss zwar nicht unter den konkreten Interagierenden geteilt sein, sie müssen aber wissen, wie Kommunikation verlaufen kann und dass sie normalerweise regelhaft ist. Wenn die Kommunikation zusätzlich *glatt* verlaufen soll, sollte auch ein Bezug zum gemeinschaftlichen Sprachgebrauch der jeweiligen Sprache vorhanden sein. Dieser Hintergrund wird wohl zumeist von einer Sprachgemeinschaft hervorgebracht, zu der die Sprecher auf die eine oder andere Art und Weise Zugang haben bzw. hatten (z. B. direkt durch die Teilnahme an der gemeinsamen Praxis oder durch Referenzwerke, Sprachunterricht usw.). Was in den konkreten Interaktionssituationen eingebracht wird, sind also tatsächlich einzelne Idiolekte der Interagierenden, außer in Fällen von radikaler Interpretation in einer Urwald-Situation, in der man sich ausschließlich an die geteilten universalen menschlichen Handlungen stützen kann, scheint der Bezug zu etablierten Sprachgemeinschaften jedoch überaus wichtig.

6.2 Dynamik, Veränderlichkeit und Emergenz sprachlicher Formen

Neben der Stabilität der Sprachgemeinschaft wird bei Untersuchungen des *non-native discourse* und anderer, irregulärer Diskurse auch die Stabilität des Sprachsystems an sich hinterfragt. Anstatt der traditionell postulierten Sprachkompetenz als geordnetem, systematischem und festen Regeln folgendem Wissen wird in den hier erläuterten Theorien das Prozessuale, die Dynamik und das Veränderliche hervorgehoben. Dabei geht es nicht, wie in der mainstream Linguistik, um Grammatikalisierungs- und Variationsphänomene, die sich über lange Zeitperioden abwickeln, sondern den Interessenschwerpunkt bildet die Dynamik der konkreten Interaktionen, also Veränderungen, die sozusagen *vor unseren Augen* ablaufen.

Dementsprechend sind in der ELF-Forschung die Linearität und die Veränderlichkeit der Sprachproduktion von substanzieller Bedeutung. An die Konstatierung der Dynamik in ELF ist immerhin die Abgrenzung vom sogenannten *English as a Native Language* und dessen Normen sowie vom stabilen, rigiden und unveränderlichen Standardenglisch gebunden. ELF soll nämlich weder durch ENL-Normen und die Regeln des Standardenglischen beschränkt sein noch weise es eigene, interne Regelhaftigkeiten oder

strikte Konventionen auf, die respektiert werden müssten. In den letzten Jahren wird deshalb auch immer weniger versucht, (möglicherweise) typische ELF-Formen zu erkennen und zu beschreiben, weil dadurch der Eindruck entstehen könnte, ELF sei tatsächlich eine Art (stabiler, definierter) Varietät. Stattdessen werden explizit die Funktionen, die ELF erfüllt, in den Vordergrund gerückt und bilden nun den Kern der ELF-Studien. Die prinzipielle Dynamik, durch die ELF als nicht greifbares oder materiell fassbares Phänomen gekennzeichnet wird, ist also ein wesentliches und konstitutives Merkmal dieses Kommunikationsmittels. Es wird auch betont, dass jeder einzelne (ELF-)Sprecher die (Englisch-)Formen derart seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen anpasst, dass sie für ihn verwendbar sind. Diese Änderungen und Anpassungen werden in der ELF-Forschung etwa mit den Begriffen *pro-tem expressions*, *pro-tem idiomatizing*, *online production of forms*, *online co-construction of resources, mutual accomodation*, *negotiation of meaning* in Zusammenhang gebracht (vgl. Seidlhofer, 2009c; 2011; Jenkins et al., 2011; siehe auch Abschnitt 2.4.1). Andererseits wird jedoch in der bisher einflussreichsten Konzeptualisierung von ELF (vgl. Seidlhofer, 2011: 109ff) ein im Grunde klar definiertes *Sprachrepertoire* der zugrunde liegenden Regeln des *virtuellen Englisch* postuliert. Die *Fluidität* von ELF scheint somit lediglich der sogenannten Oberflächenstruktur zugeschrieben zu werden.

Auch in der Konstruktionsgrammatik wird der Veränderlichkeit sprachlicher Formen besondere Beachtung geschenkt. Und zwar hauptsächlich unter den Begriffen *emergent Grammar* und *online Syntax*. Wie schon aus diesen Bezeichnungen ersichtlich ist, wird die Dynamik hier explizit an die grammatischen bzw. syntaktischen Formen gebunden. Der linearen Veränderlichkeit sprachlicher Prozesse Rechnung zu tragen, ist eine der großen Herausforderungen für eine Grammatiktheorie, folglich aber auch ein Unterscheidungsmerkmal der Konstruktionsgrammatik, denn sie sieht sich gewissermaßen dazu berufen, sich mit Phänomenen, die bisher anderen (linguistischen) Gebieten vorbehalten waren, auseinanderzusetzen. Nicht nur Grammatikalisierung als historischer Prozess, sondern auch der Spracherwerb, die Veränderung und das Aufkommen neuer Strukturen auf *lokaler Ebene* sowie im Allgemeinen die Wechselverhältnisse zwischen (festgesetzten) Strukturen, konkretem Gebrauch, kontextuellen, diskursiven und pragmatischen Faktoren sind konstruktionsgrammatisch wichtige und relevante Themen. Grammatik wird folglich, besonders in den gebrauchsbasierten Ansätzen, als ein nie vollständig festgelegtes, *emergentes* System aufgefasst, das aus fließenden Kategorien und dynamischen Bedingungen besteht, die sich unter dem Einfluss von allgemeinen kognitiven und kommunikativen Erfordernissen des Sprachgebrauchs laufend wandeln. Weil Kategorien und Einheiten variabel sein sollen und

eher graduelle Unterschiede zwischen den Kategorien herrschen sollen, kann das Modell überzeugend mit einigen Phänomenen umgehen, denen die mainstream Linguistik der letzten Jahrzehnte ausgewichen ist. Sogar sogenannte *Ad-hoc*-Konstruktionen, die in konkreten Sprachereignissen aufkommen und auch nur für die einzelnen Sprachereignisse gelten bleiben, werden – zumindest versuchsweise – konstruktionsgrammatisch berücksichtigt. Ein besonders produktiver Begriff ist, wie erwähnt, die sogenannte *emergente Grammatik*, womit auf den nie abgeschlossenen Spracherwerb und die laufende Veränderung des Sprachsystems *in Echtzeit*, die ständige Re-Analyse von sprachlichen Strukturen und sogar eventuelle Improvisationen der Sprecher aufmerksam gemacht wird (vgl. Auer & Pfänder, 2011: 18).

Was Davidson betrifft, ist das Vorübergehende und somit Unstabile am offensichtlichsten im Begriff der *Übergangstheorie* (*passing theory*) enthalten, die er in *A Nice Derangement of Epitaphs* als wichtigsten Ansatz für das gegenseitige Verstehen der Gesprächsteilnehmer hervorhebt. Etwas im Voraus geteiltes, fixes, zugrunde liegendes gibt es laut dieser Sichtweise gar nicht. Die konkrete Interaktionssituation lässt das Verstehen erst aufkommen. Auch bei der *Radikalen Interpretation* ist laut Davidson die mutmaßlich geteilte Sprache immer in Frage zu stellen. Erst in der konkreten Interaktionssituation werden Bedeutungen produziert und erschlossen. Das Gemeinsame ist also eher eine Disposition zur Übereinstimmung und ist deshalb notwendigerweise dynamisch. Besonders die Argumentation aus *A Nice Derangement*, die darauf aufbaut, dass jede unerwartete Wendung eine Anpassung der Theorie erfordert, was in der Sprache allgegenwärtig zu sein scheint, geht auf diesen Punkt ein. Sprache als klar definierbare Entität wird deshalb immer ungreifbarer. Ungreifbar sind jedoch nicht nur die sprachlichen Formen oder etwa Regeln für die Verbindung zwischen den Formen, d. h. die Syntax, sondern selbst die Erwartungen und Überzeugungen der Gesprächsteilnehmer müssen laut Davidson im Gespräch laufend modifiziert, den Umständen und dem Geäußerten angepasst werden. Erst diese Flexibilität ermögliche nämlich den Interagierenden, einander *korrekt* zu interpretieren.

Es ist demnach klar, dass in allen drei Bereichen die Dynamik, das Prozessuale, das Vergängliche und in der Interaktion Hervorgebrachte wesentlich in die jeweilige Theoriebildung integriert wird. Dabei hat aber diese Abwandlung der Daseinsweise des Untersuchungsgegenstands für die (Teil-)Disziplinen verschiedene Auswirkungen. Bei ELF ist, beispielsweise, die Variabilität konstitutiv, also ist die ELF-Forschung in gewisser Weise von der Konstatierung der Dynamik ihres Gegenstands abhängig. In dieser Hinsicht ist also die Unbestimmtheit von ELF eines seiner charakteristischen Merkmale. Aus einer anderen Perspektive betrachtet, kommen jedoch gerade im Zusammenhang mit dieser Eigenschaft

Probleme auf, die zu Diskussionen über den ontologischen Status von ELF und die *Anwendbarkeit* des Phänomens in seiner derzeitigen Deutung abzielen. Es wird etwa darauf hingewiesen, dass die Bezeichnung „ELF“ und die Art der Beschreibungen davon in zahlreichen Abhandlungen dazu verleiten, das Phänomen als reifizierten Gegenstand zu betrachten (vgl. Mortensen, 2013). Außerdem kommt vonseiten der Sprachpädagogen der Vorwurf auf, ELF könne nicht unterrichtet werden, wenn es keine greifbaren ELF-Formen (und -Normen) gibt, die als Unterrichtsmaterial dienen könnten. Obwohl es also aus theoretischer Sicht durchaus stichhaltig ist, das *Funktionieren* eines (sprachlichen) Phänomens hervorzuheben und die Veränderlichkeit als Schwerpunkt zu identifizieren, scheint es (besonders für das Gebiet der angewandten Linguistik) als Problem aufgefasst zu werden, von Funktionen ohne (definierte) Formen zu sprechen. Durch die Benennung, die analog zur Form der Bezeichnungen anderer, stabiler Varietäten gebildet ist (z. B. zu „ENL“: English as a Native Language), scheinen die Unklarheiten noch verschärft zu werden. In diesem Sinne wäre es meiner Ansicht nach sinnvoll, entweder die Bezeichnung teilweise zu modifizieren (z. B. durch den Zusatz English *used as* a Lingua Franca; vgl. dazu Mortensen, 2013; Albl-Mikasa, 2013; Kohn, 2011) oder die Eigenständigkeit des Phänomens auch in der Theorie zu relativieren, damit nicht der Eindruck entsteht, ELF könne überhaupt unabhängig von anderen Englisch-Varietäten beschrieben und unterrichtet werden.

Demgegenüber ist das – ebenfalls vorhandene – Problem mit der Veränderlichkeit der Strukturen in der Grammatiktheorie nicht nur bei der Anwendung, sondern auch und besonders bei der allgemeinen Deutung des Untersuchungsgegenstands vorhanden. Weil die Konstruktionsgrammatik eine Grammatiktheorie ist, die notwendigerweise mit konkreten Strukturen arbeitet, sie beschreiben und systematisieren sollte, erweist sich ein sich stetig verändernder Gegenstand (wie der *non-native discourse*) als eher inadäquat. Wenn bei einem Sprachphänomen keine eindeutigen Formen identifiziert werden können, kann das Erkenntnisinteresse der Theorie, das in der Konstruktionsgrammatik die Analyse und Erklärung von Form-Funktions-Paaren ist, nicht wahrgenommen werden. Es müssen also aus diesem sich ständig entwickelnden und dynamischen Phänomen möglichst verbreitete und typische Formen identifiziert werden, auch wenn sie nicht wirklich stabil sind. Deshalb wurden auch in dieser Arbeit die in den ersten Jahren der ELF-Forschung ermittelten sogenannten *preliminary lexico-grammatical features* als Grundlage der konkreten grammatischen Analysen herangezogen (vgl. Seidlhofer, 2004; siehe auch Abschnitt 4.2). In der späteren Forschung wurde nämlich kaum mehr versucht, spezifische und typische ELF-Formen zu bestimmen, weil sich, wie gesagt, der Fokus von den Formen auf die Prozesse

verlegt hat. Ob jedoch das Veränderliche und Dynamische, wie es etwa für ELF charakteristisch ist, wirklich sinnvoll grammatisch analysiert werden kann, bleibt meiner Ansicht nach fraglich, denn man kann zwar das Prozessuale als Grundlage des Funktionierens von Sprache postulieren, konkrete und adäquate Darstellungen der Prozesse sind jedoch in den bisher entwickelten Modellen nur bedingt möglich. Während konkrete konstruktionsgrammatische Analysen von (ELF-)Formen nicht unbedingt zu erstreben sind, scheint es hingegen sehr sinnvoll, die allgemeinen theoretischen Grundlagen der Konstruktionsgrammatik (besonders der gebrauchsbasierten Ausprägungen) bei der Konzeptualisierung von ELF (und des *non-native discourse* im Allgemeinen) heranzuziehen.

In dieser Hinsicht ist im Grunde die philosophische Auseinandersetzung mit dem Vorübergehenden und Indefiniten am wenigsten problematisch, was allerdings an der allgemeinen Art der philosophischen Theoriebildung liegt. Philosophisch relevante Fragestellungen betreffen den Zusammenhang von Sprache und Denken, vom Zugang zur Welt durch die Sprache, Individualität oder Kollektivität der Sprache usw. Phänomene, die schwer systematisch beschrieben werden, werden im philosophischen Diskurs durchaus berücksichtigt. Es müssen keine exakten Analysen bestimmter Formen vorgenommen werden. Wie bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit festgestellt wurde, ist außerdem die Philosophie (auch) darauf ausgerichtet, Grenzen der Wissenschaft(en) aufzuzeigen und die wissenschaftliche Tätigkeit grundlegend kritisch zu prüfen. Deshalb scheint es etwa in Davidsons *A Nice Derangement* auch kein Problem zu sein, innerhalb einer Fragestellung sowohl Sprache als (eventuelles) Regelsystem, Konventionen, Abweichungen von Regeln als auch Intentionen, Hypothesen und Erwartungen der Sprecher zu thematisieren. Davidson geht also viel direkter von einer aktiven Rolle der Gesprächsteilnehmer aus, wodurch *Sprache* als Untersuchungsobjekt gar nicht mehr von den Individuen und ihren (bewussten und unbewussten) Intentionen und Fähigkeiten getrennt wird und somit objektiv kaum untersucht werden kann.

Ein vielversprechender Ansatz zur theoretischen Auseinandersetzung mit der Veränderlichkeit sprachlicher Praxis ist die Konzipierung von Sprache als sogenanntes *Complex Adaptive System* (CAS; siehe Beckner et al., 2009; Ellis & Larsen-Freeman, 2009). Es wird darin die grundlegend soziale Natur von Sprache betont: die Sprachstruktur, das Sprachwissen und der Sprachwandel sollen in einem komplexen Zusammenhang durch Prozesse der menschlichen Interaktion und allgemeine kognitive Prozessen geprägt und in Muster geordnet werden:

> „Cognition, consciousness, experience, embodiment, brain, self, human interaction, society, culture, and history are all inextricably intertwined in rich, complex, and dynamic ways in language. Everything is connected. Yet despite this complexity, despite its lack of overt government, instead of anarchy and chaos, there are patterns everywhere“ (Beckner et al., 2009: 18).

In dem Paradigma der *Complex Adaptive Systems* könnten folglich die unterschiedlichsten (Sub-)Disziplinen verbunden werden, was sich unter anderem auch darin zeigt, dass sowohl ELF-Forscher als auch (Konstruktions-)Grammatiker darauf zurückgreifen. Wie bereits kurz unter 3.3.4 angedeutet wurde, verweist Nick Ellis, der zu den führenden Forschern des Zweitspracherwerbs in der Konstruktionsgrammatik und der kognitiven Linguistik im Allgemeinen zählt, auf *Complex Adaptive Systems* und die Notwendigkeit, der Wechselwirkung unterschiedlichster Faktoren in dem, was wir *Sprache* nennen, mehr Beachtung zu schenken. Deshalb würden *Complex Adaptive Systems* oder andere Konzepte, die all diese Faktoren einbeziehen, als besonders vielversprechend gelten (vgl. Ellis, 2013: 378; Ellis & Larsen-Freeman, 2009). Der Hinweis auf *Complex Adaptive Systems* ist für diese Arbeit auch insofern bedeutend, als diese auch in der ELF-Forschung zunehmend berücksichtigt und in die Konzeptualisierung von ELF eingebunden werden (vgl. Seidlhofer, 2011; Baird, Baker & Kitazawa, 2014), was sich als konstruktiver weiterleitender Forschungsansatz anbietet.

6.3 Kontext, außersprachliche Realität und gemeinsames Weltwissen

Der nächste zentrale und gemeinsame Punkt der dargestellten Theorien ist die Einbeziehung des Kontexts oder, anders gesagt, der nichtsprachlichen Realität in die Theoriebildung.

In Beschreibungen von ELF wird darauf hingewiesen, dass *Fehler* meistens keine Verständigungsschwierigkeiten hervorbringen, weil unter anderem die kontextuellen Hinweise für die Klärung der Bedeutung einzelner Wörter und auch grammatischer Relationen ausreichend seien (vgl. Widdowson, 1990: 86; Jenkins et al., 2011; Hülmbauer, 2010: 22, 34, 74). Weil wegen der für ELF charakteristischen interkulturellen Sprachsituationen die Sprecher sehr unterschiedliche Sprachrepertoires vorweisen, kommt es potentiell oft zu Äußerungen, die für (mindestens) einen Gesprächsteilnehmer nicht unmittelbar verständlich sind. Weil die Interagierenden erfolgreich kommunizieren wollen, verwenden sie folglich alle verfügbaren Daten und Handlungen, die ihnen bei der Interpretation helfen. Dabei handelt es sich in erster Linie um den nichtsprachlichen Kontext

und Gesten der Gesprächsteilnehmer. In den ELF-Korpora sind zwar zusätzlich zu den allgemeinen Informationen über das Sprachereignis und die Sprecher innerhalb der Transkriptionen der Dialoge nur eher beschränkte kontextuelle Informationen eingefügt (und zwar, wenn sie für das Verständnis der Interaktion bedeutsam sind: vgl. VOICE Project, 2007b: 7), es wird aber in mehreren ELF-Arbeiten explizit auf die wichtige Rolle der kontextuellen Merkmale bei der sogenannten *Bedeutungsaushandlung* (*negotiation of meaning*: vgl. Seidlhofer, 2011; Jenkins et al. 2011; Hülmbauer, 2010) hingewiesen. Zusätzlich soll für ELF auch charakteristisch sein, dass die Wahl der tatsächlich geäußerten Muster eher – als etwa in ENL – von den Kontexten (im Sinne der kommunikativen Rahmenbedingungen) abhängt. Auch die Auffassung dessen, was korrekt (und angebracht) ist und wie normkonform das Sprechen sein sollte, hänge sehr vom allgemeinen Situations-Kontext ab (vgl. Seidlhofer, 2011). Es scheint jedoch, als würde der Kontext innerhalb der ELF-Forschung vorwiegend in dieser Bedeutung, also als Synonym zur Sprachsituation aufgefasst (z. B. universitärer, schulischer, familiärer, institutioneller Kontext) und würde nur selten auf präzise kontextuelle Merkmale untergliedert, die getrennt betrachtet werden, was in der weiteren Forschung meiner Ansicht nach stärker berücksichtigt werden sollte.

In den konstruktionsgrammatischen Arbeiten, die sich mit dem Kontext befassen, werden hingegen die kontextuellen Merkmale zumindest ansatzweise systematisch bearbeitet (vgl. Östman & Trousdale, 2013). Im Allgemeinen ist es für die kognitive Linguistik, und damit für die Konstruktionsgrammatik, sehr wichtig, dass die Daten sozusagen *re-kontextualisiert* werden. Die Theorie soll sich also nicht mehr (nur) mit *de*-kontextualisierten Sätzen befassen (vgl. Geeraerts, 2010). In diesem Sinn spielen Sprachkorpora eine wichtige Rolle. Neben dem sprachlichen Kontext wird der allgemeine situative Kontext, also die Äußerungssituation mitberücksichtigt. Zusätzlich wird der Kontext aber, wie erwähnt, auch auf kontextuelle Merkmale aufgegliedert, um diese in der Repräsentation auch als wesentliche Komponente genau darzustellen. In der Konstruktionsgrammatik ist ein grundlegendes Prinzip auch die ausschließliche Berücksichtigung der Oberflächenstrukturen. Mit Goldbergs Worten ausgedrückt: „what you see is what you get“ (Goldberg, 2006: 10). Diese oberflächliche sinnliche Wahrnehmung betrifft jedoch, neben den sprachlichen, auch zahlreiche nichtsprachliche Elemente, die die Bedeutung und ihre Veränderungen beeinflussen. Somit könnten kontextuelle Merkmale auch Teil des Repräsentationsformats werden, was allerdings nur in vereinzelten Arbeiten ernsthaft in Erwägung gezogen wird. Außerdem wird es in der Theoriebildung als sehr wichtig bezeichnet, dass die Perzeption und die Vorstellbarkeit einer Situation die Form der Konstruktionen und die Möglichkeit der

Einfügung bestimmter Lexeme in die Konstruktion beeinflussen. Konstruktionen sollen nämlich gewissermaßen die Situation *verkörpern*. In der Konstruktionsgrammatik wird in diesem Zusammenhang vom sogenannten *embodiment* gesprochen, das die Verbindung von sprachlichen Strukturen und körperlichen Erfahrungen betont. Diese Beziehung wird vorzugsweise besonders in der sogenannten *Embodied Construction Grammar* akzentuiert. Sprache, die laut der Theorie zur allgemeinen Kognition gehört, sollte eben auch als solche, d. h. in Verbindung mit anderen kognitiven Prozessen, in den Darstellungen wahrgenommen werden.

Laut Davidson kann Bedeutung gar nicht unabhängig von den Sprechern und den Kontexten, die den Sprechern beim Interpretieren zugänglich sind, ausgemacht werden. Das Kontextprinzip ist in Davidsons Theorie besonders durch das Betonen des geteilten Weltwissens und den Zugang zu den beobachtbaren Daten, das auch Sprecher verschiedener Sprachen teilen (sollten), vertreten. Die Interaktion mit den sprach-externen Gegebenheiten beeinflusse entscheidend die Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke und die Art und Weise, wie die Interagierenden damit umgehen. Die Praxis der Sprecher werde also nicht von im Voraus festgelegten Regeln bestimmt, sondern es spielen mehrere, auch kontextuelle und diskursive Einflussfaktoren eine Rolle beim Interpretieren. Die außersprachlichen kontextuellen Merkmale werden auch als wesentlicher Faktor bei der Klärung von Unbestimmtheiten, d. h. bei der Disambiguierung von Äußerungen, eingesetzt. Im Fall der radikalen Interpretation ermöglichen, neben dem *Prinzip der Nachsichtigkeit*, genau der außersprachliche Kontext und die Voraussetzung, dass das Wissen über die Welt des fremden Gesprächsteilnehmers den eigenen gleicht, herauszufinden, was der andere für wahr hält und was sein Satz bedeutet. Auch in der Argumentation in *A Nice Derangement* betont Davidson explizit, dass die Ausgangs- und Übergangstheorie den Belegen, die zur Verfügung stehen, angepasst werden und geändert werden, wenn neue Belege auftreten.[76] Die Wörter können sich zwar unterscheiden, sie beziehen sich aber doch auf eine, gemeinsame und allen in gleicher Weise zugängliche Welt. Zwei Menschen verständigen sich nämlich notwendigerweise über eine gemeinsame Welt. Deshalb können laut Davidson auch die grammatischen Relationen in unterschiedlichen Sprachen immer rekonstruiert werden. Somit gebe es im Grunde keine Unübersetzbarkeit. Der außersprachliche Kontext ist schließlich auch ein entscheidender Faktor beim (*korrekten*) Deuten der Malapropismen-Situationen, in denen die tatsächlich geäußerten Wörter keinen Sinn ergeben, in der Kombination mit

[76] Mit Davidsons Prinzip der *Triangulation*, das in dieser Arbeit nicht gesondert erläutert wurde, kann man auch sagen, dass das Verhältnis zwischen Wörtern und der Welt immer auf eine gemeinsame Welt bezogen ist.

kontextuellen Faktoren aber (normalerweise) richtig verstanden werden.

Generell betrachtet wird also in allen drei Bereichen postuliert, dass die Produktion und das Verstehen vom Kontext abhängen, sie führen den Aspekt aber unterschiedlich weit aus. In ELF wird die Rolle des Kontexts bei der Wahl der Formen und beim Verstehen sprachlicher Äußerungen zwar hervorgehoben, dabei wird aber eher die allgemeine Situation gemeint, die mit generischen Labels bezeichnet wird (z. B. schulischer, formeller, akademischer, mehrsprachiger Kontext, ELF-Kontext) und nicht präziser untergliedert wird. Die Konstruktionsgrammatik systematisiert ihn (in einigen Arbeiten) detailliert, lässt aber aus der Sicht des *non-native discourse* wichtige Merkmale der Mehr-, Fremd- oder Muttersprachlichkeit aus. Außerdem werden die sogenannten *contextual features* in die tatsächliche Repräsentation bisher kaum aufgenommen. Bei Davidson ist der Kontext, also die nichtsprachlichen Gegenstände und Handlungen, schließlich von größter Wichtigkeit. Wie es der Art der philosophischen Untersuchung entspricht, werden die kontextuellen Merkmale aber eher als Grundvoraussetzung angenommen und nicht systematisch bearbeitet. Grundsätzlich verlangt offenbar das (potentiell) irreguläre Sprechen dennoch in jedem Fall von einer Sprachtheorie, die kontextuellen Merkmale in die Konzipierung von Sprache und/oder Kommunikation einzubeziehen.

6.4 Kommunikation, Intention, Kooperation

Wie schon aus der bisherigen Diskussion der zentralen Themenbereiche deutlich wurde, wird infolge der Beschäftigung mit potentiell ungrammatischen und sich schnell verändernden Sprachformen die kommunikative Intention und Kooperation zwischen den Gesprächsteilnehmern als wesentliche Eigenschaft der *Sprache* herausgestellt, die auch in der theoretischen Auseinandersetzung damit in Betracht gezogen werden muss. Die Dynamik und Kontextabhängigkeit der sprachlichen Äußerungen verlangen nämlich von den Interagierenden besondere Aufmerksamkeit im Hinblick auf die sprachlichen Formen und ihre Abhängigkeit von den kontextuellen Ereignissen, wenn das Gesagte auch korrekt interpretiert werden soll. Diese Feststellung bezüglich des Bestrebens zur erfolgreichen Kommunikation kann zwar selbstverständlich und banal klingen, gerade in Fällen potentiell unkonventionellen Sprechens kann sie sich aber als durchaus entscheidend und theoretisch interessant erweisen. Im *non-native discourse*, der im allgemeinen als (potentiell) unregelmäßig aufgefasst wird, kann die Notwendigkeit eines erhöhten Einsatzes beim Deuten sprachlicher Äußerungen in besonders anschaulicher Weise beobachtet werden.

In diesem Sinne wird etwa in der ELF-Forschung der Anpassung und Kooperation zwischen ELF-Sprechern besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Variation wird als natürliche Konsequenz kommunikativer Anpassung und die Kooperation als eines der zwei sogenannten *main social forces* bezeichnet (vgl. Seidlhofer, 2011: 129). Der *kooperative* und der *territoriale Imperativ* (Widdowson, 1983; 1990), d. h. einerseits die Tendenz, sein Sprechen dem Gegenüber anzupassen und andererseits seine eigene Identität zu bewahren und auszudrücken, seien in ELF besonders deutlich zu beobachten, da diese Prinzipien online, während der dynamischen Interaktionen angewendet werden (vgl. Seidlhofer, 2011: 131). Die Ko-Konstruktion für alle Gesprächsteilnehmer verständlicher sprachlicher Ressourcen passiere wegen der für ELF charakteristischen Unstandardität laufend sozusagen vor unseren Augen. Die sogenannten *hybridisierten* Sprachressourcen (vgl. Jenkins et al., 2011: 23), die durch diese kooperativen Maßnahmen in ELF zustande kommen, sollen folglich auch belegen, dass vorgelegte fixe Sprachnormen nicht notwendigerweise beachtet werden müssen, um erfolgreiche Kommunikation zu sichern. Offensichtlich muss hingegen der kooperative Imperativ, der die Sprecher zu Veränderungen und Anpassungen ihrer Produktion und Interpretationserwartungen veranlasst, unbedingt befolgt werden. Die konkreten Kommunikations- bzw. Anpassungs-Strategien, die dafür eingesetzt werden, seien etwa Wiederholungen oder Paraphrasen, *backchannel*-Signale, Selbstkorrekturen, Nachfragen, *let-it-pass* und *make-it-normal*-Strategien, Gesten und andere konsensorientierten Vorgehensweisen (vgl. Firth, 1996; Kaur, 2011; Seidlhofer, 2011). Seidlhofer verwendet in diesem Zusammenhang auch die Begriffe *languaging* und *languagers* aus der sozio-kulturellen Theorie, womit sogenannte Sprachaktivisten gemeint sind, die es riskieren, aus den gewöhnlichen Sprechweisen auszusteigen und verschiedene Arten der stärker beziehungsorientierten Interaktion wagen (vgl. Seidlhofer, 2009c: 207; Phipps, 2006: 12; Jørgensen & Spindler Møller, 2014). In dieser Weise eignen sich auch in der ELF-Kommunikation Sprecher die Sprache an und *ko-konstruieren* aktiv ihre Formulierungen, um bestimmte kommunikative Ziele zu erreichen.

In der Grammatiktheorie werden Kooperation, kommunikative Intentionen und das *Ko-Konstruieren* von Ausdrücken (oder Texten) traditionell kaum erörtert, was offensichtlich an dem Erkenntnisinteresse und der Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes liegt.[77]

[77] Es ist gar nicht selbstverständlich, dass in der Grammatiktheorie die kommunikative Natur der Sprache überhaupt als relevant betrachtet wird. Für Chomsky (und viele andere große Linguisten) war *Kommunikation* sogar gänzlich aus der Theorie auszuschließen (vgl. Chomsky, 1980: 80). Es ist folglich fraglich, ob es in einer Grammatiktheorie überhaupt sinnvoll ist, die kommunikative Funktion als eine der grundlegenden Eigenschaften von Sprache zu postulieren.

Auch in der Konstruktionsgrammatik wird Sprache vor allem als kognitives Symbolsystem untersucht, das zwar unterschiedlichen Einflüssen unterliegt, es geht aber nicht primär um die subjektiven Einstellungen der Sprecher zur Kommunikation und zu anderen Sprechern. Sprache wird also objektiver und generalisierter aufgefasst. Aber auch in diesem Sinn geht die Konstruktionsgrammatik etwas weiter als die meisten anderen Grammatiktheorien, nämlich indem der kommunikative Charakter des Sprechens sowie die Abhängigkeit der Form-Bedeutungs-Paare vom Kontext und den diskursiven Umständen zumindest in gewissem Maße reflektiert werden. Schließlich sind die semantischen, pragmatischen und diskurs-funktionalen Eigenschaften auch – wenigstens prinzipiell – essentieller Bestandteil jeder Konstruktion. Während etwa kontextuelle und diskursive Eigenschaften jedoch noch in bestimmter Weise *objektiv* fassbar sind, kann die *kommunikative Intention* kaum als (wissenschaftlich exakt messbares) Merkmal von Konstruktionen oder größeren diskursiven Einheiten dargestellt werden. Die gegenseitige Anpassung wird zwar in vereinzelten Arbeiten hervorgehoben (vgl. Hollmann & Siewierska, 2006; 2007), sie wird aber auch als extrem komplexes Phänomen dargestellt, weshalb wohl in den meisten aktuellen konstruktionsgrammatischen Untersuchungen darauf nicht detaillierter eingegangen wird. Die Veranlagung zur Kooperation, Anpassung und gemeinsamen Intentionalität (*shared intentionality*) wird eher als allgemeine Grundlage der Sprache überhaupt aufgefasst, was insbesondere in der Theoriebildung der den gebrauchsbasierten Ansätzen zugrunde liegenden Forschung (zum Ursprung) der Kommunikation und des Spracherwerbs reflektiert wird. Michael Tomasello weist etwa nach, dass nur Menschen dazu fähig und motiviert sind, gemeinsam, koordiniert und zielgerichtet zu handeln. Berühmt ist dazu auch seine Untersuchung der – nur bei Menschen gelingenden – Zeigegesten (vgl. Tomasello, Carpenter, Call, Behne & Moll, 2005; Tomasello, 2009). Dafür, dass symbolische Sprache überhaupt aufkommt und funktionieren kann, sei es wesentlich, dass Menschen in der Lage sind, sich in andere Interagierende hineinzuversetzen und gemeinsame Ziele zu verfolgen, was auch durch den Begriff des „intention reading“ wiedergegeben wird (vgl. Tomasello, 1999). Neben Tomasello sind für die Konstruktionsgrammatik an sich auch Untersuchungen zahlreicher anderer Forscher zum Erlernen von Sprachstrukturen in der sozialen Interaktion bedeutend (vgl. Dąbrowska, 2004; Diessel, 2006; Goldberg, 2006; Behrens, 2009; 2011; Bybee, 2010). Die darin erläuterten kommunikativen Prinzipien werden zwar nicht so sehr in einen Zusammenhang mit der konkreten Kooperativität der jeweiligen Interaktionen gebracht, es ist aber etwa im Vergleich zur mainstream Generativen Grammatik ein wesentlicher und neuer Punkt. Dadurch wird Sprache nicht als (angeborenes) Modul, oder ein Sprach*organ*

aufgefasst, das objektiv beobachtbar sein kann, sondern es wird die notwendig soziale, kooperative Natur der – sich laufend neu gestaltenden – Sprache betont. Die Neigung zur Kooperation und Anpassung als Ursache für die Bildung neuer *Ad-hoc*-Formen, für Umformulierungen, Wiederholungen, (Selbst-)Korrekturen oder Ent-Grammatikalisierungen zu betrachten, wird in der Theorie hingegen nur selten erläutert (vgl. Zima & Brône, 2011; Brône & Zima, 2014). Wieder müsste dafür wohl die allgemeine Ausrichtung der Grammatiktheorie auf bestimmte, bereits generalisierte Konstruktionen und nicht die dialogische Natur der Kommunikation als Erklärung herangezogen werden.

Genau im Gegenteil ist in dieser Hinsicht Davidson nicht an den einzelnen grammatischen (oder ungrammatischen) Strukturen interessiert, sondern sein Ziel ist es, zu durchschauen, wie es möglich ist, dass man einander mittels Sprache versteht, d. h. im Grunde, was während der Kommunikation abläuft, das Verständigung ermöglicht. In seinen hier erläuterten Artikeln postuliert er weder (angeborene) Sprachregeln noch die Mitgliedschaft in einer geteilten Sprachgemeinschaft, Konventionen oder Intuition als Grundlage des gegenseitigen Verstehens, sondern im Grunde die „Fähigkeit, […] hin und wieder zur tendenziellen Übereinstimmung zu gelangen“ (Davidson, 1990: 226). Als Prinzip der Kooperativität kann bei Davidson zunächst das *Principle of Charity* hervorgehoben werden. Das *Prinzip der Nachsichtigkeit* ermöglicht es uns nämlich, überhaupt von Gemeinsamkeiten, Verständigung und Verständnis zu sprechen, auch wenn es aussieht, als gäbe es zwischen (vollkommen fremden) Sprechern gar keine Annäherungsmöglichkeiten. Im Vergleich zu den oben erwähnten Prinzipien (kooperativer Imperativ, Anpassungs-Strategien, gemeinsame Absichtlichkeit usw.) bezieht sich das Nachsichtigkeitsprinzip allerdings auf eine Phase davor: es verlangt von den Gesprächsteilnehmern nicht nur, sich einander (bei eventuellen Unklarheiten und auch sonst) anzupassen, um die Verständigung zu erleichtern, sondern es schließt auch Fälle ein, in denen überhaupt keine Sprachformen geteilt werden und die Kommunikation im eigentlichen Sinn noch gar nicht begonnen hat. Gleichzeitig sind im Prinzip der Nachsichtigkeit aber auch alle anderen Fälle glatt laufender Interaktionen eingeschlossen. Es müssen demnach dem Gesprächspartner ausgangs immer Wahrheit, Rationalität und Konsistenz zugeschrieben werden, noch bevor versucht wird, seine Aussagen konkret zu deuten, deshalb könnte dieses *Wohlwollen* (das allerdings nicht im Sinne einer Gutmütigkeit, sondern als bester Ansatz dafür, den anderen überhaupt zu verstehen, aufgefasst werden sollte) gegenüber anderen Sprechern auch als ein kooperatives Grundprinzip betrachtet werden. Dabei bleibt allerdings gelten, dass die Notwendigkeit der Anwendung des Prinzips der Nachsichtigkeit (und anderer kooperativer Prinzipien; vgl. besonders Grices

Theorie, die unten weiter erläutert wird) bei problematischen Kommunikationssituationen stärker zum Ausdruck kommt. Das tatsächliche Interpretieren der Äußerungen in der weiteren Interaktion kann dagegen mit dem, was Davidson in *A Nice Derangement* als *Strategien* bezeichnet, erfasst werden. Es handelt sich dabei um einen „geheimnisvollen Vorgang" (Davidson, 1990: 224), der es den Interagierenden ermöglicht, eine *Übergangstheorie* zustande zu bringen. Und auch dafür müssen als notwendige Voraussetzung die Fähigkeit und die Bereitschaft zur Kooperation und Anpassung vorhanden sein. Das ist insofern hier hervorzuheben, als Davidson den Idiolekt und nicht eine geteilte Sprache als primär hervorhebt: wenn die *Sprache* allerdings nicht geteilt wird, muss notwendigerweise ein besonders starker Kooperationswille in die Kommunikation eingebracht werden.

Während also, zusammengefasst, Kommunikation und Kooperation in der Grammatiktheorie eher bei den allgemeinen Erklärungen des Spracherwerbs und des Funktionierens von Sprache thematisiert werden, scheinen sie in der ELF-Forschung und bei Davidsons Sprachtheorie ähnlich zentral gestellt zu sein. Dieser Schwerpunkt wird in den beiden Bereichen durch die Begriffe *mutual accomodation, negotiation of meaning, cooperative imperative, principle of charity, strategies* und *passing theory* wiedergegeben. Interessanterweise wird in beiden Richtungen der Begriff der *Strategie* verwendet, um die Vorgänge darzustellen, mit denen kommunikative Ziele erreicht werden sollen.

Ein Punkt, der in dieser Hinsicht als eine Art Bindeglied zwischen den drei Ansätzen betrachtet werden kann, ist übrigens die Anlehnung an Grice und sein kooperatives Prinzip (vgl. Grice, 1993). Bei der Ausführung der kommunikativen Interaktion in ELF meint etwa Seidlhofer (2011: 131), dass auch laut Grice das kooperative Prinzip eines der wesentlichen Prinzipien der Kommunikation überhaupt ist. Ähnlich wird in der Konstruktionsgrammatik bei der Erläuterung kooperativer Handlungen auf Grices kooperatives Prinzip verwiesen, demzufolge man seine Aussagen ausreichend, aber nicht zu informativ gestalten muss (vgl. Goldberg, 2006: 189f). Und Davidsons *A Nice Derangement* ist, wie in Kapitel 5 erwähnt, das erste Mal überhaupt in einer Festschrift für Grice erschienene. Außerdem wird er in dem Artikel mehrmals erwähnt und als zentrale Referenz bei der Auseinandersetzung mit sprachlicher Kommunikation im Allgemeinen vorgestellt, was folgendes Zitat treffend veranschaulicht:

> „Paul Grice has done more than anyone else to bring these problems to our attention and to help sort them out. In particular, he has shown why it is essential to distinguish between the literal meaning (perhaps what I am calling first meaning) of words and what is often implied (or implicated) by

> someone who uses those words. He has explored the general principles behind our ability to figure out such implicatures, and these principles must, of course, be known to speakers who expect to be taken up on them.“ (Davidson, 1986a: 437)

Grices Theorie kann also als wesentliche Grundlage beim Konzipieren von sprachlicher Kommunikation in den unterschiedlichsten theoretischen Ausprägungen verstanden werden. Strukturen verändern sich nicht nur, weil sich die Sprecher den Umständen anpassen oder es zu neuen Sachverhalten kommt, sondern (auch) weil sie sich *einander* anpassen, die Formen von anderen übernehmen. Im Gegensatz zu den Sprachformen, die über den Gebrauch oder durch normatives Training erlernt werden, können also womöglich die Fähigkeiten, erfolgreich zu kommunizieren, zu kooperieren, Strategien der Anpassung anzuwenden und den unterschiedlichsten Formen Bedeutungen zu entnehmen, als universell und angeboren aufgefasst werden.

6.5 Sprachliche Regeln, Normen, Gesetze und *Fehler* zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie

Zuletzt soll nun noch auf den primären Schwerpunkt der Dissertation eingegangen werden, nämlich auf die Rolle von Regeln, Abweichungen von Regeln und das (eventuelle) Korrigieren dieser Abweichungen. Die Problematisierung des Regelbegriffs bildete schließlich auch den Kern des Interesses und war die eigentliche Motivation der Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse*. Es soll deshalb hier noch einmal darauf verwiesen werden, wie in den drei sprachtheoretischen Zugängen mit *Regeln* und *Fehlern* umgegangen wird, und welche Schlüsse aus der gesamten Diskussion für den Begriff von *Sprache* und für die wissenschaftliche Auseinandersetzung damit gezogen werden können.

In der ELF-Forschung spielt besonders die Frage der *Korrektheit* eine wesentliche Rolle. Bei Beschreibungen von ELF-Formen und der Konzipierung von ELF als sprachlichem Kommunikationsmittel werden ENL-*Normen* der ELF-*Dynamik* gegenübergestellt, wobei gezeigt wird, dass auch nicht-standardkonforme Sprachformen die kommunikative Effizienz (normalerweise) nicht behindern und somit Norm-Konformität für die Sprecher nicht als zwingend dargestellt werden sollte. Allerdings werden laut Seidlhofer auch bei offenbaren Standard-Abweichungen in ELF doch Regeln des darunter liegenden Sprachsystems der sogenannten *virtuellen Sprache* befolgt. Die Unregelmäßigkeit von bestimmten in ELF vorgebrachten Formen könnte also nur als oberflächliches Regelbrechen gedeutet werden.

Neben der nicht vollkommen überzeugenden Postulierung dieses virtuellen Englisch (siehe Abschnitt 2.5) ist meiner Ansicht nach auch die Allgemeine Unterscheidung zwischen deskriptiven und präskriptiven Sprachregeln in der ELF-Forschung nach wie vor problematisch. Die Frage, welche Rolle die Regeln des Standardenglischen in ELF-Kommunikationssituationen und, noch besonders, beim Unterrichten des Englischen spielen, ist in dieser Forschungsrichtung bis heute ein Streitpunkt und wird unter den Forschern laufend diskutiert (vgl. Swan, 2012; 2013 versus Widdowson, 2013).

Welchen Platz *Regeln* in der Theorie einnehmen, ist auch in der Konstruktionsgrammatik ein umstrittenes Thema. Wie in Kapitel 3 ausführlich dargestellt wurde (Abschnitt 3.2.5), sind sich die Forscher weder darüber vollkommen einig, wie Konstruktionen überhaupt zu definieren sind, noch in welchem Verhältnis sie zu Regeln stehen. Eindeutige Regeln der Grammatik zu identifizieren, war immerhin das zentrale Erkenntnisinteresse praktisch aller ernsthafter Grammatiktheorien der vergangenen Jahrzehnte. Ob nun Konstruktionen als einzige und grundlegende Einheiten der Beschreibung von Sprache Regeln ersetzen oder komplementär zu ihnen aufzufassen sind, wird weiterhin diskutiert. Eine Frage, die sich dabei stellt, ist auch, ob überhaupt von einer (wissenschaftlichen) Grammatiktheorie die Rede sein kann, wenn klare, fixe und universelle Sprachregeln prinzipiell abgelehnt werden (vgl. Leiss, 2009a versus Rostila, 2011). Wenngleich der Grammatikalitätsbegriff an sich in dieser Teildisziplin grundlegend hinterfragt wird (vgl. Abschnitt 3.1.3), wird deshalb auch nicht von allen Konstruktionsgrammatikern angenommen, dass auch *ungrammatische* Strukturen als Untersuchungsobjekt herangezogen werden. Im Gegensatz zur Diskussion über die Existenz grammatischer, der Sprache inhärenter Regeln wird in der Konstruktionsgrammatik die Rolle der *präskriptiven Regeln* beim Aufkommen und Festsetzen von Sprachformen nur sporadisch berücksichtigt. Den normativen Unterricht oder Standard-Konformität im Allgemeinen als mögliche Erklärung für das Vorkommen und die Erhaltung bestimmter Sprachformen anzuführen, wird zwar hier und da erwähnt (vgl. Hoffmann, 2011), Normativität bleibt aber meiner Ansicht nach ein zu wenig berücksichtigter Faktor in der Theorie.

Donald Davidson geht demgegenüber, besonders in *A Nice Derangement of Epitaphs*, sowohl gegen (jede Art von) Regeln als auch gegen festgelegte sprachliche Konventionen explizit und entschieden vor. Er lässt also keinen Zweifel darüber offen, dass seiner Ansicht nach für erfolgreiche sprachliche Verständigung keinen Regeln gefolgt werden muss. Es geht ihm aber, wie hier wiederholt betont wurde, primär darum, die Grundlagen der sprachlichen Kommunikation zu ergründen und nicht darum, bestimmte konkrete Formen genau zu

analysieren oder praktische Analyseverfahren auszuarbeiten. Es könne nämlich durchaus gelten, dass sprachliche Verständigung normalerwiese regelhaft und standardkonform ist, die Regelhaftigkeit sei aber dafür nicht unbedingt notwendig, was er auch am Beispiel zufälliger Sprachirrtümer auszulegen versucht. Hier wurde zwar versucht zu zeigen, dass Davidson für seine Argumentation eine allgemeine zugrunde liegende Regelmäßigkeit der Kommunikation benötigt, um überhaupt von *Fehlern* und *Irrtümern* sprechen zu können (siehe Abschnitt 5.3.3), auf der deklarativen Ebene werden jedoch bei ihm alle Regeln bestritten. Die Ablehnung von Regeln, die in Davidsons *A Nice Derangement* zur Ablehnung von Sprache überhaupt geführt hat, rief dabei unter anderen Philosophen heftige Reaktionen hervor, denn auch in der Philosophie wurde (und wird) das Regelfolgen weitgehend als essentielle Eigenschaf von Sprache angesehen. Regeln in Frage zu stellen, hat in der Philosophie dennoch weniger schwerwiegende Konsequenzen als in der Sprachwissenschaft, wo die Disziplin als solche von der Festlegung und Beschreibung von Regeln abzuhängen scheint.

Bezüglich der eingangs formulierten Fragen zu den Grundlagen der sprachlichen Verständigung, der Bedeutung von Korrektheit und Normativität in der Sprache und der Relevanz dieses Themas für sprachwissenschaftliche Theorien können nun folgende abschließende Überlegungen angestellt werden.

Wenn die Angeborenheit sprachspezifischen Wissens abgelehnt wird, wofür etwa in der gebrauchsbasierten sprachtheoretischen Ansätzen durchaus überzeugende Argumente vorgebracht werden, scheint es nicht mehr sinnvoll zu sein, von Sprachregeln als stabilem, zugrunde liegendem, abstraktem System auszugehen, das von sich selbst aus, natürlich und perfekt organisiert ist und nur den sogenannten *native speakern* mittels Introspektion zugänglich wäre. Stattdessen wird hier im Anschluss an Iorio (2011) für die Konzipierung von Sprachregeln mit einer doppelten deskriptiv-präskriptiven Beschaffenheit plädiert. Die sogenannten deskriptiven Regeln sind dabei aber keine von der Natur aufgestellten Regeln, die *native speakern* eingegeben wären und diese zu den einzigen legitimen Richtern über diese Regeln bestimmen. Die deskriptiven Sprachregeln werden stattdessen als *Regelmäßigkeiten* des Gebrauchs aufgefasst. Die Sprache wird also von den *konkreten*, im Gebrauch vorkommenden Formen geprägt. Was die häufigsten und somit die regelmäßigsten Formen in der entsprechenden Sprache sind, wissen logischerweise jene Sprecher am besten, die viel praktische Erfahrung damit haben. In der Regel sind das genau die Sprecher, die traditionellerweise als *native speaker* bezeichnet werden. Sie sind aber nicht durch ihre *Geburt* dazu bestimmt worden, sondern durch umfassenden, intensiven Sprachgebrauch. Der

Begriff ***native*** *speaker* scheint somit nicht mehr angebracht.

Wie gesagt, handelt es sich bei den sprachlichen Regelmäßigkeiten um Gebrauchshäufigkeiten, d. h. Beschreibungen der am meisten verbreiteten Sprachformen, und keine Regeln im eigentlichen Sinn. Diese sollten nämlich von einem Regelautor in einem Akt des Aufstellens den Regeladressaten auferlegt werden. *Deskriptive* Regeln kann man, muss man aber nicht befolgen. Solange die Verständigung in alltäglichen Kommunikationssituationen erfolgreich ist, gibt es keinen Grund, Abweichungen vom *üblichen* Gebrauch zu korrigieren oder zu sanktionieren. Weil das Sprechen eine menschliche Tätigkeit ist, und Menschen zur Übereinstimmung neigen, ist es allerdings wahrscheinlich, dass die Konventionen von der Mehrheit der Sprecher innerhalb einer Gemeinschaft überwiegend berücksichtigt werden und sich ein Sinn für normkonformes Verhalten herausbildet.[78] Auch wenn gegen eine Norm verstoßen wird, ist es jedoch bei der üblichen sprachlichen Verständigung meiner Ansicht nach nicht angemessen, *Verstöße* gegen die Norm zu korrigieren. Denn erst die Aufstellung *präskriptiver Regeln* (also einer Standardsprache) gibt dem Regelautor (z. B. dem Gesetzgeber, der Akademie, Sprachwissenschaftlern) und seinen Beauftragten das Recht, jene zu korrigieren, die sich nicht an die Regeln halten. Bei sprachlichen Regeln muss dabei auch noch vorgegeben werden, in welchen Kontexten Regelkonformität erwartet wird oder notwendig ist und in welchen nicht. Sprachliche Korrektheit wäre folglich nur unter bestimmten Umständen ein Thema. Ich bin der Meinung, es muss zuerst ein Konsens darüber bestehen, dass Fehler als solche gekennzeichnet werden und eventuell von kompetenten Sprechern korrigiert werden. Zumindest was die explizite Korrektur betrifft. Wenn in alltäglichen Kommunikationssituationen „alles glatt“ läuft (vgl. Davidson, 1990: 205), d. h., wenn der Interpret versteht, was der Sprecher sagt, sollte die Korrektur bzw. jede Art von Thematisierung der (eventuellen) *Fehler* unterlassen werden. Wenn allerdings eine Übereinstimmung darüber besteht, dass in einer Situation Regeln bzw. Normen eingehalten werden sollen, ist das Korrigieren angebracht und zweckmäßig. Derjenige, der korrigiert, sollte jedoch eine Legitimation haben (vgl. den Akt der Legitimierung eines Regelautors in Abschnitt 5.1.2): entweder, die Situation ist eine präskriptive (z. B. Sprachunterricht, das Schreiben in Standardsprachen, eine formale Sprechsituation, Situationen mit dem Thema (korrekte) Sprache usw.), oder man bekommt das Recht zu korrigieren zuerkannt (z. B. wenn der Sprecher es selbst wünscht), oder es

[78] Rom Harré meint dazu sogar: „[W]e cannot make sense of any human practice without the distinction between correct and incorrect performance, proper and improper actions, well and ill done projects and so on. We all agree that all human practices are normative“ (Harré, 1997: 145).

kommt zu Verständnisschwierigkeiten und man fragt nach. In dieser letzten Situation kann erst in einem zweiten Schritt ein tatsächliches Korrigieren angewendet werden: im ersten geht es nämlich ums Nachfragen nach der Bedeutung. Die Korrektur, d. h. das Aufzeigen des *Fehlers* und der *korrekten* Form, kann erst später vorgenommen werden.

Bezogen auf den *non-native discourse*, wo (zumindest) ein Gesprächsteilnehmer *non-native speaker* ist, bedeutet das, die Situation sollte vorerst als unvoreingenommene Kommunikationssituation aufgefasst werden, bei der alles glatt läuft. Wenn sich herausstellt, dass das Verstehen bzw. die (erfolgreiche) Verständigung doch beeinträchtigt ist, kann das thematisiert werden. Dadurch stellt sich heraus, bei wem überhaupt der *Fehler* liegt (beim Sprecher oder beim Hörer) und wie das Problem beseitigt werden könnte. Entweder der kompetentere oder der weniger kompetente Gesprächsteilnehmer kann nun seine Ausdrucksweise derart dem anderen anpassen, dass die Kommunikation gelingt. Je nach Situation kann dann der kompetentere Sprecher das Recht zugeteilt bekommen, sprachliche Fehler zu korrigieren (z. B. wenn der *non-native speaker* ein Sprachlerner ist). Auch in Situationen, in denen es eindeutig große Unterschiede zwischen den Sprachfähigkeiten gibt, sollten die Gesprächsteilnehmer einander als gleichgestellte Kommunizierende betrachten. Denn, wie es aus philosophischer Perspektive hervorgeht, sind im Grunde alle Kommunikationssituationen ihrem Wesen nach gleich (und, nach Davidson, radikal). Das *Principle of Charity*, das dem anderen Wahrheit und Konsistenz zuschreibt, muss in jedem Gespräch berücksichtigt werden. Das Prinzip der Nachsichtigkeit zu befolgen, ist immerhin auch die beste Chance des (kompetenteren) Sprechers, einen *non-native speaker* richtig zu interpretieren. Auf jeden Fall plädiere ich dafür, dass alleine die Tatsache, dass einer der Gesprächsteilnehmer ein *native* und einer ein *non-native speaker* bzw. einer kompetenter und der andere weniger kompetent ist (was sich aufgrund unterschiedlicher Hinweise herausstellen kann), keine Legitimation für explizite Korrekturen ist. Nur weil man *native speaker* zu sein scheint, bedeutet das noch nicht, dass man das Recht hätte, in das Sprechen anderer einzugreifen, wenn es sonst keine Verständnisschwierigkeiten gibt.

Dabei bleibt es jedoch gelten, dass es verschiedene Grade des Verstehens und des Gelingens von Verständigung gibt und Verständnisschwierigkeiten oder gar eventuelle Abbrüche unbedingt thematisiert und möglichst effektiv bewältigt werden sollten. Den Regelmäßigkeiten des allgemeinen Sprachgebrauchs oder den präskriptiven Regeln der Standardsprache zu folgen, kann sich dabei oft als geeignete Maßnahme herausstellen. Es geht aber dabei nur um unterschiedliche Grade des Verstehens und keine substanzielle Unterscheidung zwischen der Kommunikation zwischen sogenannten *native speakern*

derselben Sprache und dem *non-native discourse*.

Aus einer anderen Perspektive betrachtet kann *Sprache* und *Sprachpflege* auch ein Ziel an sich sein, d. h. dass das Kommentieren und die sogenannte „Sprachhygiene“ (vgl. Cameron, 1990: 91) ein unabhängiges Element der sprachlichen Praxis sind. Es handelt sich dabei um metasprachliche sprachregulierenden Interventionen, die nicht (nur) professionelle Sprachwissenschaftler, Sprachlehrer oder Sprachpolitiker ausführen (z. B. im Rahmen eines institutionalisierten Unterrichts), sondern die auch in alltäglichen (*native* und *non-native*) Kommunikationssituationen, in denen es keine *Fehler* oder Verständigungsprobleme gibt, vorgenommen werden.[79] Das Kommentieren von Sprache und die Suche nach den *korrekten* Formen ist nämlich ein sehr verbreitetes Phänomen und könnte durch den Begriff Laienlinguistik (*folk linguistics*, z. B. das Nachschlagen in Wörterbüchern und Grammatiken, Teilnahme in Sprachforen und -blogs) bezeichnet werden. Obwohl es nicht um Deskription, sondern um Präskription geht, beeinflussen diese normativen Praktiken die Sprachproduktion entscheidend und sollten vonseiten der Sprachwissenschaftler mehr Beachtung bekommen. Cameron (1990: 92) will auch deutlich machen, dass es einer sogenannten „entmythologisierten“ Soziolinguistik bedarf, in der Sprache nicht als eigenständiges, natürliches, sich selbst regulierendes Phänomen aufgefasst wird, sondern auch die expliziten externen Sprachregulierungen als wesentlicher Faktor der *Sprache* berücksichtigt werden. Meiner Meinung nach sollte zudem nicht nur die Soziolinguistik *entmythologisiert* werden, sondern auch die Grammatiktheorie und allgemeine Sprachtheorien können in ihrer heutigen Form Normativität (z. B. als kontextuelles, pragmatisches oder diskursives Merkmal) in die Theoriebildung einbeziehen und Normen in entsprechenden Fällen auch als Motive des Sprachwandels postulieren. In diesem Sinne bekäme *Norm* einen vollkommen neuen Status und würde als eine der in jedem Sprachereignis zu beachtenden Merkmale der Situation aufgefasst, was auch für eine weiterführende Forschung auf dem Gebiet ein wichtiger und produktiver Ansatz sein kann. Wie in dieser Arbeit erläutert wurde (vgl. Abschnitte 3.3 und 4.1), eignet sich die Konstruktionsgrammatik dank ihrer dynamischen Grundsätze und des grundlegenden Repräsentationsformats sehr gut für eine Entwicklung in diese Richtung.

Der formale Unterricht sowie das Interesse an *korrekter Sprache* sollte in jedem Fall,

[79] Cameron (1990) führt dafür das Beispiel des Sexismus in der Sprache und der geschlechtergerechten Formulierungen auf, die nicht von selbst, *organisch*, sondern durch aufgestellte Normen in den Gebrauch eingehen. Ähnlich kann auch von anderen, gesellschaftlich weniger heiklen Formen konstatiert werden, dass sie durch gezielte Regulativen aus der Sprachpolitik in den Gebrauch übergehen. Ein für diese Arbeit einschlägiges Beispiel wäre etwa *Hyperkorrektion*. Weil die Erfahrung mit dem real vorkommenden Sprachgebrauch nicht unbedingt (in ausreichendem Maße) vorhanden ist, zugleich aber meist eine formale Ausbildung das Sprachwissen prägt, kommen hyperkorrekte Formen nämlich oft im *non-native discourse* vor.

bei *native* und *non-native speakern*, als Einflussfaktor der Sprachproduktion nicht vernachlässigt werden. Um genauere Angaben darüber zu bekommen, wären fundierte Studien über die metalinguistischen Handlungen von Sprechern sehr wertvoll, wodurch viel über deren Ansichten gegenüber Normen und Korrektheit herausgefunden werden könnte. In diesem Sinne sind Erhebungen von Aussagen über Korrektheit und das Sprach*gefühl* im Allgemeinen bei ELF-Sprechern und (anderen) Englisch-Lernern ein produktiver Ansatz, die etwa bei Hülmbauer (2010), Dewey (2012), Cogo (2013) oder Zheng (2013) enthalten sind. Andererseits kann, meiner Ansicht nach, viel auch durch das *verborgene* Norm-Folgen in Selbst-Korrekturen erschlossen werden, was ebenfalls darstellt, wie Sprecher tatsächlich mit Normen und Korrektheit umgehen und nicht nur, was sie bewusst darüber denken (vgl. die Darstellung der *self-corrections* in Abschnitt 2.4.4).

Es wird hier folglich dafür plädiert, dass in der Sprachtheorie klar zwischen Korrektheit, d. h. richtigen und falschen Formen, und Effektivität, d. h. gelungener oder misslungener Verständigung, unterschieden werden sollte. Die Reaktion auf *inkorrekten* Sprachgebrauch (Korrekturen oder *repair*) ist zu differenzieren von der Reaktion auf *ineffektiven* Sprachgebrauch (z. B. Nachfragen, *let-it-pass*- und *make-it-normal*-Strategien). Wegen ihrer gesellschaftlichen Beschaffenheit sollte also *Sprache* jedenfalls auch normativ gedeutet werden bzw. ihre normativen Elemente sollten im theoretischen Zugang zur Sprache berücksichtigt werden. Immerhin belegen auch wissenschaftliche Studien, dass Menschen schon von Kind an einen sehr ausgeprägten Sinn für Normativität haben und versuchen, *Fehler* zu vermeiden (vgl. Rakoczy et al., 2008). Bei Sprachen ist zudem ihre normative Beschaffenheit noch besonders ausgeprägt, da Sprachen im Grunde erst durch ihre Standardisierung als individuelle, voneinander getrennte Systeme definiert werden (vgl. Hüning et al., 2012).

Am anderen Ende sollten jedoch auch die Freiheit und Kreativität der Sprecher nicht unbeachtet bleiben. Wenn Sprache nicht durch im Voraus festgelegte, angeborene Sprachregeln bestimmt ist, folgen Sprecher beim Sprechen keinen Naturgesetzen und haben die Möglichkeit, in die Sprache aktiv einzugreifen, gegen Konventionen zu verstoßen und kreativ die Sprache zu verändern, was auch in dieser Arbeit wiederholt betont wurde. Es stellt sich dabei jedoch die Frage, wie viel *Freiheit* die Sprachbenutzer in Wirklichkeit haben, oder, anders ausgedrückt, wie weit kann *languaging* gehen?

Trotz aller Kooperationsbereitschaft ist nämlich ein Einbrechen der Kommunikation durchaus möglich. Damit es nicht dazu kommt, werden etwa die oben erwähnten Strategien eingesetzt, hier wird aber dafür plädiert, dass für (mehr oder weniger) reibungsloses

Kommunizieren die Interagierenden durchaus einiges gemeinsam haben müssen und bestimmte Regeln – oder zumindest Regelmäßigkeiten – beachtet werden sollten. Dass Neue, Veränderliche und Kreative kann sich nämlich erst gemessen an der gemeinsamen Basis reflektieren, erst gemessen an dem Gemeinsamen wird es überhaupt wahrgenommen und gleichzeitig wird dabei das Gemeinsame festgelegt.

Der Sprecher muss auch davon ausgehen können, dass der Interpret über ausreichende Hinweise zur Bedeutung der Äußerungen verfügt, um den Sprecher zu verstehen. Denn ohne Anhaltspunkte ginge es bei der Verständigung nur um bloßes Raten. Und obwohl es aus philosophischer Sicht auch in Situationen ohne Gemeinsamkeiten zu gelungener Verständigung kommen kann, wird in der konkreten sprachlichen Praxis ab einem bestimmten Grad des Nicht-Verstehens die Kommunikation als nicht gelungen und sogar unmöglich eingestuft. Z. B. ab einem gewissen, von der Kommunikationssituation jeweils unterschiedlichen Zeitrahmen, in dem die (sprachlichen und sonstigen) Fähigkeiten der Sprecher ausgeschöpft sind und sie aufgeben, zu einem Einverständnis zu kommen.

In diesem Sinne kann also von zwei Ebenen der sprachlichen Praxis gesprochen werden: es gibt eine gemeinsame Ebene und etwas, das wir uns laufend in der Kommunikation erarbeiten müssen. Weil sich Sprache immer wieder verändert, kann sie mit einem fixen Regelsystem nicht beschrieben werden. Man kann aber trotz aller Veränderlichkeit ernsthaft etwas falsch machen, was nicht als Dynamik oder Kreativität eingestuft werden kann. Im Anschluss an die gebrauchsbasierten Ausprägungen moderner Grammatiktheorien und einige philosophische Texte zu *interkulturellen* und/oder *fehlerhaften* Sprachpraktiken vertrete ich die Ansicht, dass Sprachnormen und alltäglicher, konkreter Gebrauch dazu dienen, das Gemeinsame festzulegen und zu übermitteln. Vorgelegte sprachliche Normen sind zwar für die Verständigung nicht essentiell notwendig, sie erleichtern aber die Erarbeitung des Gemeinsamen und somit das gegenseitige Verstehen. Und auf dieser Basis können anschließend Anpassungsstrategien, Fehlertoleranz, Zurücknormalisierungen und Bedeutungsaushandlungen erfolgreich vorgenommen werden.

Angesichts der dargestellten Auslegung von Sprache als kontinuierlichem kreativem Prozess, stellt sich nun die Frage, welche Auswirkungen das für die Sprachtheorie(n) hat und haben kann. Metatheoretisch betrachtet kann festgestellt werden, dass von den (hier erläuterten) Theorien wahrgenommen wird, dass Sprache nicht eindeutig festgelegt ist und nicht von sprachexternen Gegenständen und den Menschen, die sie sprechen, getrennt werden kann. Deshalb wird versucht, diesen Tatsachen und wechselseitigen Einflüssen auch in der

jeweiligen Theorie Rechnung zu tragen.

Es ist folglich eindeutig, dass diese veränderte Sichtweise auf die Beschaffenheit von Sprache auch für die Sprachtheorie(n) wichtige Auswirkungen hat. Denn wenn die Veränderlichkeit und Dynamik sowie sprachexterne, etwa kontextuelle und normative Einflüsse, als wesentliche Elemente von *Sprache* aufgefasst werden, müssten, streng genommen, individuelle Gesprächsereignisse als jeweils eigenständige Untersuchungsobjekte betrachtet werden. Die Auseinandersetzung mit der sprachlichen Praxis müsste sich folglich grundlegend ändern. Sprachtheorie müsste einen holistischen, nicht reduktionistischen Zugang zur Sprache anbieten und gleichzeitig die Individualität der Sprecher stärker berücksichtigen. Das wirft jedoch die Frage nach der Möglichkeit einer exakten wissenschaftlichen Analyse auf. Im Zusammenhang damit kann also die Frage gestellt werden, ob *Sprache* in der Sprachwissenschaft überhaupt als *Kommunikation* aufgefasst werden soll und welchen Grad der Abstraktion die Theorie notwendigerweise aufrechterhalten muss, um überhaupt noch als wissenschaftlich zu gelten.

Je nach Disziplin wird sich der Abstraktionsgrad wohl unterscheiden, im Allgemeinen scheint es jedoch, dass das Konzept von *Sprache* eine notwendige Abstraktion ist, die das wissenschaftliche Studium der Linguistik erst ermöglicht. Wie bereits erwähnt, sind nämlich die linguistischen Analyseverfahren begrenzt und sind z. B. nicht für die Beschreibung allumfassender Umstände, z. B der geistigen Zustände der Sprecher, geeignet. Kontextuelle, pragmatische und diskursive Merkmale sollten zwar prinzipiell in den Theorien berücksichtigt werden, die konkreten Sprachsituationen mithilfe von sprachwissenschaftlichen Methoden exakt zu erfassen, scheint aber kaum möglich. Deshalb ist es meiner Ansicht nach wichtig, die Grenzen der einzelnen Theorien deutlich zu machen, gleichzeitig aber innerhalb dieser Grenzen möglichst viele Elemente, wenngleich in teilweise abstrahierter Form, möglichst genau zu berücksichtigen. In diesem Sinne wurde in dieser Arbeit z. B. versucht, das Netzwerk-Modell der Konstruktionsgrammatik derart auszuschöpfen, dass auch ungrammatische Daten aus dem *non-native discourse* darin dargestellt werden könnten. Wenngleich die gesamte Situation, die Einflüsse anderer Sprachen und nichtsprachliche Einflüsse nur sehr begrenzt wiedergeben werden können, scheint das Modell geeignete Möglichkeiten anzubieten, viele verschiedene Elemente einzugliedern und z. B. Interferenzen darzustellen. In der Theorie muss aber immer eine Abstraktion vorgenommen werden. Man kann zwar als Prinzip feststellen, dass z. B. nicht-textuelle Elemente die sprachliche Aussage und das Verstehen beeinflussen, in konkreten Analysen kann das jedoch nur bis zu einem begrenzten Grad berücksichtigt werden.

Ich vertrete also den Standpunkt, dass einerseits die im Grunde vorhandenen Möglichkeiten einer Theorie auch ausgearbeitet werden sollten, andererseits dürfen die Möglichkeiten der Modelle aber nicht überschritten werden. Es bleibt auch die Frage offen, welche Fragestellungen in der jeweiligen Theorie überhaupt sinnvoll sind. Wie in Kapitel 4 erläutert, ist es z. B. fraglich, ob idiolektale Variation und Ad-hoc-Strukturen in einer Grammatiktheorie berücksichtigt werden können oder wie weit eine Systematisierung und Operationalisierung des Kontexts möglich ist. Aus der vorliegenden Arbeit geht auch hervor, dass es in vielerlei Hinsicht unklar ist, ob bzw. wie sprachtheoretische Zugänge zu *ungrammatischen* Formen (etwa im *non-native discourse*) möglich sind. Die Frage, wie das Dynamische, das Unsystematische und Irreguläre (wissenschaftlich) modelliert, systematisiert und konzipiert werden kann, bleibt daher ein spannendes und aktuelles Thema.

Schlussbemerkung

Zum Abschluss kann nun zusammenfassend festgestellt werden, dass durch den *non-native discourse* mehrere überaus wichtige Themen bezüglich des Wesens und der Eigenschaften von *Sprache* und der theoretischen Auseinandersetzung damit angesprochen werden konnten. Besonders wichtig ist zudem, dass sich die (potentielle) *Ungrammatikalität* des *non-native discourse* in allen drei Theoriebildungen als ausgesprochen konstruktiver Ansatzpunkt für die Diskussion der Regelhaftigkeit (und Normativität) in der Sprache und der Sprachtheorie allgemein erwies. Der *non-native discourse* lässt nämlich viele der herkömmlichen Ideen über Sprache in Frage stellen. Die Begriffe von Sprachgemeinschaft, Sprachregeln, Normen, Stabilität und die Trennung von einzelnen *natürlichen Sprachen* müssen durch Untersuchungen des *non-native discourse* kritisch geprüft werden.

Zusätzlich konnte die hier vorgelegte disziplinenübergreifende Auseinandersetzung mit dem Thema für die Konzipierung der Phänomene fruchtbar gemacht werden. So weist etwa die Philosophie auf die Grundlagen und das Wesen der Dinge hin, was in meinem Fall dazu beigetragen hat, überhaupt die Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native discourse* in Frage zu stellen. Auch Grammatiktheorien gehen schließlich in diese Richtung, sobald sie die Angeborenheit sprachlicher Strukturen bezweifeln und den Gebrauch in den Mittelpunkt stellen. Allerdings bleibt unregelmäßiger Sprachgebrauch, darunter der *non-*

native discourse, ein grammatiktheoretisch eher selten tatsächlich untersuchtes Phänomen. In der angewandten Linguistik und Soziolinguistik sind hingegen diese Themen äußerst zentral gestellt. Es wird auch mithilfe empirischer Korpusdaten viel dazu geforscht, um die Erkenntnisse etwa beim Fremdspracherwerb anwenden zu können. In meiner Übersichtsarbeit der verschiedenen sprachtheoretischen Bereiche hat sich jedoch herausgestellt, dass dabei die Konzipierung des *non-native discourse* eher hinter den theoretischen Überlegungen aus Grammatiktheorien und allgemeineren Sprachtheorien zurückbleibt. Anhand der aktuellen ELF-Forschung, die als paradigmatische Auseinandersetzung mit dem *non-native discourse* aufzufassen ist, ist ersichtlich, dass der *native speaker* zwar nicht als Ideal oder einzig relevanter Sprecher dargestellt wird, eine konzeptuell haltbare Überarbeitung der Dichotomie *native/non-native discourse* ist jedoch nicht gänzlich ausgeführt. Interessanterweise ist also gerade in den Bereichen, in denen das Thema am prominentesten ist, meiner Ansicht nach die theoretische Auseinandersetzung damit am wenigsten fundiert. Deshalb scheint auch eine Verbindung zwischen den Teildisziplinen ausgesprochen wichtig und produktiv zu sein. Sowohl sprachphilosophische Abhandlungen als auch die moderne grammatiktheoretische Forschung weisen nämlich darauf hin, dass die Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native discourse* nicht als konzeptuelle, sondern, wenn überhaupt, als graduelle Differenz betrachtet werden sollte. Es scheint deshalb notwendig, auf die Begriffe und die Konzipierungen dahinter, wie sie derzeit verwendet werden, zu verzichten und sie mit anderen Begriffen zu ersetzen, die eher die Gradualität der Unterschiede betonen. Es muss schließlich zwischen sogenannten von Natur gegebenen Fähigkeiten bzw. Rechten und erworbenen bzw. erwerbbaren und wissenschaftlich fassbaren Kompetenzen unterschieden werden.

Literaturverzeichnis

Albl-Mikasa, Michaela (2013). Express-ability in ELF Communication. *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(1), 101–122.

Al-Dabbagh, Abdulla (2005). Globalism and the Universal Language. *English Today*, 21(2), 3–12.

Andreou, Georgia & Galantomos, Ioannis (2009). The Native Speaker Ideal in Foreign Language Teaching. *Electronic Journal of Foreign Language Teaching*, 6(2), 200–208.

Annamalai, E. (1998). Nativity of Language. In Rajendra Singh (Ed.), *The Native Speaker: Multilingual Perspectives*. New Delhi: Sage, 148–157.

Arends, Jacques, Muysken, Pieter & Smith, Norval (Eds.). (1995). *Pidgins and Creoles: An Introduction*. Amsterdam: Benjamins.

Aronin, Larissa & Hufeisen, Britta (Eds.). (2009). *The Exploration of Multilingualism: Development of Research on L3, Multilingualism and Multiple Language Acquisition*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Auer, Peter (2002). On line-Syntax – oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. *Sprache und Literatur,* 85, 43–56.

Auer, Peter (2007). Syntax als Prozess. In Heiko Hausendorf (Hrsg.), *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion.* Tübingen: Narr, 95–142.

Auer, Peter & Pfänder, Stefan (Eds.). (2011). *Constructions: Emerging and Emergent*. Berlin: de Gruyter.

Auer, Peter & Li Wei (Eds.). (2007). *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*. Berlin: de Gruyter.

Baird, Robert, Baker, Will & Kitazawa, Mariko (2014). The Complexity of ELF. *Journal of English as a Lingua Franca,* 3(1), 171–196.

Baker, Colin (2006). *Foundations of Bilingual Education and Bilingualism.* Clevendon: Multilingual Matters.

Baker, Gordon P. (1981). Following Wittgenstein: Some Signposts for *Philosophical Investigations* §§ 143–242. In Steven Holtzman & Christopher Leich (Eds.), *Wittgenstein: To Follow a Rule*. London: Routledge, 31–71.

Baker, Gordon P. & Hacker, Peter M. S. (1985). *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity*. Oxford: Basil Blackwell.

Baker, Gordon P. & Hacker, Peter M. S. (2009a). *Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity: Volume 2 of an Analytical Commentary on the Philosophical Investigations, Essays and Exegesis §§185–242*. 2nd edn. Oxford: Wiley-Blackwell.

Beckner, Clay, Blythe, Richard, Bybee, Joan, Christiansen, Morton H., Croft, William, Ellis, Nick C., Holland, John, Ke, Jinyun, Larsen-Freeman, Diane & Schoenemann, Thomas (2009). Language Is a Complex Adaptive System. Position Paper. *Language Learning*, 59, *Supplement* 1, 1–26.

Behrens, Heike (2009). Konstruktionen im Spracherwerb. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 37, 427–444.

Behrens, Heike (2011). Die Konstruktion von Sprache im Spracherwerb. In Alexander Lasch & Alexander Ziem (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik III: Aktuelle Fragen und Lösungsansätze*. Tübingen: Stauffenburg, 165–179.

Berthele, Raphael (2008). A Nation is a Territory with One Culture and One Language: The Role of Metaphorical Folk Models in Language Policy Debates. In Gitte Kristiansen & René Dirven (Eds.), *Cognitive Sociolinguistics: Language Variation, Cultural Models, Social Systems*. Berlin: de Gruyter, 301–332.

Bertram, Georg W. (2006). *Die Sprache und das Ganze. Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie.* Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Blommaert, Jan (2010). *The Sociolinguistics of Globalization*. New York: Cambridge University Press.

Blommaert, Jan & Backus, Ad (2011). Repertoires Revisited: "Knowing Language" in Superdiversity. *Working Papers in Urban Language & Literacies*, 67. www.kcl.ac.uk/ldc [zuletzt abgerufen 5. 9. 2014].

Blommaert, Jan & Rampton, Ben (2011). Language and Superdiversity: A Position Paper. *Working Papers in Urban Language & Literacies*, 70. www.kcl.ac.uk/ldc [zuletzt abgerufen 5. 2. 2014].

Bloor, David (1997). *Wittgenstein, Rules and Institutions*. London: Routledge.

Bluhm, Roland (2014). Empirical Methods of Linguistics in Philosophy. http://ifpp.fk14.tu-dortmund.de/cms/ifpp/de/forschung/wissenschaftlicheveranstaltung/EMLP/ [zuletzt abgerufen 4. 9. 2014].

BMBF Bundesministerium für Bildung und Frauen. Dr. Nikolaus Douda (2014). *Sprachassistenzprogramm. Leitfaden für Schulen. 2014/2015*. https://www.weltweitunterrichten.at/site/sprachassistenz/incoming/fuerschulen [zuletzt abgerufen 8. 8. 2014].

Bolton, Kingsley & Kachru, Braj B. (Eds.). (2006). *World Englishes: Critical Concepts in Linguistics*. London/New York: Routledge.

Breiteneder, Angelika (2005). The Naturalness of English as a European Lingua Franca: The Case of the "Third Person -s". *Vienna English Working Papers*, 14(2), 3–26.

Breiteneder, Angelika, Pitzl, Marie-Louise, Majewski, Stefan & Klimpfinger, Theresa (2006). VOICE Recording: Methodological Challenges in the Compilation of a Corpus of Spoken ELF. *Nordic Journal of English Studies*, 5(2), 161–188.

Bresnan, Joan W. (2007). A Few Lessons from Typology. *Linguistic Typology*, 11, 297–306.

Bresnan, Joan, Cueni, Anna, Nikitina, Tatiana & Baayen, Harald (2007). Predicting the Dative Alternation. In G. Boume, I. Kraemer & J. Zwarts (Eds.), *Cognitive Foundations of Interpretation*. Amsterdam: Royal Netherlands Academy of Science, 69–94.

Bresnan, Joan W. & Ford, Marilyn (2010). Predicting Syntax: Processing Dative Constructions in American and Australian Varieties of English. *Language*, 86, 168–213.

British Council (2014). Language Assistants. http://www.britishcouncil.org/languageassistants-am-i-eligible.htm [zuletzt abgerufen 5. 2. 2014].

BRL: Bilingualism Research laboratory (2014). University of Illinois at Chicago. http://lcsl.uic.edu/hispanic-italian/research-groups/bilingualism-research-laboratory [zuletzt abgerufen 7. 9. 2014].

Brône, Geert & Zima, Elisabeth (2014). Towards a Dialogic Construction Grammar: *Ad Hoc* Routines and Resonance Activation. *Cognitive Linguistics, 25(3),* 457–495.

Bruthiaux, Pierre (2003). Squaring the Circles: Issues in Modeling English Worldwide. *International Journal of Applied Linguistics*, 13(2), 159–178.

Brutt-Griffler, Janina (2002). *World English: A Study of its Development*. Clevedon: Multilingual Matters.

Bußmann, Hadumod (Hrsg.). (2008). *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Alfred Kröner: Stuttgart.

Bybee, Joan L. (2010). *Language, Usage and Cognition.* Cambridge: Cambridge University Press.

Bybee, Joan L. (2013). Usage-based Theory and Exemplar Representation of Constructions. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar.* Oxford: Oxford University Press, 49–69.

Bybee, Joan & Beckner, Clay (2010). Usage-based theory. In Bernd Heine & Heiko Narrog (Eds.), *The Oxford Handbook of Linguistic Analysis*. Oxford: Oxford University Press, 827–855.

CALP (2013). International Conference: Constructionist Approaches to Language Pedagogy. http://centres.fusl.ac.be/LING10_08/document/Linguistics_site/Sesla/calp2013.html [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

Cameron, Deborah (1990). Demythologizing Sociolinguistics: Why Language Does Not Reflect Society. In John E. Joseph & Talbot J. Taylor (Eds.), *Ideologies of Language.* London/New York: Routledge, 79–93.

Cameron, Lynne & Larsen-Freeman, Diane (2007). Complex Systems and Applied Linguistics. *International Journal of Applied Linguistics*, 17(2), 226–239.

Carr, Philip (1997). Philosophy of Linguistics and of Science. In Peter V. Lamarque (Ed.), *Concise Encyclopedia of Philosophy of Language*. Oxford: Pergamon, 37–38.

Carroll, Lewis (1999). *Through the Looking-Glass*. Mineola, NY: Dover Publications.

CEFR: Council for Cultural Cooperation. Modern Languages Division (2001). *Common European Framework of Reference for Languages*. Cambridge: Cambridge Unversity Press. http://www.coe.int/t/dg4/linguistic/Source/Framework_EN.pdf [zuletzt abgerufen 29. 8. 2014].

Cenoz, Jasone (2006). Across the Assessment Gap: Challenges for Practice and Research. In Robert Wilkinson & Vera Zegers (Eds.), *Bridging the Assessment Gap in English-Medium Higher Education*. Bochum: AKS-Verlag, 281–291.

Chafe, Wallace (2003). Discourse: Overview. In William Frawley (Ed.). (2003), *International Encyclopedia of Linguistics*. New York: Oxford University Press.

Chomsky, Noam (1957). *Syntactic Structures*. Den Haag: Mouton.

Chomsky, Noam (1966). *Cartesian Linguistics: A Chapter in the History of Rationalist Thought*. New York: Harper & Row.

Chomsky, Noam (1980). *Rules and Representations*. New York: Columbia University Press.

Chomsky, Noam (1982). *Some Concepts and Consequences of the Theory of Government and Binding*. Cambridge, MA: MIT Press.

Chomsky, Noam (1986). *Knowledge of Language: Its Nature, Origin, and Use*. New York: Praeger.

Christophersen, Paul (1988). "Native Speakers" and World English. *English Today*, 4(3), 15–18.

Cimmino, Luigi (2001). „Einer Regel folgen“ und Kommunikation zwischen Kulturen. In Wilhelm Lütterfelds & Djavid Salehi (Hrsg.), *„Wir können uns nicht in sie finden“. Probleme interkultureller Verständigung und Kooperation*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 17–30.

Clark, Eve V. (1978). Discovering What Words Can Do. In Donka Farkas, Wesley M. Jacobsen & Karol W. Todrys (Eds.), *Papers from the Parasession on the Lexikon, Chicago Linguistics Society April 14–15, 1978*. Chicago: Chicago Linguistics Society, 34–57.

Clark, Lynn & Trousdale, Graeme (2009). The Role of Token Frequency in Phonological Change: Evidence from TH-fronting in East-central Scotland. *English Language and Linguistics*, 13, 33–56.

Cogo, Alessia (2008). English as a Lingua Franca: Form Follows Function. *English Today*, 24(3), 58–61.

Cogo, Alessia (2012a). English as a Lingua Franca: Concepts, Use, and Implications. *ELT Journal*, 66(1), 97–105.

Cogo, Alessia (2012b). ELF and Super-diversity: A Case Study of ELF Multilingual Practices from a Business Context. *Journal of English as a Lingua Franca,* 1(2), 283–313.

Cogo, Alessia (2013). Fluidity and Repertoires: The Superdiversity of ELF in Professional Contexts. Plenary talk, ELF6 Conference, Roma Tre University, Rom, Italien.

Cogo, Alessia & Dewey, Martin (2012). *Analyzing English as a Lingua Franca: A Corpus-driven Investigation*. London/New York: Continuum.

Cook, Vivian (2001). *Second Language Learning and Language Teaching*. 3rd edn. London: Arnold.

Corder, Stephen P. (1973). *Introducing Applied Linguistics*. Harmondsworth: Penguin.

Coseriu, Eugenio (1988). *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen: Francke.

Cowie, Fiona (2010). Innateness and Language. In *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. http://plato.stanford.edu/archives/sum2010/entries/innateness-language/ [zuletzt abgerufen 2. 5. 2014].

Croft, William (2001). *Radical Construction Grammar: Syntactic Theory in Typological Perspective*. Oxford: Oxford University Press.

Croft, William (2003). Lexical Rules vs. Constructions: A False Dichotomy. In Hubert Cuyckens, Thomas Berg, René Dirven & Klaus-Uwe Panther (Eds.), *Motivation in Language: Studies in Honour of Günter Radden*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 49–68.

Croft, William (2005). Logical and Typological Arguments for Radical Construction Grammar. In Jan-Ola Östman & Miriam Fried (Eds.), *Construction Grammars: Cognitive Grounding and Theoretical Extensions*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 273–314.

Croft, William (2009). Toward a Social Cognitive Linguistics. In Vyvyan Evans & Stéphanie Pourcel (Eds.), *New Directions in Cognitive Linguistics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 395–420.

Croft, William & Cruse, Alan D. (2004). *Cognitive Linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.

Cruz-Ferreira, Madalena (Ed.). (2010). *Multilingual Norms*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Crystal, David (2003). *English as a Global Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Csehó, Tamás (2009). Zum Einfluss des Foreigner talk auf die Entstehung des Migrantendeutsch. *Germanistische Studien*, 7, 153–168.

Dąbrowska, Ewa (2004). *Language, Mind and Brain: Some Psychological and Neurological Constraints on Theories of Grammar*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Dasgupta, Probal (1998). The Native Speaker: A Short History. In Rajendra Singh (Ed.), *The Native Speaker: Multilingual Perspectives*. New Dehli: Sage, 182–192.

Davidson, Donald (1973). Radical Interpretation. *Dialectica*, 27, 313–328.

Davidson, Donald (1986a). A Nice Derangement of Epitaphs. In Ernest LePore (Ed.), *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Oxford: Basil Blackwell, 433–446.

Davidson, Donald (1986b). Radikale Interpretation. In Donald Davidson, *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 183–203.

Davidson, Donald (1986c). Was ist eigentlich ein Begriffsschema. In Donald Davidson, *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 261–282.

Davidson, Donald (1990). Eine hübsche Unordnung von Epitaphen. In Eva Picardi & Joachim Schulte (Hrsg.), *Die Wahrheit der Interpretation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 203–227.

Davies, Alan (2003). *The Native Speaker: Myth and Reality*. Clevedon: Multilingual Matters.

DeKeyser, Robert, Alfi-Shabtay, Iris & Ravid, Dorit (2010). Cross-linguistic Evidence for the Nature of Age Effects in Second Language Acquisition. *Applied Psycholinguistics*, 31, 413–438.

Deppermann, Arnulf (2006). Construction Grammar: Eine Grammatik für die Interaktion? In Arnulf Deppermann, Reinhard Fiehler & Thomas Spranz-Fogasy (Hrsg.), *Grammatik und Interaktion*. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung, 43–65.

Deshors, Sandra C. (2013). A Case for a Unified Treatment of EFL and ESL: A Multifactorial Perspective. Conference presentation at *Constructionist Approaches to Language Pedagogy conference, Université Saint-Louis – Brussels, November 8–9, 2013*.

Deshors, Sandra C. (im Erscheinen). Identifying Different Types of Non-native Co-occurrence Patterns: A Corpus-based Approach. In Dylan Glynn & Karolina Krawczak (Eds.), *Modality and Intersubjectivity: Usage-based Studies in Epistemic Structuring*. Amsterdfam/Philadelphia: John Benjamins.

Deshors, Sandra C. & Gries, Stefan Th. (im Erscheinen). A Case for the Multifactorial Assessment of Learner Language: The Uses of *may* and *can* in French-English Interlanguage. In Dylan Glynn & Justyna Robinson (Eds.), *Polysemy and Synonymy: Corpus Methods and Applications in Cognitive Linguistics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Detel, Wolfgang (o. J.): *Davidsons Bedeutungstheorie*. http://web.uni-frankfurt.de/fb08/PHIL/Detel/Unterver/Download/Einf-th-phil/davidsons-bedeutungstheorie.pdf [zuletzt abgerufen 17. 7. 2014].

Deumert, Ana (im Druck). *Sociolinguistics and Mobile Communication*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Dewey, Martin (2007). *English as a Lingua Franca: An Empirical Study of Innovation in Lexis and Grammar*. Unveröffentlichte Dissertation. King's College London.

Dewey, Martin (2009). English as a Lingua Franca: Heightened Variability and Theoretical Implications. In Anna Mauranen & Elina Ranta (Eds.), *English as a Lingua Franca: Studies and Findings.* Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 60–83.

Dewey, Martin (2012). Towards a *Post-normative* Approach: Learning the Pedagogy of ELF. *Journal of English as a Lingua Franca*, 1(1), 141–170.

Dewey, Martin & Cogo, Alessia (2007). Adopting an ELF Perspective in ELT. *IATEFL Voices*, 199, 11.

Diessel, Holger (2006). Komplexe Konstruktionen im Erstspracherwerb. In Kerstin Fischer & Anatol Stefanowitsch (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie*. Tübingen: Stauffenburg, 39–54.

Diessel, Holger (2011). Review Article of "Language, Usage and Cognition" by Joan Bybee. *Language*, 87, 830–844.

Diessel, Holger (2013). Construction Grammar and First Language Acquisition. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar.* Oxford: Oxford University Press, 347–364.

DUDEN (2000). *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache* [CD-ROM]. Mannheim: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus.

Dummett, Michael (1986). A Nice Derangement of Epitaphs: Some Comments on Davidson and Hacking. In Ernest Lepore (Ed.), *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Oxford: Basil Blackwell, 459–476.

Dummett, Michael (1990). Eine hübsche Unordnung von Epitaphen. Bemerkungen zu Davidson und Hacking. In Eva Picardi & Joachim Schulte (Hrsg.), *Die Wahrheit der Interpretation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 248–278.

Ehlich, Konrad (2007). *Sprache und sprachliches Handeln. Band 1: Pragmatik und Sprachtheorie*. Berlin: de Gruyter.

Ehrenreich, Susanne (2009). English as a Lingua Franca in Multinational Corporations: Exploring Business Communities of Practice. In Anna Mauranen & Elina Ranta (Eds.), *English as a Lingua Franca: Studies and Findings*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 126–151.

Eide, Kristin M. & Åfarli, Tor A. (2007). Flerspråklighet – en utfordring for det generative rammeverket? In Torben Arboe, *Nordisk Dialektologi og Sociolingvistik*. Aarhus: Peter Skautrup Centret for Jysk Dialektforskning, 126–135.

ELF ReN (2013). *English as a Lingua Franca Research Network*. http://english-lingua-franca.org/ [zuletzt abgerufen 30. 8. 2014].

Ellis, Nick C. (1998). Emergentism, Connectionism and Language Learning. *Language Learning*, 48(4), 631–664.

Ellis, Nick C. (2003). Constructions, Chunking and Connectionism: The Emergence of Second Language Structure. In Catherine Doughty & Michael H. Long (Eds.), *The Handbook of Second Language Acquisition*. Oxford: Blackwell, 33–68.

Ellis, Nick C. (2012). Frequency-based Accounts of Second Language Acquisition. In Susan M. Gass, Alison Mackey (Eds.), *The Routledge Handbook of Second Language Acquisition*. London/New York: Routledge, 193–210.

Ellis, Nick (2013). Construction Grammar and Second Language Acquisition. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar.* Oxford: Oxford University Press, 365–378.

Ellis, Nick C. & Cadierno, Teresa (2009). Constructing a Second Language. *Annual Review of Cognitive Linguistics*, 7, 111–139.

Ellis, Nick & Ferreira-Junior, Fernando (2009). Constructions and Their Acquisition: Islands and the Distinctiveness of Their Occupancy. *Annual Review of Cognitive Linguistics*, 7, 187–220.

Ellis, Nick & Larsen-Freeman, Diane (Eds.). (2009). Language as a Complex Adaptive System. *Language Learning*, 59, Supplement 1.

Ellis, Rod (1994). *The Study of Second Language Acquisition*. Oxford: Oxford University Press.

Ertz, Timo-Peter (2008). *Regel und Witz: Wittgensteinsche Perspektiven auf Mathematik, Sprache und Moral*. Berlin: de Gruyter.

Esfeld, Michael (2003). Regelfolgen 20 Jahre nach Kripkes Wittgenstein. *Zeitschrift für Philosophische Forschung*, 57 (1), 128–138.

European Community (o. J.). *Interactive Terminology for Europe (IATE)*. http://iate.europa.eu/SearchByQueryLoad.do;jsessionid=KYG1Sr8KRV0lDYjvcGNHdpj9PvD2DkGXj8g36gzlpsLVL2Fhfz52!1015443919?method=load [zuletzt abgerufen 21. 8. 2014].

Evans, Vyvyan & Green, Melanie (2006). *Cognitive Linguistics: An Introduction*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.

Ferreira, Fernanda (2005). Psycholinguistics, Formal Grammars, and Cognitive Science. *The Linguistic Review*, 22, 365–380.

Fillmore, Charles J. (1968). The Case for Case. In Emmon W. Bach & Robert T. Harms (Eds.), *Universals in Linguistic Theory*. London: Holt, Rinehart &Winston, 1–88.

Firth, Alan (1996). The Discursive Accomplishment of Normality: On "Lingua Franca" English and Conversation Analysis. *Journal of Pragmatics*, 26(3), 237–259.

Fischer, Kerstin & Stefanowitsch, Anatol (Hrsg.). (2006). *Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie*. Tübingen: Stauffenburg.

Fried, Mirjam (2013). Principles of Constructional Change. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 419–437.

Geeraerts, Dirk (2010). Recontextualizing Grammar: Underlying Trends in Thirty Years of Cognitive Linguistics. In Elzbieta Tabakowska, Michal Choinski & Lukasz Wiraszka (Eds.), *Cognitive Linguistics in Action: From Theory to Application and Back*. Berlin: de Gruyter, 71–102.

GER: Europarat für kulturelle Zusammenarbeit (2001). *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen*. Berlin: Langenscheidt.

GIP: Gesellschaft für Interkulturelle Philosophie (2014). Informationen zur Interkulturellen Philosophie. http://www.int-gip.de/informationen.html [zuletzt abgerufen 29. 8. 2014].

Gilquin, Gaëtanelle (2013). The Causative Construction in English as a Foreign and Second Language: A Corpus-based Constructionist Approach. Conference presentation at *Constructionist Approaches to Language Pedagogy Conference, Université Saint-Louis – Brussels, November 8–9, 2013*./In Gaëtanelle Gilquin & Sabine De Knop (Eds.), Constructionist Approaches to Language Pedagogy. Book of Abstracts, *Université Saint-Louis – Brussels*, 42–43.

Gilquin, Gaëtanelle & Gries, Stefan Th. (2009). Corpora and Experimental Methods: A State-of-the-art Review. *Corpus Linguistics and Linguistic Theory*, 5, 1–26.

Givón, Talmy (1979*). On Understanding Grammar*. New York/San Francisco/London: Academic Press.

Globish (2014). *About Globish*. http://www.globish.com/?page=about_globish&lang=en_utf8 [zuletzt abgerufen 29. 8. 2014].

Glock, Hans-Johann (2004). Die schreckliche englische Sprache. In Wilhelm Lütterfelds, Thomas Mohrs & Djavid Salehi (Hrsg.), *Die Welt ist meine Welt: Globalisierung als Bedrohung und Bewahrung kultureller Identität?* Frankfurt a. M.: Peter Lang, 59–77.

Glüer, Kathrin (1993). *Donald Davidson zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Glüer, Kathrin (1999). *Sprache und Regeln. Zur Normativität von Bedeutung*. Berlin: Akademie Verlag.

Glynn, Dylan (2004). Constructions at the Crossroads: The Place of Construction Grammar between Field and Frame. *Annual Review of Cognitive Linguistics*, 2, 197–233.

Gnutzmann, Claus (1999). English as a Global Language: Perspectives for English Language Teaching and for Teacher Education in Germany. In Claus Gnutzmann (Ed.), *Teaching and Learning English as a Global Language*: *Native and Nonnative Perspectives*. Tübingen: Stauffenburg, 157–169.

Gnutzmann, Claus & Intemann, Frauke (2008). Introduction: The Globalisation of English. Language, Politics and the English Language Classroom. In Claus Gnutzmann & Frauke Intemann (Eds.), *The Globalisation of English and the English Language Classroom.* Tübingen: Narr, 9–24.

Goldberg, Adele (1995). *Constructions: A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. Chicago: The University of Chicago Press.

Goldberg, Adele (2003). Constructions: A New Theoretical Approach to Language. *Trends in Cogntive Sciences*, 7(5), 219–224.

Goldberg, Adele E. (2006). *Constructions at Work: The Nature of Generalization in Language*. Oxford: Oxford University Press.

González-Vilbazo, Kay & López, Luis (2012). *Little v and Parametric Variation*. *Natural Language and Linguistic Theory,* 30(1), 33–77.

Gougenheim, Georges, Rivenc, Paul, Michéa, René & Sauvageot, Aurélien (1956). *L'élaboration du français élémentaire : Etude sur l'établissement d'un vocabulaire et d'une grammaire de base*. Paris: E. Privat.

Graddol, David (2006). *English Next: Why Global English May Mean the End of* "*English as a Foreign Language*". London: British Council.

Grice, H. Paul (1993). Logik und Konversation. In Georg Meggle (Hrsg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 243–265.

Gries, Stefan T. (1999). Particle Movement: A Cognitive and Functional Approach. *Cognitive Linguistics*, 10(2), 105–145.

Gries, Stefan T. (2003). *Multifactorial Analysis in Corpus Linguistics: A Study of Particle Placement*. London/New York: Continuum.

Gries, Stefan Th. (2013). Data in Construction Grammar. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 93–108.

Gries, Stefan Th. & Wulff, Stefanie (2005). Do Foreign Language Learners Also Have Constructions? Evidence from Priming, Sorting and Corpora. *Annual Review of Cognitive Linguistics*, 3, 182–200.

Gries, Stefan Th. & Wulff, Stefanie (2009). Psycholinguistic and Corpus-linguistic Evidence for L2 Constructions. *Annual Review of Cognitive Linguistics*, 7, 163–186.

Grimm, Jacob & Grimm, Wilhelm (1984ff). *Deutsches Wörterbuch*. München: dtv. http://www.dwb.uni-trier.de/ [zuletzt abgerufen 19. 9. 2014].

Grondelaers, Stefan (2000). *De Distributie van Niet Anaforisch er Buiten de Eerste Zinplaats: Sociolexicologische, Functionele en Psycholinguïtische Aspecten van er's Status als Presentatief Signaal*. Unveröffentlichte Dissertation. Katholieke Universiteit Leuven.

Grondelaers, Stefan, Speelman, Dirk & Geeraerts, Dirk (2008). National Variation in the Use of *er* "there". Regional and Diachronic Constraints on Cognitive Explanations. In Gitte Kristiansen & René Dirven (Eds.), *Cognitive Sociolinguistics: Language Variation, Cultural Models, Social Systems*. Berlin: de Gruyter, 153–203.

Grosjean, François (2008). *Studying Bilinguals*. Oxford: Oxford University Press.

Gruber, Helmut & Muntigl, Peter (2005). Introduction: Approaches to Genre. In Helmut Gruber & Peter Muntigl (Eds.), Approaches to Genre. Berlin: de Gruyter, 1-19.

Gruber, Helmut (2012). Funktionale Pragmatik und Systemisch-Funktionale Linguistik – ein Vergleich. In Franz Januschek, Angelika Redder & Martin Reisigl (Hrsg.), *Kritische Diskursanalyse und Funktionale Pragmatik*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr, 19–49.

Günthner, Susanne (2008). Die "die Sache/das Ding ist"-Konstruktion im Gesprochenen Deutsch: Eine Interaktionale Perspektive auf Konstruktionen im Gebrauch. In Anatol Stefanowitsch & Kerstin Fischer (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik*. Tübingen: Stauffenburg, 157–178.

Günthner, Susanne & Imo, Wolfgang (Hrsg.). (2006). *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin: de Gruyter.

Haber, Lyn R. (1975). The Muzzy Theory. In Robin Grossman, James San & Timothy Vance (Eds.), *Papers from the Eleventh Regional Meeting, Chicago Linguistic Society*. Chicago: Chicago Linguistic Society, 240–256.

Haberland, Hartmut (2013). ELF and the Bigger Picture. *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(1), 195–198.

Haberzettl, Stefanie (2006). Konstruktionen im Zweitspracherwerb. In Kerstin Fischer & Anatol Stefanowitsch (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie*. Tübingen: Stauffenburg, 55–78.

Hackert, Stefanie (2012). *The Emergence of the English Native Speaker: A Chapter in Nineteenth-Century Linguistic Thought*. Boston: de Gruyter.

Hacking, Ian (1986). The Parody of Conversation. In Ernest Lepore (Ed.), *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Oxford: Basil Blackwell, 447–458.

Hacking, Ian (1990). Die Parodie der Konversation. In Eva Picardi & Joachim Schulte (Hrsg.), *Die Wahrheit der Interpretation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 228–247.

Haid, Andrea (2009). *Die Parametersetzung im kindlichen Spracherwerb*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Wien.

Hakuta, Kenji (1974). Prefabricated Patterns and the Emergence of Structure in Second Language Acquisition. *Language Learning*, 24, 287–298.

Harré, Rom (Ed.). (1993). *Linguistics and Philosophy: The Controversial Interface*. Oxford: Pergamon.

Harré. Rom (1997). Rules and Algorithms: Wittgenstein on Language. In George Wolf & Nigel Love (Eds.). (1997), *Linguistics Inside Out: Roy Harris and His Critics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 136–150.

Harris, Randy Allen (1993). *The Linguistics Wars*. Oxford: Oxford University Press.

Harris, Roy (1987). *The Language Machine*. Ithaca, NY: Cornell University Press.

Harris, Roy. (1988). *Language, Saussure and Wittgenstein*. London/New York: Routledge.

Harris, Roy (1998). *Introduction to Integrational Linguistics*. Oxford: Pergamon.

Harris, Roy (2003). *Saussure and His Interpreters*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Herring, Susan C. (2004). Computer-mediated Discourse Analysis: An Approach to Researching Online Behavior. In Sasha Barab, Rob Kling & James Gray (Eds.), *Designing for Virtual Communities in the Service of Learning*. Cambridge: Cambridge University Press, 338–376.

Hoffmann, Thomas (2007). "Good is Good and Bad is Bad": But How Do We Know Which One We Had? *Corpus Linguistics and Linguistic Theory*, 3(1), 87–98.

Hoffmann, Thomas (2011). *Preposition Placement in English: A Usage-based Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hoffmann, Thomas & Siebers, Lucia (Eds.). (2009). *World Englishes: Problems, Properties and Prospects.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Hoffmann, Thomas & Trousdale, Graeme (Eds.). (2013). *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press.

Hollmann, Willem B. (2013). Constructions in Cognitive Sociolinguistics. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar.* Oxford: Oxford University Press, 491–509.

Hollmann, Willem B. & Siewierska, Anna (2006). Corpora and (the Need for) other Methods in a Study of Lancashire Dialect. *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik*, 54, 203–216.

Hollmann, Willem B. & Siewierska, Anna (2007). A Construction Grammar Account of Possessive Constructions in Lancashire Dialect: Some Advantages and Challenges. *English Language and Linguistics*, 11, 407–424.

Hollmann, Willem B. & Siewierska, Anna (2011). The Status of Frequency, Schemas and Identity in Cognitive Sociolinguistics: A Case Study on Definite Article Reduction. *Cognitive Linguistics*, 22, 25–54.

Holme, Randal (2009). *Cognitive Linguistics and Language Teaching*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Holme, Randal (2010). Construction Grammars: Towards a Pedagogical Model. *AILA Review*, 23, 115–133.

Homberger, Dietrich (2003). *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Reclam.

Honeybone, Patrick (2011). Variation and Linguistic Theory. In Warren Maguire & April McMahon (Eds.), *Analyzing Variation in English*. Cambridge: Cambridge University Press, 155–177.

Hopper, Paul. J. (1998). Emergent Grammar. In Michael Tomasello (Ed.), *The New Psychology of Language: Cognitive and Functional Approaches to Language Structure*. Mahwah, NJ: Laurence Erlbaum, 155–176.

Hopper, Paul J. (2011). Emergent Grammar and Temporality in Interactional Linguistics. In Peter Auer & Stefan Pfänder (Eds.), *Constructions: Emerging and Emergent*. Berlin: de Gruyter, 22–44.

Hopper, Paul J. & Traugott, Elizabeth C. (2003). *Grammaticalization*. 2nd edn. Cambridge: Cambridge University Press.

House, Juliane (1999). Misunderstanding in Intercultural Communication: Interactions in English as a *Lingua Franca* and the Myth of Mutual Intelligibility. In Claus Gnutzmann (Ed.), *Teaching and Learning English as a Global Language*: *Native and Nonnative Perspectives*. Tübingen: Stauffenburg, 73–89.

House, Juliane (2002). Pragmatic Competence in Lingua Franca English. In Karlfried Knapp & Christiane Meierkord (Eds.), *Lingua Franca Communication.* Frankfurt a. M.: Peter Lang, 245–267.

House, Juliane (2009). Subjectivity in English as Lingua Franca Discourse: The Case of *you know*. *Intercultural Pragmatics*, 6(2), 171–193.

Hrachovec, Herbert (2005). Verständigungsschwierigkeiten. Mit Wittgenstein und Psychoanalyse. In Ulrike Kadi & Gerhard Unterthurner (Hrsg.), *sinn macht unbewusstes unbewusstes macht sinn*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 85–101.

Hrachovec, Herbert (2008). Ganze Sätze. Davidson über Prädikation. *Conceptus. Zeitschrift für Philosophie*, 91, 11–32.

Hudson, Richard A. (2007). English Dialect Syntax in Word Grammar. *English Language and Linguistics*, 11, 383–405.

Hüllen, Werner (1982). Teaching a Foreign Language as "Lingua Franca". *Grazer Linguistische Studien*, 16, 83–88.

Hülmbauer, Cornelia (2007). "You moved, aren't?": The Relationship Between Lexicogrammatical Correctness and Communicative Effectiveness in English as a Lingua Franca. *VIEWS: Vienna English Working Papers*, 16(2), 3–35.

Hülmbauer, Cornelia (2009). "We don't take the right way. We just take the way we think you will understand": The Shifting Relationship between Correctness and Effectiveness in ELF. In Anna Mauranen & Elina Ranta (Eds.), *English as a Lingua Franca: Studies and Findings*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 323–347.

Hülmbauer, Cornelia (2010). *English as a Lingua Franca between Correctness and Effectiveness*. Saarbrücken: VDM Dr. Müller.

Hülmbauer, Cornelia (2013). From within and without: The Virtual and the Plurilingual in ELF. *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(1), 47–73.

Hüning, Matthias, Vogl, Ulrike & Moliner, Olivier (Eds.). (2012). *Standard Languages and Multilingualism in European History*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Hynninen, Niina (2006). *Cultural Discourses in CEF: How Do They Relate to ELF?* Unveröffentlichte Masterarbeit. Universität Helsinki.

Hynninen, Niina (2011). The Practice of "Mediation" in English as a Lingua Franca Interaction. *Journal of Pragmatics*, 43(4), 965–977.

Hynninen, Niina (2013). *Language Regulation in English as a Lingua Franca: Exploring Language-regulatory Practices in Academic Spoken Discourse.* Unveröffentlichte Dissertation. Universität Helsinki.

Iorio, Marco (2011). *Regel und Grund. Eine philosophische Abhandlung*. Berlin: de Gruyter.

Iorio, Marco & Reisenzein, Rainer (Hrsg.). (2010). *Regel, Norm, Gesetz: Eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Jaworski, Adam & Coupland, Nikolas (2006). The Discourse Reader. London/New York: Routledge.

Jenkins, Jennifer (2000). *The Phonology of English as an International Language*. Oxford: Oxford University Press.

Jenkins, Jennifer (2002). A Sociolinguistically Based, Empirically Researched Pronunciation Syllabus for English as an International Language. *Applied Linguistics*, 23(1), 83–103.

Jenkins, Jennifer (2003). *World Englishes*. London/New York: Routledge.

Jenkins, Jennifer (2013). *English as a Lingua Franca in the International University: The Politics of Academic English Language Policy.* Abingdon: Routledge.

Jenkins, Jennifer, Cogo, Alessia & Dewey, Martin (2011). Review of Developments in Research into English as a Lingua Franca. *Language Teaching: Surveys and Studies*, 44(3), 281–315.

Jørgensen J. Normann & Spindler Møller, Janus (2014). Polylingualism and Languaging. In Constant Leung & Brian V. Street (Eds.), *The Routledge Companion to English Studies*. Abindgdon: Routledge, 67–83.

Kachru, Braj (1985). Standards, Codification and Sociolinguistic Realism: The English in the Outer Circle. In Randolf Quirk & Henry G. Widdowson (Eds.), *English in the World: Teaching and Learning the Language and Literatures.* Cambridge: Cambridge University Press, 11–30.

Kachru, Braj B. (Ed.). (1992). *The Other Tongue: English Across Cultures*. Urbana, IL: University of Illinois Press.

Kalocsai, Karolina (2014). *Communities of Practice and English as a Lingua Franca*. Berlin: de Gruyter.

Kaltenböck, Gunther (2011). Explaining Diverging Evidence: The Case of Clause-initial *I think*. In Doris Schönefeld (Ed.), *Converging Evidence: Methodological and Theoretical Issues for Linguistic Research*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 81–112.

Kaur, Jagdish (2011). Raising Explicitness through Self-repair in English as a Lingua Franca. *Journal of Pragmatics*, 43, 2704–2715.

Kay, Paul (2013). The Limits of Construction Grammar. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 32–48.

Kay, Paul & Fillmore, Charles J. (1999). Grammatical Constructions and Linguistic Generalizations: The What's X Doing Y? Construction. *Language*, 75(1), 1–33.

Kirkpatrick, Andy (2007). *World Englishes: Implications for International Communication and English Language Teaching*. Cambridge: Cambridge University Press.

Klann-Delius, Gisela (2008). *Spracherwerb*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.

Klimpfinger, Theresa (2009). "She's mixing the two languages together": Forms and Functions of Codeswitching in English as a Lingua Franca. In Anna Mauranen & Elina Ranta (Eds.), *English as a Lingua Franca: Studies and Findings*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 348–371.

Knapp, Karlfried (1985). Englisch als internationale *lingua franca* und Richtlinien. In Karl R. Bausch, Herbert Christ, Werner Hüllen & Hans J. Krumm (Hrsg.), *Forschungsgegenstand Richtlinien*. Tübingen: Narr, 84–90.

Knapp, Karlfried (1987). English as an International Lingua Franca and the Teaching of Intercultural Competence. In Wolfgang Lörscher & Rainer Schulze (Eds.), *Perspectives on Language in Performance*. Tübingen: Narr, 1022–1039.

Kohn, Kurt (2011). English as a Lingua Franca and the Standard English Misunderstanding. In Annick De Houwer & Antje Wilton (Eds.), *English in Europe Today: Sociocultural and Educational Perspectives.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 72–94.

Kortmann, Bernd, Burridge, Kate, Mesthrie, Rajend, Schneider, Edgar W. & Upton, Clive (Eds.). (2004a). *A Handbook of Varieties of English*. *Vol. I: Phonology*. Berlin: de Gruyter.

Kortmann, Bernd, Burridge, Kate, Mesthrie, Rajend, Schneider, Edgar W. & Upton, Clive (Eds.). (2004b). *A Handbook of Varieties of English*. *Vol. II: Morphology and Syntax*. Berlin: de Gruyter.

Krämer, Sybille (2002). Sprache und Sprechen oder: Wie sinnvoll ist die Unterscheidung zwischen einem Schema und seinem Gebrauch? In Sybille Krämer & Ekkehard König (Hrsg.), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 97–125.

Krämer, Sybille & König, Ekkehard (Hrsg.). (2002). *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kripke, Saul (1982). *Wittgenstein on Rules and Private Language*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Künne, Wolfgang (1990). Prinzipien der wohlwollenden Interpretation. In Forum für Philosophie Bad Homburg (Hrsg.), *Intentionalität und Verstehen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 212–236.

Labov, William (1975). Empirical Foundations of Linguistic Theory. In Robert Austerlitz (Ed.), *The Scope of American Linguistics*. Lisse: Peter de Ridder, 77–133.

Labov, William (1996). When Intuitions Fail. In Lisa McNair, Kora Singer, Lise Dobrin & Michelle Aucon (Eds.), *Papers from the Parasession on Theory and Data in Linguistics*. Chicago: Chicago Linguistic Society, 77–106.

Lakoff, George (1977). Linguistic Gestalts. In Woodford A. Beach, Samuel E. Fox & Shulamith Philosoph (Eds.), *Papers from the Thirteenth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*. Chicago: Chicago Linguistic Society, 13, 236–287.

Lakoff, George (1987). *Women, Fire, and Dangerous Things.* Chicago: University of Chicago Press.

Langacker, Ronald (1987). *Foundations of Cognitive Grammar. Vol. 1: Theoretical Prerequisites*. Stanford, CA: Stanford University Press.

Langacker, Ronald (2008). *Cognitive Grammar: A Basic Introduction*. Oxford: Oxford University Press.

Laporte, Samantha (2013). *Innovations in ESL Verb-complementation: Valency- or Construction-based?* Constructionist Approaches to Language Pedagogy (Université Saint-Louis, 8.– 9. November 2013). http://hdl.handle.net/2078.1/134961 [zuletzt abgerufen 8. 8. 2014].

Lasch, Alexander (2011). *Konstruktionen als soziale Konventionen und kognitive Routinen. Tagungsbericht des Arbeitskreises Konstruktionsgrammatik des Deutschen*. http://konstruktionsgrammatik.wordpress.com/2011/09/05/konstruktionen-als-soziale-konventionen-und-kognitive-routinen/ [zuletzt abgerufen 8. 8. 2014].

Lasch, Alexander & Ziem, Alexander (Hrsg.). (2011). *Konstruktionsgrammatik III: Aktuelle Fragen und Lösungsansätze.* Tübingen: Stauffenburg.

Lasch, Alexander & Ziem, Alexander (2014). *Grammatik als Netzwerk von Konstruktionen? Sprachwissen im Fokus der Konstruktionsgrammatik*. Berlin: de Gruyter.

Lasch, Alexander & Ziem, Alexander (Hrsg.). (im Druck). *Konstruktionsgrammatik IV: Konstruktionen und Konventionen als kognitive Routinen*. Tübingen: Stauffenburg.

Lefebvre, Claire (2004). *Issues in the Study of Pidgin and Creole Languages*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Leiss, Elisabeth (2009a). Konstruktionsgrammatik versus Universalgrammatik. In Friederike Schmöe & Wieland Eins (Hrsg.), *Wie wir sprechen und schreiben. Festschrift für Helmut Glück zum 60. Geburtstag*. Wiesbaden: Harrassowitz, 17–28.

Leiss, Elisabeth (2009b). *Sprachphilosophie*. Berlin: de Gruyter.

Lenneberg, Eric H. (1967). *Biological Foundations of Language.* New York: Wiley.

Levshina, Natalia & Heylen, Kris (2014). A Radically Data-driven Construction Grammar: Experiments with Dutch Causative Constructions. In Ronny Boogaart, Timothy Colleman & Gijsbert Rutten (Eds.), *Extending the Scope of Construction Grammar*. Berlin: de Gruyter, 17–46.

Lin Ma (2003/2004). Is There an Essential Difference between Intercultural and Intracultural Communication? *Intercultural Communication*, 6. http://www.immi.se/intercultural/nr6/lin.htm [zuletzt abgerufen 12. 8. 2014].

Liptow, Jasper (2004). *Regel und Interpretation. Eine Untersuchung zur sozialen Struktur sprachlicher Praxis*. Weilerswist: Velbrück.

Littlemore, Jeannette (2009). *Applying Cognitive Linguistics to Second Language Learning and Teaching*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Li Wei (2010). The Nature of Linguistic Norms and Their Relevance to Multilingual Development. In Madalena Cruz-Ferreira (Ed.), *Multilingual Norms*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 397–404.

López, Luis (2012). Gastvortrag am Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, November 2012.

Lütterfelds, Wilhelm (2001). Einleitung. In Wilhelm Lütterfelds & Djavid Salehi (Hrsg.), *„Wir können uns nicht in sie finden". Probleme interkultureller Verständigung und Kooperation*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 7–16.

Lütterfelds, Wilhelm (2002). Wittgensteins Paradox des interkulturellen Verstehens. In Christian Kanzian, Josef Quitterer & Edmund Runggaldier (Hrsg.), *Personen. Ein interdisziplinärer Dialog. Beiträge des 25. Internationalen Wittgenstein Symposiums*. Kirchberg am Wechsel: Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, 151–154.

Lütterfelds, Wilhelm & Salehi, Djavid (Hrsg.). (2001). *„Wir können uns nicht in sie finden". Probleme interkultureller Verständigung und Kooperation*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Mair, Christian (Ed.). (2003). *The Politics of English as a World Language: New Horizons in Postcolonial Cultural Studies.* Amsterdam: Rodopi.

Mall, Ram Adhar (2012). Zur Hermeneutik interkultureller Philosophie. In Monika Kirloska-Steinbach, Gita Dharampal-Frick & Minou Friele (Hrsg.), *Die Interkulturalitätsdebatte – Leit- und Streitbegriffe. Intercultural Discourse – Key and Contested Concepts*. Freiburg/München: Karl Alber, 37–44.

Marsh, George P. (1859). An Apology for the Study of English. In Theodore W. Dwight & George P. Marsh, *Inaugural Addresses of Theodore W. Dwight, Professor of Law, and of George P. Marsh, Professor of English Literature, in Columbia College, New York*. New York: By Authority of the Trustees, 57–93.

Mauranen, Anna (2007). Hybrid Voices: English as the Lingua Franca of Academics. In Kjersti Fløttum (Ed.), *Language and Discipline Perspectives on Academic Discourse*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing. 243–259.

Mauranen, Anna (2009). Chunking in ELF: Expressions for Managing Interaction. *Journal of Intercultural Pragmatics*, 6(2), 217–233.

McArthur, Tom (1998). *The English Languages.* Cambridge: Cambridge University Press.

McDonough, Kim & Trofimovich, Pavel (2008). *Using Priming Methods in Second Language Research*. London/New York: Routledge.

McDowell, John (1992). Meaning and Intentionality in Wittgenstein's Later Philosophy. In Peter A. French, Theodore E. Uehling & Howard K. Wettstein (Eds.), *The Wittgenstein Legacy.* Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, 40–52.

McGinn, Marie (1997). *Wittgenstein and the* Philosophical Investigations. London/New York: Routledge.

Meierkord, Christiane (2002). "Language Stripped Bare" or "Linguistic Masala" ? Culture in Lingua Franca Communication. In Karlfried Knapp & Christiane Meierkord (Eds.), *Lingua Franca Communication.* Frankfurt a. M.: Peter Lang, 109–133.

Meierkord, Christiane (2006). Lingua Franca Communication Past and Present. In Christiane Meierkord (Ed.), *The Sociolinguistics of Lingua Franca Communication: Standardization and Self-Regulation*. Berlin: de Gruyter, 9–30.

Melchers, Gunnel & Shaw, Philip (2003). *World Englishes*. London: Arnold.

Merriam-Webster (2011). *Merriam-Webster.com*. http://merriam-webster.com/ [zuletzt abgerufen 14. 8. 2014].

Močnik, Rastko (1988). Nekaj osnov za umevanje Davidsonovega dela v analitični filozofski tradiciji: spremna beseda. In Donald Davidson, *Raziskave o resnici in interpretaciji*. Ljubljana: ŠKUC, FF, 141–159.

Mortensen, Janus (2013). Notes on the Use of English as a Lingua Franca as an Object of Study. *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(1), 25–46.

Mukherjee, Joybrato & Gries, Stefan Th. (2009). Collostructional Nativisation in New Englishes: Verb-construction Associations in the International Corpus of English. *English World-Wide*, 30(1), 27–51.

Müller, Stefan (2006). *Phrasal or Lexical Constructions? Language*, 82(4), 850–883.

Müller, Stefan (2010). *Grammatiktheorie*. Tübingen: Stauffenburg.

OED Online (2013). *Oxford English Dictionary*. Oxford: Oxford University Press. http://www.oed.com [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

Ogden, Charles K. (1934). *The System of Basic English*. New York: Harcourt, Brace & Co.

Ollinger, Astrid (2012). *The Good ELF User: A Qualitative Meta-analysis of Strategic Language use Behaviours in English as a Lingua Franca*. Unveröffentlichte Masterarbeit. Universität Wien.

Olsher, David (2000). Introduction: Nonnative Discourse. *Issues in Applied Linguistics* 11(1), 5–16.

Ortmann, Günther (2010). Wegweiser oder Wege? Zwei Regelbegriffe. Wittgenstein, Giddens *and beyond*. In Marco Iorio & Rainer Reisenzein (Hrsg.), *Regel, Norm, Gesetz: Eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 95–119.

Östman, Jan-Ola (2005). Construction Discourse: A Prolegomenon. In Jan-Ola Östman & Mirjam Fried (Eds.), *Construction Grammars: Cognitive Grounding and Theoretical Extensions*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 121–144.

Östman, Jan-Ola & Fried, Mirjam (Eds.). (2005). *Construction Grammars: Cognitive Groundings and Theoretical Extensions*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Östman, Jan-Ola & Trousdale, Graeme (2013). Dialects, Discourse, and Construction Grammar. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar.* Oxford: Oxford University Press, 476–490.

Oxford Dictionaries online (2014). *Oxford Dictionaries*. Oxford: Oxford University Press. http://www.oxforddictionaries.com/ [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

Pagin, Peter (1997). Rules. In Peter V. Lamarque (Ed.), *Concise Encyclopedia of Philosophy of Language*. Oxford: Pergamon, 170–177.

Paikeday, Thomas (1985). *The Native Speaker Is Dead! An Informal Discussion of a Linguistic Myth with Noam Chomsky and Other Linguists, Philosophers, Psychologists, and Lexicographers.* Toronto/New York: Paikeday.

Pattanayak, Debi P. (1998). Mother Tongue: An Indian Context. In Rajendra Singh (Ed.), *The Native Speaker: Multilingual Perspectives.* New Delhi: Sage, 124–147.

Pennycook, Alastair (2007). *Global Englishes and Transcultural Flows*. London/New York: Routledge.

Peters, Pam (2008). International English and its Construction. *Australian Review of Applied Linguistics*, 31(3), 35.1–35.10.

Pfeifer, Wolfgang (Hrsg.). (1993). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Berlin: Akademie Verlag.

Phipps, Alison (2006). *Learning the Arts of Linguistic Survival: Languaging, Tourism, Life*. Clevendon: Multilingual Matters.

Pinker, Steven (1994). *The Language Instinct: How the Mind Creates Language*. New York: William Morrow.

Pitzl, Marie-Louise (2009). "We should not wake up any dogs": Idiom and Metaphor in ELF. In Anna Mauranen & Elina Ranta (Eds.), *English as a Lingua Franca: Studies and Findings*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 348–371.

Prodromou, Luke (2008). *English as a Lingua Franca. A Corpus-Based Analysis*. London/New York: Continuum.

Putnam, Hilary (1971). The "Innateness Hypothesis" and Explanatory Models in Linguistics. In John Searle (Ed.), *The Philosophy of Language.* Oxford: Oxford University Press, 130–139.

Quine, Willard van Orman (1951). Two Dogmas of Empiricism. *Philosophical Review*, 60, 20–43.

Quine, Willard van Orman (1960). *Word and Object*. Cambridge, MA: MIT Press.

Quine, Willard van Orman (1980). *Wort und Gegenstand*. Stuttgart: Reclam.

Quirk, Randolf (1981). International Communication and the Concept of Nuclear English. In Larry E. Smith (Ed.), *English for Cross-Cultural Communication*. Basingstoke: Macmillan, 151–165.

Rakoczy, Hannes, Warneken, Felix & Tomasello, Michael (2008). The Sources of Normativity: Young Children's Awareness of the Normative Structure of Games. *Developmental Psychology*, 44(3), 875–881.

Robinson, Peter & Ellis, Nick C. (Eds.). (2008). *Handbook of Cognitive Linguistics and Second Language Acquisition*. London/New York: Routledge.

Rostila, Jouni (2011). Wege zur konstruktiven Kritik der Konstruktionsgrammatik. Eine Replik auf Leiss (2009 a, b). *Zeintschrift für Germanistische Linguistik*, 39(1), 120–134.

Samarin, William (1987). Lingua Franca. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar & Klaus Mattheier (Eds.), *Sociolinguistics: An International Handbook of the Science of Language and Society*. Berlin: de Gruyter, 371–374.

Sampson, Geoffrey (1997). *Educating Eve: The 'Language Instinct' Debate*. London/New York: Cassell.

Sampson, Geoffrey (2005). *The 'Language Instinct' Debate: Revised Edition*. London/New York: Continuum.

Sampson, Geoffrey (2007). Grammar without Grammaticality. *Corpus Linguistics and Linguistic Theory*, 3(1), 1–32.

Saussure, Ferdinand de (2001). *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 3. Auflage. Berlin: de Gruyter.

Savigny, Eike von (1988). *Wittgensteins Philosophische Untersuchungen. Ein Kommentar für Leser*. Frankfurt a. M.: Klostermann.

Schegloff, Emanuel, Jefferson, Gail & Sacks, Harvey (1990). The Preference for Self-correction in the Organization of Repair in Conversation. In George Psathas (Ed.),

Interaction Competence. Washington: The International Institute for Ethnomethodology and Conversation Analysis; University Press of America, 31–61.

Schiffrin, Deborah, Tannen, Deborah & Hamilton, Heidi E. (Eds.). (2001). *Handbook of Discourse Analysis*. Oxford: Blackwell.

Scholz, Barbara C., Pelletier, Francis J. & Pullum, Geoffrey K. (2011). Philosophy of Linguistics. In *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. http://plato.stanford.edu/archives/win2011/entries/linguistics [zuletzt abgerufen 29. 8. 2014].

Searle, John (1969). *Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.

Searle, John (1972). Chomsky's Revolution in Linguistics. *New York Review of Books*, 29. 6. 1972, 16–24. http://www.nybooks.com/articles/archives/1972/jun/29/a-special-supplement-chomskys-revolution-in-lingui/?page=4 [zuletzt abgerufen 26. 8. 2014].

Seel, Martin (1990). Am Beispiel der Metapher. Zum Verhältnis von buchstäblicher und figürlicher Rede. In Forum für Philosophie Bad Homburg (Hrsg.), *Intentionalität und Verstehen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 239–273.

Seidlhofer, Barbara (2001). Closing a Conceptual Gap: The Case for a Description of English as a Lingua Franca. *International Journal of Applied Linguistics*, 11, 133–158.

Seidlhofer, Barbara (2004). Research Perspectives on Teaching English as a Lingua Franca. *Annual Review of Applied Linguistics*, 24, 209–239.

Seidlhofer, Barbara (2005). Key concepts in ELT. English as a Lingua Franca. *ELT Journal*, 59(4), 339–341.

Seidlhofer, Barbara (2007). English as a Lingua Franca and Communities of Practice. In Sabine Volk-Birke & Julia Lippert (Hrsg.) *Anglistentag 2006 Halle Proceedings*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 307–318.

Seidlhofer, Barbara (2009a). Common Ground and Different Realities: World Englishes and English as a Lingua Franca. *World Englishes*, 28(2), 236–245.

Seidlhofer, Barbara (2009b). Orientations in ELF Research: Form and Function. In Anna Mauranen & Elina Ranta (Eds.), *English as a Lingua Franca: Studies and Findings*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing., 37–59.

Seidlhofer, Barbara (2009c). Accommodation and the Idiom Principle in English as a Lingua Franca. *Intercultural Pragmatics*, 6, 195–215.

Seidlhofer, Barbara (2011). *Understanding English as a Lingua Franca.* Oxford: Oxford University Press.

Seidlhofer, Barbara, Breiteneder, Angelika & Pitzl, Marie-Louise (2006). English as a Lingua Franca in Europe. *Annual Review of Applied Linguistics*, 26, 1–34.

SELF (2009). Studying in English as a Lingua Franca. http://www.helsinki.fi/elfa/self [zuletzt abgerufen 30. 8. 2014].

Selinker, Larry (1972). Interlanguage. *IRAL: International Review of Applied Linguistics in Language Teaching*, 10(3), 209–232.

Sinclair, John (1991). *Corpus, Concordance, Collocation*. Oxford: Oxford University Press.

Singh, Rajendra (Ed.). (1998). *The Native Speaker: Multilingual Perspectives*. New Delhi: Sage.

Singleton, David (2005). The Critical Period Hypothesis: A Coat of Many Colours. *International Review of Applied Linguistics*, 43, 269–285.

Smirnova, Elena & Mortelmans, Tanja (2010). *Funktionale Grammatik: Konzepte und Theorien*. Berlin: de Gruyter.

Smit, Ute (2010). *English as a Lingua Franca in Higher Education*. Berlin: de Gruyter.

Smith, Ross (2005). Global English: Gift or Curse? *English Today*, 21(2), 56–62.

Sowden, Colin (2012a). ELF on a Mushroom: The Overnight Growth in English as a Lingua Franca. *ELT Journal*, 66(1), 89–96.

Sowden, Colin (2012b). A Reply to Alessia Cogo. *ELT Journal*, 66(1), 106–107.

Speelman, Dirk, Grondelaers, Stefan & Geeraerts, Dirk (2008). Variation in the Choice of Adjectives in the Varieties of Dutch. In Gitte Kristiansen & René Dirven (Eds.), *Cognitive Sociolinguistics: Language Variation, Cultural Models, Social Systems*. Berlin: de Gruyter, 205–233.

Sperber, Dan & Wilson, Deirdre (1986). *Relevance: Communication and Cognition*. Oxford: Basil Blackwell.

Spitzmüller, Jürgen & Warnke, Ingo H. (2011). *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin: de Gruyter.

Stefanowitsch, Anatol (2007). Linguistics beyond Grammaticality. *Corpus Linguistics and Linguistic Theory*, *3*(1), 57–71.

Stefanowitsch, Anatol (2011). Konstruktionsgrammatik und Grammatiktheorie. In Alexander Lasch & Alexander Ziem (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik III: Aktuelle Fragen und Lösungsansätze*: Tübingen: Stauffenburg, 11–25.

Stefanowitsch, Anatol (2013). Collostructional Analysis. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 290–306.

Stefanowitsch, Anatol & Gries, Stefan Th. (2003). Collostructions: Investigating the Interaction of Words and Constructions. *International Journal of Corpus Linguistics,* 8(2), 209–243.

Steinvorth, Ulrich (2012). Universalism. In Monika Kirloska-Steinbach, Gita Dharampal-Frick & Minou Friele (Hrsg.), *Die Interkulturalitätsdebatte – Leit- und Streitbegriffe. Intercultural Discourse – Key and Contested Concepts*. Freiburg/München: Karl Alber, 56–64.

Stekeler-Weithofer, Pirmin (2000). Kommunikatives Handeln und kooperatives Begreifen. Intentionalismus und sozialer Externalismus in Theorien des Sinnverstehens. In Katalin Neumer (Hrsg.), *Das Verstehen des Anderen*. Berlin: Peter Lang, 13–48.

Swales, John M. (1988). Discourse Communities, Genres and English as an International Language. *World Englishes*, 7(2), 211–220.

Swales, John M. (1990). *Genre Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.

Swan, Michael (2012). ELF and EFL: Are They Really Different? *Journal of English as a Lingua Franca*, 1(2), 379–390.

Swan, Michael (2013). ELF and EFL: A Reply to Henry Widdowson. *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(2), 391–396.

Tomasello, Michael (1995). Language is Not an Instinct. *Cognitive Development*, 10, 131–156.

Tomasello, Michael (1999). *The Cultural Origins of Human Cognition*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Tomasello, Michael (2003). *Constructing a Language: A Usage-Based Theory of Language Acquisition*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Tomasello, Michael (2006). Konstruktionsgrammatik und früher Erstspracherwerb. In Kerstin Fischer & Anatol Stefanowitsch (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie*. Tübingen: Stauffenburg, 19–38.

Tomasello, Michael (2009). *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Tomasello, Michael, Carpenter, Malinda, Call, Josep, Behne, Tanya & Moll, Henrike (2005). Understanding and Sharing Intentions: The Origins of Cultural Cognition. *The Behavioral and Brain Sciences*, 28(5), 675–735.

Trabant, Jürgen (2012). Die Anglisierung der EU. Europa spricht mit gespaltener Zunge. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. 10. 2012.

http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/die-anglisierung-der-eu-europa-spricht-mit-gespaltener-zunge-11929153.html [zuletzt abgerufen 26. 8. 2014].

Traugott, Elisabeth C. (2008a). Grammaticalization, Constructions and the Incremental Development of Language: Suggestions from the Development of Degree Modifiers in English. In Regine Eckardt, Gerhard Jäger & Tonjes Veenstra (Eds.), *Variation, Selection, Development: Probing the Evolutionary Model of Language Change*. Berlin: de Gruyter, 219–250.

Traugott, Elisabeth C. (2008b). Grammatikalisierung, Emergente Konstruktionen und der Begriff der "Neuheit". In Anatol Stefanowitsch & Kerstin Fischer (Hrsg.). *Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik*. Tübingen: Stauffenburg, 5–32.

Urban, Ines (2007). *„Lassma" Weltmeisterschaft machen. Eine grammatische Untersuchung zum Kiezdeutschen.* Unveröffentlichte Magisterarbeit. Humboldt-Universität zu Berlin.

USTA Austria (2014). Brochure about US teaching assistentship. https://www.usta-austria.at/site/programdescription/program [zuletzt abgerufen 27. 8. 2014].

Vertovec, Steven (2007). Super-diversity and its Implications. *Ethnic and Racial Studies*, 30(6), 1024–1054.

Weber, Elisabeth (2013). ELF and Language Teaching. In Yasemin Bayyurt & Sumru Akcan (Eds.), *ELF5 Proceedings of the Fifth International Conference of English as a Lingua Franca May 24–26 2012, Istanbul*. Istanbul: Bo˘gazi¸ci University, 7–13.

Welke, Klaus (2007). *Einführung in die Satzanalyse*. Berlin: de Gruyter.

Welke, Klaus (2009a). Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 37, 81–124.

Welke, Klaus (2009b). Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 37, 514–543.

Welke, Klaus (2009c). Contra Invarianz- Tempus im DaF (I): Präsens und Futur. *Deutsch als Fremdsprache*, 46, 210–217.

Welke, Klaus (2010). Contra Invarianz- Tempus im DaF (II): Perfekt und Präteritum. *Deutsch als Fremdsprache*, 47, 17–25.

Welke, Klaus (2012). Valenz und Konstruktion: Das Passiv im Deutschen. In Klaus Fischer & Fabio Mollica (Hrsg.), *Valenz, Konstruktion und Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 47–90.

Welke, Klaus (2013). Konstruktionsgrammatik und Deutsch als Fremdsprache. *Deutsch als Fremdsprache*, 50, 19–27.

Wenger, Etienne (1998). *Communities of Practice.* Cambridge: Cambridge University Press.

Wenger, Etienne (o. J.). *Communities of Practice: A Brief Introduction*. http://wenger-trayner.com/wp-content/uploads/2012/01/06-Brief-introduction-to-communities-of-practice.pdf [zuletzt abgerufen 22. 8. 2014].

West, Michael (1953). *A General Service List of English Words.* London: Longman, Green and Co.

Widdowson, Henry (1983). *Learning purpose and language use*. Oxford. Oxford University Press.

Widdowson, Henry G. (1990). *Aspects of Language Teaching.* Oxford: Oxford University Press.

Widdowson, Henry G. (1997). EIL, ESL, EFL: Global Issues and Local Interests. *World Englishes*, 16(1), 135–146.

Widdowson, Henry G. (2003). *Defining Issues in English Language Teaching*. Oxford: Oxford University Press.

Widdowson, Henry G. (2004). *Text, Context, Pretext: Critical Issues in Discourse Analysis*. Oxford: Blackwell.

Widdowson, Henry G. (2013). ELF and EFL: What's the Difference? Comments on Michael Swan. *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(1), 187–193.

Wieling, Martijn, Bloem, Jelke, Mignella, Kaitlin, Timmermeister, Mona & Nerbonne, John (im Erscheinen). Measuring Foreign Accent Strength in English: Validating Levenshtein Distance as a Measure. *Language Dynamics and Change*, 4(2).

Wiese, Heike (2012). *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht.* München: C.H. Beck.

Wilson, Neil (1959). Substances without Substrata. *Review of Metaphysics*, 12, 521–539.

Wimmer, Franz M. (2004). *Interkulturelle Philosophie. Eine Einführung*. Wien: Wiener Universitätsverlag (UTB).

Winch, Peter (1997). Can We Understand Ourselves? *Philosophical Investigations*, 20(3), 193–204.

Wittgenstein, Ludwig (1984). *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücer 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. (Werkausgabe Band 1)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Wolf, Hans-Georg & Polzenhagen, Frank (2009). *World Englishes: A Cognitive Sociolinguistic Approach*. Berlin: de Gruyter.

Wulff, Stefanie (2013). Words and Idioms. In Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Eds.), *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 274–289.

Wong-Fillmore, Lilly (1976). *The Second Time Around: Cognitive and Social Strategies in Second Language Acquisition*. Stanford, CA: Stanford University Press.

WrELFA (2011). Written Academic ELF. http://www.helsinki.fi/englanti/elfa/wrelfa.html [zuletzt abgerufen 30.8. 2014].

Zeschel, Arne (2008). Funktionsverbgefüge als Idiomverbände. In Anatol Stefanowitsch & Kerstin Fischer (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik*. Tübingen: Stauffenburg, 263–278.

Zeschel, Arne (2011). Den Wald vor lauter Bäumen sehen – und andersherum. Zum Verhältnis von „Mustern" und „Regeln". In Alexander Lasch & Alexander Ziem (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik III: Aktuelle Fragen und Lösungsansätze*. Tübingen: Stauffenburg, 45–59.

Zheng, Yongyan (2013). An Inquiry into Chinese Leraners' English-learning Motivational Self-images: ENL Learner or ELF User? *Journal of English as a Lingua Franca*, 2(2), 341–364.

Ziem, Alexander & Lasch, Alexander (2013). *Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze*. Berlin: de Gruyter.

Zima, Elisabeth (2013). Cognitive Grammar and Dialogic Syntax: Exploring Potential Synergies. *Review of Cognitive Linguistics*, 11(1), 36–72.

Zima, Elisabeth & Brône, Geert (2011). Ad-hoc-Konstruktionen in der Interaktion: Eine korpusbasierte Studie dialogischer Resonanzerzeugung. In Alexander Lasch & Alexander Ziem (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik III: Aktuelle Fragen und Lösungsansätze*. Tübingen: Stauffenburg, 255–273.

Korpora

ACE (2014). Asian Corpus of English. Director: Andy Kirkpatrick. http://ec-concord.ied.edu.hk/ace/About.html [zuletzt abgerufen 8. 9. 2014].

ELFA (2008). The Corpus of English as a Lingua Franca in Academic Settings. Director: Anna Mauranen. http://www.helsinki.fi/elfa/elfacorpus [zuletzt abgerufen 30. 8. 2014].

TELF (o. J.) Tübingen English as a Lingua Franca. http://projects.ael.uni-tuebingen.de/telf/ [zuletzt abgerufen 30. 8. 2014].

VOICE Project (2007a). *VOICE Transcription Conventions* [2.1]. http://www.univie.ac.at/voice/voice.php?page=transcription_general_information [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

VOICE Project (2007b). Mark-up conventions. *VOICE Transcription Conventions [2.1]*. http://www.univie.ac.at/voice/documents/VOICE_mark-up_conventions_v2-1.pdf [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

VOICE (2013). The Vienna-Oxford International Corpus of English (version 2.0 Online). Director: Barbara Seidlhofer; Researchers: Angelika Breiteneder, Theresa Klimpfinger, Stefan Majewski, Ruth Osimk-Teasdale, Marie-Luise Pitzl, Michael Radeka. http://voice.univie.ac.at [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

VOICE Website (2013). What is VOICE? https://www.univie.ac.at/voice/page/what_is_voice [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

VOICE Project (2014). *VOICE Part-of-Speech Tagging and Lemmatization Manual.* http://www.univie.ac.at/voice/documents/VOICE_tagging_manual.pdf [zuletzt abgerufen 12. 9. 2014].

Deutsches Abstract

Diese Dissertation befasst sich mit Fragen der Korrektheit und Regelmäßigkeit sprachlicher Strukturen unter besonderer Berücksichtigung des *non-native discourse*. Unter der Voraussetzung, dass in der sprachlichen Verständigung nicht nur Regelmäßigkeiten, sondern auch Unregelmäßigkeiten als deren essentieller Bestandteil vorhanden sind, werden in der Dissertation bestimmte Formen von *Ungrammatikalität* erforscht. Ausgehend davon, dass der Regelbegriff in der theoretischen Linguistik zu stark an das Konzept des *native speaker* gebunden ist und somit die Sprache generell (d. h. auch das aktuelle Sprechen in seinen verschiedensten Formen) nicht abdeckt, werden also im Besonderen *ungrammatische* bzw. *inkorrekte* Konstruktionen im Sprechen von *non-native speakern* aus soziolinguistischer, grammatiktheoretischer und sprachphilosophischer Perspektive betrachtet.

Nach einem allgemeinen Überblick zu den Begriffen *native* und *non-native speaker* werden aus jeder der drei Teildisziplinen konkrete Theorien, die sich mit dem *non-native discourse* beschäftigen (könnten) detailliert untersucht und kommentiert. Für den Bereich der angewandten Linguistik und Soziolinguistik wird das Forschungsfeld zum Englischen als Lingua franca genau dargestellt, denn *English as a Lingua Franca* (ELF) ist eine *paradigmatische* und sehr aktuelle Form des *non-native discourse*, die viele unserer herkömmlichen Ideen über Sprache relativiert und im Bereich der angewandten Linguistik der letzten Jahre großes Interesse auf sich zieht. Unter den aktuellen Grammatikmodellen nimmt die *Konstruktionsgrammatik* eine besondere Stelle ein: da sie anstatt Regeln das Konzept der dynamischeren Konstruktionen vorschlägt und Sprache als aus dem Input erlernbar auffasst, wird eine Darstellung heterogener Sprachphänomene möglich. Es werden folglich in der Dissertation auch konkrete ELF-Formen aus konstruktionsgrammatischer Sicht ausgewertet. Der dritte zentrale Themenbereich ist schließlich eine philosophische Untersuchung des Phänomens. Neben Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation und der Diskussion zum Regelfolgen, wird besonders auf Donald Davidsons Theorie zurückgegriffen. Für die Konzipierung der Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native discourse* sowie zwischen regelgeleitetem und irregulärem Sprechen stellen sich besonders seine Artikel „Radical Interpretation“ und „A Nice Derangement of Epitaphs“ als produktiv heraus.

Im Allgemeinen wird abschließend für eine konsequentere Unterscheidung zwischen deskriptiven und präskriptiven Regeln sowie eine Überwindung der (klaren) Unterscheidung zwischen dem *native* und dem *non-native speaker* plädiert.

English Abstract

In this dissertation, I address the problematic issues of correctness and regularity of linguistic structures with a special focus on the so-called *non-native discourse*. My point of departure is the assumption that theoretical linguistics was for a long time, and mostly still is, based on inquiries of idealized *native speaker discourse*, more specifically, of *grammatical sentences* of idealized *native speakers*. Basing my research on existing studies and my own observations of current language phenomena, I question the centrality of the *native speaker* in theories of language. My research thus addresses linguistic regularities (and *irregularities* as well as *ungrammaticality*) from an interdisciplinary perspective, focusing on the specificity of *non-native discourse*.

For that purpose, I first provide a general overview of the use and role(s) of the concepts *native speaker* and *non-native speaker* in the respective subdisciplines. Thereafter, three specific theoretical approaches, which (could) deal with *non-native discourse* are chosen and examined in detail. As this dissertation is located at the intersection of sociolinguistics, formal linguistics, and philosophy of language, I especially discuss potential connections between some empirical approaches to and conceptualizations of *non-native discourse* in *English as a Lingua Franca* (ELF) and some more theoretical approaches to heterogeneous language use. In this respect, Construction Grammar occupies a special place among other general grammar theories. This usage-based model proposes a dynamic concept of construction, which is based on usage frequency and is supposed to replace the traditional notion of stable grammatical rule. From a philosophical perspective, I draw some parallels between these linguistic issues and Donald Davidson's focus on the passing nature of communication (particularly the one in his article "A Nice Derangement of Epitaphs"). In order to illustrate concrete *non-native constructions*, I use examples from the following two corpora of spoken interactions in ELF: VOICE (Vienna-Oxford International Corpus of English) and ELFA (English as a Lingua Franca in Academic Settings).

Lebenslauf

Persönliche Daten

Geboren am 21. 3. 1984 in Wien

Ausbildung

Sept. 1998 – Juni 2002:	Bischöfliches klassisches Gymnasium, Ljubljana – Šentvid (Slowenien).
Okt. 2002 – Dez. 2008:	Diplomstudium Französische Sprache und Literatur, Russische Sprache und Literatur (beides Lehramt); Philosophische Fakultät der Universität in Ljubljana. Titel der Diplomarbeit: „Leksikografski pristopi k osnovnemu besedišču: primer francoskih in ruskih učnih slovarjev [Lexikographische Darstellung des Grundwortschatzes: Beispiele französischer und russischer Lernerwörterbücher].“
seit Oktober 2010:	Doktoratsstudium der Philosophie (Dissertationsgebiet: Sprachwissenschaft); Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien. Titel der Dissertation: „Regel, Fehler, Korrektur. Der *non-native discourse* in Linguistik und Sprachphilosophie.“

Unterbrechung der Studienzeiten

Dez. 2008 – Okt. 2010:	Berufliche Tätigkeit: Lexikografische Tätigkeit (Cornelsen Schulverlage GmbH, Langenscheidt KG, Državna založba Slovenije); Russischlehrerin (Gymnasium Vič Ljubljana), gelegentliche Übersetzungen.

Stipendien

Sept. 2002 – Sept. 2007:	Zois-Stipendium für begabte Studierende (Stiftung Žiga Zois, Slowenien);
Okt. 2011 – Sept. 2013:	Stipendium „Adfutura“ für slowenische Studierende im Ausland (Javni sklad Republike Slovenije za razvoj kadrov in štipendije [Öffentlicher Fonds zur Förderung von Fachkräften und für Stipendien]).
März 2014 – August 2014:	Abschlussstipendium der Universität Wien.

Auslandsaufenthalte zu Studienzwecken

August 2003:	Russischkurs an der Moskauer Staatsuniversität (MGU, Russland);
Sept. 2005 – Juli 2006:	Stipendium Socrates-Erasmus – Studienaufenthalt in Paris (Frankreich) – Institut National des Langues et Civilisations Orientales (INALCO);
März 2008 – Mai 2008:	Stipendium der Russischen Föderation – Studienaufenthalt in Sankt Petersburg (Russland) – Sankt-Petersburger Staatsuniversität (SPbGU);

Sprachkenntnisse

Erstsprache – Slowenisch
Deutsch – fließend
Englisch – fließend
Französisch – fließend
Russisch – sehr gute Kenntnisse
Italienisch – Grundkenntnisse
Serbisch/Kroatisch – Grundkenntnisse

Publikationen

Aufsätze:

Pirc, Ana Monika (2009). Leksikografski pristopi k osnovnemu besedišču [Lexikographische Darstellung des Grundwortschatzes]. *Philological Studies*, 2009 (2), Perm/Ljubljana. http://philologicalstudies.org/dokumenti/2009/vol2/3/41.pdf

Pirc, Ana Monika (2013) Construction Grammar and "Non-Native Discourse". *Theory and Practice in English Studies*, 6(1), 55-73. http://www.phil.muni.cz/plonedata/wkaa/The%20PES/THEPES_2013_Vol%206_issue%201.pdf

Pirc, Ana Monika (2014). The Constructionist Modelling of "Non-native Discourse". *Actes des 16èmes Rencontres Jeunes Chercheurs en Sciences du Langage : Modèles et modélisation dans les sciences du langage (RJC 2013),* 80-92. http://hal.archives-ouvertes.fr/hal-00964890

Pirc, Ana Monika (eingereicht). Grammatiktheoretische Ansätze zum „non-native discourse". *Proceedings der 5. Österreichischen Studierendenkonferenz der Linguistik. Wien, 2012. Wiener Linguistische Gazette*.

Pirc, Ana Monika (eingereicht). *Chunking, Emergence, and Online Production as Theoretical*

Concepts in ELF. *Proceedings of the 6th International Conference of English as a Lingua Franca (ELF6)*. Rom: Roma Tre University Press.

Übersetzungen:

Hansen-Löve, Aage A. (2010): „Ruski formalizem. [Der russische Formalismus]. (Auszüge)". Vorwort in: Viktor B. Šklovski: *Teorija proze*. Koper. Hyperion.

Piaget, Jean (2011). „Logique et connaissance scientifique (Auszüge)". Kapitel in: Andrej Medved : Nek tekst: prolegomena. 1, Entracte: filozofski esej. Koper. Hyperion.

Literarische Übersetzungen:

Sagan, Françoise (2009): *Dober dan, žalost [Bonjour tristesse]*. Ljubljana. Tuma;

Bernhard, Thomas (2013): *Moje nagrade [Meine Preise]*. Ljubljana: Študentska založba (mit U. Brodar und A. Morel).

Konferenzbeiträge

November 2011:	*Theoretische Überlegungen zum Regelbegriff im „non-native discourse"*: Doktoranden- und Habilitandenkolloquium Dynamik, Variation & Differenz, Institut für Nederlandistik, Universität Wien.
Oktober 2012:	*Construction Grammar and „non-native discourse"*. Symposium for Doctoral Students 'A Culture of Language'. Masaryk Universität, Brno (Tschechische Republik).
November 2012:	*Konstruktionen im „non-native discourse"*. V. Österreichische Studierendenkonferenz der Linguistik (ÖSKL). Universität Wien.
Januar 2013 :	*Präsentation des Dissertationsprojekts* beim Workshop mit Prof. Alexander Lasch (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) im Rahmen des Seminars zur Konstruktionsgrammatik am Institut für Germanistik Wien.
Mai 2013:	*Constructionist Approaches to „non-native discourse"*. 16th Rencontres Jeunes Chercheurs (RJC) of the Doctoral School « Langage et langues »; Sorbonne Nouvelle University - Paris 3.
September 2013:	*Chunking, Emergence, and Online Production as Theoretical Concepts in ELF*. The 6th International Conference of English as a Lingua Franca (ELF6); Roma Tre University, Rom.
September 2014:	*Philosophical Approaches to ELF. And vice versa*. The 7th International Conference of English as a Lingua Franca (ELF7); Deree – The American College of Greece, Athen.